

Vol.: 5

KULTURREPORT

EUNIC-Jahrbuch 2012/2013

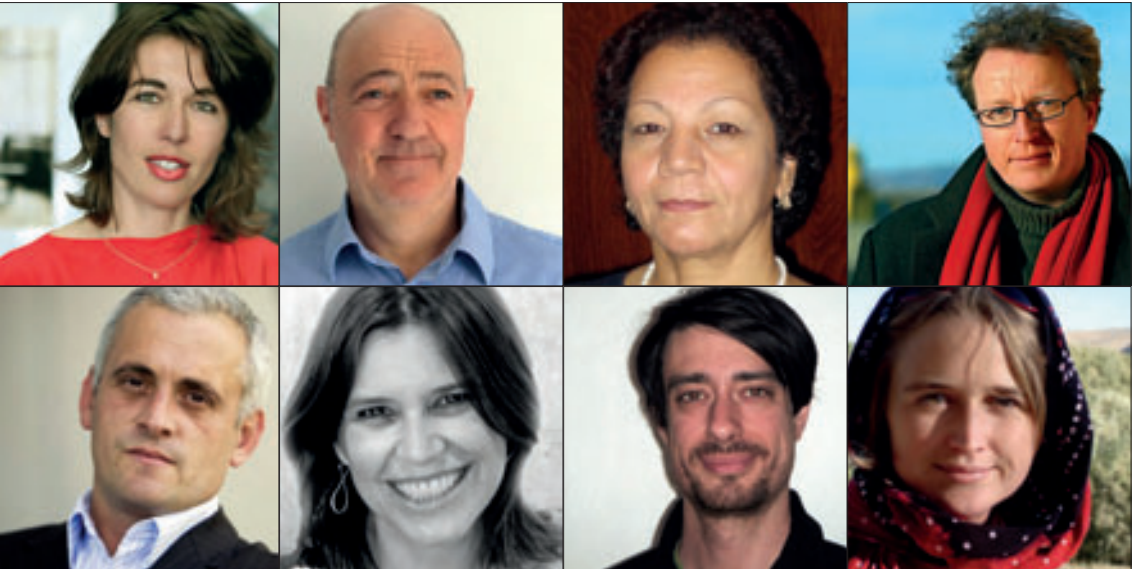
Kultur und Konflikt

Herausforderungen für Europas Außenpolitik

KULTURREPORT
EUNIC-JAHRBUCH
2012/2013

KULTURREPORT

EUNIC-JAHRBUCH 2012/2013



Obwohl ein Gemälde niemals eine Kugel aufhalten kann, kann ein Gemälde verhindern, dass eine Kugel abgefeuert wird. Kultur ist zentral an der Konfliktaustragung zwischen unterschiedlichen Gruppen und Ethnien beteiligt. Was liegt dann näher, als Kultur zur Konfliktregulierung heranzuziehen? Nach Jahrhunderten voller Kriege hat Europa seine spezifischen Erfahrungen des friedlichen und kooperativen Zusammenlebens. Welche Außenkulturpolitik braucht Europa, damit Kunst, Bildung und interkultureller Dialog Türen öffnen und Vertrauen zwischen Gemeinschaften aufbauen - und damit helfen, weltweit Konflikte zu verhindern?

Vorwort	4
Den Schleier lüften <i>Von Sebastian Körber</i>	

1. KAPITEL: DIE POTENZIALE DER KULTUR

Jenseits der kulturellen Nebelwand <i>Von Jochen Hippler</i>	10
Mehr Kultur in der globalen Politik <i>Von Damien Helly</i>	23
Zwischen Sinnspirale und moralischer Fantasie <i>Von Gudrun Kramer, Thomas Ernstbrunner und Wilfried Graf</i>	28
Die Botschaft der Flaschenpost <i>Von Moukhtar Kocache</i>	36
Die Chancen der Kultur <i>Von Katrin Mader</i>	50
Eine Frage der Sicherheit <i>Von Mike Hardy und Aurélie Bröckerhoff</i>	55
Kreative Bürgeranwälte <i>Von Mary Ann DeVlieg, Victoria Ivanova, Sidd Joag, Rosario Pavese und Ole Reitov</i>	63

2. KAPITEL: FRIEDEN SCHAFFEN – LERNEN AUS DEN ERFAHRUNGEN VOR ORT

Heilung aus der Mitte <i>Von Michael Gleich</i>	72
Gegen Trauma und Tabu <i>Von Martina Fischer</i>	77
Afghanistan und darüber hinaus <i>Von Jemima Montagu</i>	86
Krieg beginnt in den Köpfen <i>Von Raphael Vergin</i>	92
Eine Stimme für die Stimmlosen <i>Von Bernd Reiter</i>	98
Die Wahrheit frei machen <i>Von Peter Jenkinson</i>	107

3. KAPITEL: DIE MACHT DES KÜNSTLERS – AUF DER SUCHE NACH EINER GEMEINSAMEN EBENE

Das Politische im Poetischen <i>Von Yang Lian</i>	118
Nicht nur Versöhnungstheater <i>Von Slavenska Drakulić</i>	129
Problemzone Europas <i>Von Beqë Cufaj</i>	139
Mit zwei Augen sehen <i>Von Salwa Bakr</i>	149
Vom Balkon der Besserwisser <i>Von Andrea Grill</i>	157
Mit der Sprache der Musik <i>Von Vladimir Ivanoff</i>	163
Kunst-Kontext Konflikt <i>Von Christian Schoen</i>	170

4. KAPITEL: DIE ROLLE VON EUNIC IN KRISENREGIONEN

Puffer zur Befriedung der Bevölkerung <i>Von Delphine Borione</i>	180
Weit entfernt vom Tonfall des Machbaren <i>Von Gottfried Wagner</i>	185
Nach den Sternen greifen <i>Von Yudhishthir Raj Isar</i>	192
Türen offen halten in schwierigen Zeiten <i>Von Robin Davies</i>	201
Steter Tropfen höhlt den Stein <i>Von Martin Eichtinger</i>	206
Feld des Friedens <i>Von Luciano Rispoli</i>	211
Nahrung für die Seele <i>Ruth Ur im Gespräch mit Jok Madut Jok</i>	215
EUNIC-Jahresbericht	224
Impressum	236

Den Schleier lüften

Von Sebastian Körber

Kultur spielt in Konfliktregionen eine entscheidende Rolle. Sie kann Brücken bauen, aber auch Gräben vertiefen. Wo liegen die Chancen und Herausforderungen und wo liegen die Risiken und Grenzen des kulturellen Engagements in Krisen- und Konfliktgebieten? Diese Frage gehört zwar seit über 20 Jahren zu den Kernthemen der internationalen Beziehungen, ist aber dennoch nicht geklärt. Der ehemalige VN-Generalsekretär Boutros Boutros-Ghali hat sie schon 1992 auf die Agenda der Vereinten Nationen gebracht. Samuel P. Huntingtons Thesen zum Zusammenprall der Kulturen lösten 1993 eine lang anhaltende Debatte über die geopolitische Bedeutung der Kultur aus, und spätestens nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 war jedem klar, dass die Rolle der Kultur in den internationalen Beziehungen nicht nur ein Thema für Schöngelüste ist. Parallel dazu haben die begrenzten Erfolge militärischer Interventionen u.a. in Afghanistan und Irak die Frage aufgeworfen, ob weichere Instrumente wirksamer sein könnten. Auch die internationale Entwicklungshilfe, die sich, so etwa Damien Helly in diesem Band, in einer existenziellen Krise befindet, sucht nach alternativen Herangehensweisen in fragilen Staaten. Insofern ist es nur konsequent, dass sich auch das Europäische Netzwerk der Nationalen Kulturinstitute (EUNIC) die Frage stellt, welche Rolle die Kultur für Konfliktbearbeitung spielen kann.

Die gute Nachricht zuerst: Die Zahl der

besonders gewaltsamen Konflikte ist seit 1992 um 40 Prozent gesunken, wie der Journalist Michael Gleich in diesem Band feststellt. Dass dieser Hinweis für viele überraschend ist, sieht er als typisches Resultat der Realitätsverzerrung in den Medien: Nicht die Gewalt hat zugenommen, sondern die Berichterstattung darüber. Erfolgreiche Krisenprävention, die Abwesenheit von Konflikten, ist für die Medien nicht attraktiv. Gilt dieser blinde Fleck auch für die Wissenschaft? Eigentlich sollte es doch für die Forschung kein dringenderes Thema geben, meint Gleich. Aber die leise Arbeit der Kultur hat es auch in Fachzeitschriften und auf Kongressen schwer, gegenüber dem „Getöse des Konflikts“, wie es der chinesische Schriftsteller Yang Lian ausdrückt, Gehör zu finden.

Wenn es darum geht, die Erfolge der Kulturarbeit als Mittel der Konfliktlösung nachzuweisen, verlieren sich aber auch die Vertreter von Kulturinstitutionen oft in vagen Formulierungen. Gottfried Wagner, ehemaliger Leiter der Europäischen Kulturstiftung in Amsterdam, warnt daher auch vor allzu schlichter kultureller Konflikt-Rhetorik. „Wer über die Kraft der Kultur spricht, darf von ihrer Fähigkeit, Propaganda und Ideologie zu verbreiten, nicht schweigen,“ fordert die Schriftstellerin Slavenka Drakulić und erinnert an die Autoren, Journalisten und Sprachwissenschaftler, die im Jugoslawienkrieg zu Zahnradchen der nationalistischen Propaganda wurden. Wenn Konflikte als eine Auseinandersetzung kultureller Werte interpretiert werden, wird aus einem Interessenskonflikt ein wesentlich schwerer zu lösender Konflikt um Identität, resümiert der Politikwissenschaftler Jochen Hippeler. Diese Kulturalisierung von Konflikten sorge dafür, dass nüchterne Interessen wie

Rohstoff- oder Energieversorgung hinter einer kulturellen Nebelwand verschwinden. Aufgabe des Kulturdialogs könne es aus diesem Grund nicht sein, Konflikte zu lösen, sondern den Blick auf die eigentlichen Konfliktursachen frei zu legen, so Hippler.

„Menschen brauchen Sinnhaftigkeit und wollen stets Sinn herstellen. Auch anhaltende Gewalt erfordert einen Erzählrahmen“, beschreibt die in Jerusalem lebende Konfliktexpertin Gudrun Kramer die „Sinnspirale“ aus Werten, Symbolen, Liedern, Denkmälern und Straßennamen. Es gehe also darum, die Dynamik emotionsgeladener Mythenbildung und verhärteter Ideologien zu stoppen, die zur Eskalation von Konflikten beiträgt. Von einem „Prozess des Verlernens“ spricht der Kurator Moukhtar Kocache und mahnt an, den „katastrophalen Gedanken von einem Kampf der Kulturen“ zu überwinden und stattdessen die verflochtene Geschichte und die Veränderlichkeit von Kulturen zu akzeptieren. Robin Davies, der erst jüngst vom NATO-Hauptquartier zum British Council wechselte, gibt zu, dass er die transformierende Kraft der Kultur zwar lange unterschätzt habe, appelliert jetzt jedoch umso nachdrücklicher dafür, dass wir Kultur nicht mehr länger getrennt von der Mainstream-Politik der internationalen Beziehungen verstehen sollten.

Und EUNIC? Hier vertritt Raj Isar, der zurzeit zwischen Lehraufträgen in Sydney und Paris hin und her pendelt, eine provokative Meinung: Obwohl er das Potenzial der Kunst als Vektor und Instrument der Konfliktlösung hoch einschätze, empfiehlt er dem Netzwerk, zwar moralische Unterstützung zu leisten, ansonsten aber die komplexe Aufgabe der Konfliktbewältigung lieber Spezialisten zu überlassen. Er denkt an qualifizierte „Concord-Organisa-

sationen“, die Menschen mit fundamental entgegengesetzten Ansichten, wie man sie in gespaltenen Gesellschaften findet, zusammenbringen, um einen Dialog zu initiieren oder Training für Konfliktmanagement anzubieten.

Aber auch an ermutigenden Stimmen fehlt es in diesem Band nicht. Der österreichische Diplomat Martin Eichinger spricht von einer „erhabenen Aufgabe“. Die Kulturinstitute sollen mit mutigen, nachdenklichen Stimmen den Boden bereiten, um Stereotype und Vorurteile abzubauen. Steter Tropfen höhle den Stein. In Anlehnung an Winston Churchill lobt er die Kultur des Zuhörens: „In einem Konflikt erfordert es nicht nur Mut, sich zu erheben und das Wort zu ergreifen, sondern auch ruhig dazusitzen und zuzuhören.“ Die aktuelle EUNIC-Präsidentin Delphine Borione betont, dass die europäischen Kulturinstitute den Beitrag der Kultur zur wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Entwicklung besonders glaubwürdig herausstellen können, weil sie Länder vertreten, die teils jahrhundertealte Konflikte hinter sich haben.

Dies ist der fünfte Band des Kulturreports zu den Fortschritten und Defiziten der europäischen Kulturbeziehungen und der zweite Band, der als EUNIC-Jahrbuch erscheint. Ich danke allen Autoren, Übersetzern und Redakteuren sowie den Mitgliedern des EUNIC-Netzwerks für ihre Unterstützung. Mein besonderer Dank gilt der Robert Bosch Stiftung, die den Kulturreport seit seiner Entstehung großzügig finanziert hat. Ich freue mich, dass mit Hilfe des British Council, der Gulbenkian Stiftung und des französischen Außenministeriums wieder mehrere Sprachfassungen erscheinen konnten.



Sebastian Körber ist Stellvertretender Generalsekretär und Leiter der Abteilung Medien des Instituts für Auslandsbeziehungen

Die Potenziale der Kultur

Es gibt keinen Zweifel: Kultur kann helfen, Konflikte zu lösen (und kann auch missbraucht werden, um sie zu schüren). Kulturarbeit kann aber nicht politische (und ökonomische) Initiativen zur Lösung von Konflikten ersetzen. Wie kann Kultur zur Konfliktregulierung beitragen? Wie können wir die positive Rolle der Kultur nutzen? Welche außerkulturpolitischen Initiativen braucht Europa in Krisenregionen?





Jenseits der kulturellen Nebelwand Solange ein Konflikt durch Interessensunterschiede bestimmt wird, lassen sich oft pragmatische Kompromisse finden: Quoten im öffentlichen Dienst, Teilung von Land oder Ressourcen. Wenn aber unterschiedliche kulturelle Werte als Teil der Auseinandersetzung interpretiert werden, entsteht ein Konflikt um Identität. Was liegt näher, als dann Kultur zu dessen Lösung heranzuziehen? *Von Jochen Hippler*



Spätestens seit den neunziger Jahren und massiv seit den Terroranschlägen des 11. September 2001 geriet der Zusammenhang von Kultur und kulturellen Faktoren mit potenziell oder tatsächlich gewaltsamen Konflikten verstärkt in die Aufmerksamkeit von Politik und Wissenschaft. Tatsächlich ist diese Diskussion bereits viel älter, auch wenn sie nicht zu jeder Zeit in gleicher Intensität geführt wurde. Als Samuel Huntington 1993 einen viel beachteten Aufsatz zum „Zusammenprall der Kulturen“ publizierte (und diesem bald ein gleichnamiges Buch folgen ließ), entbrannte eine intensive und globale Diskussion, die schließlich mit dazu beitrug, dass die Vereinten Nationen das Jahr 2001 auf Vorschlag des damaligen iranischen Präsidenten Mo-

hammad Khatami zum „Jahr des Dialogs der Zivilisationen“ erklärten. Ausgerechnet in diesem Jahr fanden die Terroranschläge al-Qaidas am 11. September statt.

Durch dieses Verbrechen und den folgenden „Krieg gegen den Terrorismus“ der USA (einschließlich Guantanamo und Abu Ghraib), sowie die Kriege in Afghanistan und dem Irak wurde das muslimisch-westliche Verhältnis schwer belastet. Zugleich bemühten sich viele Regierungen und zahlreiche private Akteure um die Verstärkung des westlich-islamischen Dialogs, durch den man sich eine Dämpfung der aktuellen und eine Prävention zukünftiger Konflikte versprach. Er trat aber nach ein paar Jahren stärker in den Hintergrund, als die dramatischen Bilder des 11. September zu verblassen begannen.

Bald erregte ein anderer Aspekt des Zusammenhangs von Kultur und Konflikt die öffentliche Aufmerksamkeit. Das Problem fragiler und scheiternder Staaten und die Erfahrung begrenzter Stabilisierungserfolge trotz hohem personellen und Mitteleinsatz in Afghanistan (und einige Jahre lang im Irak) werfen die Fragen auf, ob sicherheitspolitische (insbesondere militärische) Politikmittel in solchen Konfliktsituationen nicht überschätzt werden, und ob nicht andere, „weichere“ Instrumente anwendbar und erfolgver-

sprechender sind. Dies gilt umso mehr, als viele der fraglichen Konfliktodynamiken eng mit ethnischen oder religiösen – also kulturellen – Faktoren verknüpft sind, die militärisch kaum beeinflussbar sind. Es liegt nahe, dass eine kulturell orientierte Politik in solchen Fällen stärker genutzt werden könnte – womit die europäische Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik an Bedeutung gewönne, die ja ebenfalls ein wichtiger Träger des „Dialogs der Kulturen“ war und weiter sein kann.

Inner- oder zwischengesellschaftliche Konflikte beruhen meist auf gegensätzlichen Interessen. Wenn Akteure oder Gruppen gleiche oder ähnliche Interessen verfolgen, sind Konflikte wenig wahrscheinlich und selten. Falls sie doch auftreten, etwa durch Missverständnisse oder aufgrund psychologischer Faktoren, bleiben sie in der Regel von eher kurzer Dauer und sind Lösungen relativ zugänglich, etwa durch Kompromiss. Konflikte tendieren dazu, um so schwerwiegendere Formen anzunehmen und um so schwerer lösbar zu sein, je stärker sich die Interessen der jeweiligen Akteure widersprechen. Interessenskonflikte in Form eines Nullsummenspiels (was eine Seite gewinnt, verliert die andere) sind strukturell offensichtlich besonders problematisch – und wenn sie um existenziell wichtige Güter geführt werden, besonders hartnäckig, bitter und schwer zu überwinden.

Der Verweis auf unterschiedliche, sich widersprechende oder ausschließende „Interessen“ kann allerdings vorschnell suggerieren, dass die resultierenden Konflikte einen gewissermaßen „objektiven“ Charakter trügen. Zwar mag dies in einigen Extremfällen vorkommen – wenn etwa die eine Seite eine nicht teilbare Ressource zum eigenen Überleben braucht,

die auch die andere aus gleichem Grund benötigt –, aber in der Regel sind „Interessen“ nicht „objektiv“, sondern sozial vermittelt.

Was meine Interessen sind, ist nicht mit dem Taschenrechner oder Metermaß zu bestimmen, sondern hängt von den eigenen Bedürfnissen, Absichten, Eigenschaften und anderen Faktoren ab, also davon, wer ich bin und was ich im Leben für wichtig oder belanglos halte. Ob und in welchem Maß ich Alkohol, Kunst, Geselligkeit, Ruhe, Geld, Prestige, Sportwagen oder anderes für mein Leben als zentral oder weniger wichtig betrachte, hängt auch davon ab, was für eine Person ich bin und wie ich mein Leben führen möchte.

Ähnliches gilt auch für kleinere oder größere Gruppen oder ganze Staaten: „Lebensraum im Osten“ war im politisch-gesellschaftlichen Kontext des Deutschlands der dreißiger und der ersten Hälfte der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts offensichtlich ein entscheidendes „nationales Interesse“ – in den sechziger Jahren war dies kein Thema mehr und auch heute ist es keines.

Konkurrenz partikularer politischer Kulturen

Anders ausgedrückt: Was „Interessen“ sind, die eine wichtige Rolle beim Entstehen und dem Verlauf von Konflikten spielen, ist erstens auch sozial, subjektiv und „kulturell“ bestimmt und zweitens wandelbar. Man könnte formulieren, dass Interessen die gesellschaftliche und damit auch kulturelle Artikulation von sozial ausgehandelten, gemeinsamen Zielen, Absichten und Notwendigkeiten darstellen, die sich aufgrund innergesellschaft-

licher Auseinandersetzungen ergeben. Sie sind damit ein Produkt der „politischen Kultur“ einer Gruppe oder Gesellschaft, das sich in der Konkurrenz partikularer politischer Kulturen von Subgruppen herausbildet.

Dabei fließen sicher „objektive“ Interessensdimensionen ein (Exportnotwendigkeiten, Weidegründe, Verminderung des Bevölkerungsdrucks etc.). Letztlich handelt es sich bei „Interessen“ aber vor allem um die handlungsleitende Artikulation der Perzeption objektiver Reproduktionsnotwendigkeiten, und nicht um diese selbst. Letztere sind selten unmittelbar und unabweisbar, sondern meist pfadabhängig (stellt man eine Ökonomie stärker auf den Binnenmarkt um, reduziert sich die Exportabhängigkeit; eine Verschiebung von extensiver Viehwirtschaft zum Ackerbau lässt den Bedarf nach Weidegrund sinken) und zugleich kulturell definiert. Damit wird die politische Kultur einer Gesellschaft oder Gruppe zum relevanten Faktor der Konfliktgenese – und damit auch der potenziellen Konfliktbearbeitung.

Zur kulturell geprägten Artikulation „objektiver“ Reproduktionsnotwendigkeiten tritt ein zweiter Aspekt hinzu: Häufig werden bei einer Konfliktgenese nicht einfach nur die eigenen Interessen artikuliert, sondern diese mit der eigenen oder der wahrgenommenen Identität einer anderen oder Gegenpartei verknüpft. Nicht mehr allein, was ich will, sondern auch wer ich bin (oder wer die Gegenseite ist oder vorgeblich ist) wird zum Teil des Konflikts. Dabei können Vorurteile oder verzerrte Bilder einer fremden Gruppe eine wesentliche Rolle spielen.

Anders ausgedrückt: Menschen und Gruppen betrachten Konkurrenten um

Macht oder Ressourcen oft nicht nur als Konkurrenz, sondern gerade in heterogenen Gesellschaften auch als kulturell oder ethnisch „anders“. Und oft wird diese Andersartigkeit zur Begründung eines Konfliktes genommen, obwohl es vielleicht nur um handfeste Interessen geht, etwa um Land, Jobs oder Einfluss. So können Konflikte „kulturalisiert“ werden –, was sie viel schwerer lösbar macht.

Denn solange ein Konflikt vorwiegend durch Interessenunterschiede bestimmt wird, lassen sich oft pragmatische Kompromisse finden: Quoten im öffentlichen Dienst, Teilung von Land oder Ressourcen. Wenn die gleichen Konfliktlinien aber zusätzlich als Teil einer Auseinandersetzung unterschiedlicher kultureller Werte interpretiert werden, wird aus dem Interessenkonflikt ein Konflikt um Identität. Und in diesem Fall werden Kompromisse schwierig: Ihre unterschiedlichen Interessen mögen Gruppen durch Kompromisse belegen können – aber wenn es um die eigene Identität geht, sind Kompromisse selten. Wer ich bin, steht nicht zur Verhandlung, höchstens was ich möchte. Auch wer bereit ist, über eine konfliktdämpfende Abgrenzung von Interessensphären zu sprechen, wird die eigene Identität kaum zur Disposition stellen.

Ein dritter Aspekt kultureller Einflüsse auf Konfliktodynamiken besteht im Zusammenhang von Grenzziehung nach

„Die politische Kultur einer Gesellschaft oder Gruppe wird zum relevanten Faktor der Konfliktgenese – und damit auch der potenziellen Konfliktbearbeitung.“

außen und Mobilisierung nach innen. Politische Kultur, insbesondere politische Identitäten, können zur Ressource politischer Akteure werden, allerdings dabei auch ein gewisses Eigenleben gewinnen, das unter ungünstigen Umständen außer Kontrolle geraten mag. Politische Identitäten, darunter auch Ethnizität im weiten Sinne (also unter Einbeziehung nationaler, religiöser oder tribaler Elemente), sind in der Regel weniger klar bestimmt und weniger leicht bestimmbar, als von vielen Akteuren behauptet und von vielen Beobachtern angenommen wird.

Gerade ihre Unbestimmtheit gestattet es allerdings, diese politischen Identitäten als Mittel der Grenzziehung und zur Definition von „Ingroup“ und „Outgroup“ zu nutzen. Sie können dabei integrativ angewandt werden (beispielsweise: alle Muslime sind gleich und bilden eine Gemeinschaft, auch wenn sie zu unterschiedlichen Nationen oder Sprachgruppen gehören), aber auch fragmentierend (etwa: Schiiten sind gar keine wirklichen Muslime, sondern Ketzer). Solche Grenzziehungen treffen auf eine gesellschaftliche Realität, die immer von einer Vielzahl überlappender Identitäten geprägt ist. So kann man ja zugleich Iraker, Muslim, Sunnit, Kurde, säkular sein, und zusätzlich noch Intellektueller, Mann, Mitglied einer bestimmten Partei, Musiker und Familienvater, um nur einige Möglichkeiten zu nennen. Die Leistung der Bildung personeller Identität besteht nun im Normalfall gerade darin, all diese Eigenschaften und Teilidentitäten zusammenzuführen, Prioritäten zu klären, potenzielle Widersprüche aufzulösen oder zu versöhnen, und wenn möglich zu integrieren. Dies ist eine kreative und „kulturelle“ Aufgabe, die Individuen und Grup-

pen unterschiedlich gut erfüllen.

Im Kontext von beginnenden oder eskalierenden politisch-sozialen Konflikten, insbesondere wenn diese zu gewaltsamen Austragungsformen neigen, können bestimmte Aspekte von Identität unter Druck geraten, insbesondere solche mit potenziell oder real politischen Implikationen. Wenn beispielsweise Angehörige einer religiösen, nationalen oder ethnischen Gruppe systematischer Verfolgung ausgesetzt sind, gewinnt die Zugehörigkeit (oder Nicht-Zugehörigkeit) zu dieser Gruppe bzw. der entsprechende Teil der eigenen Identität an Bedeutung. Im Extremfall kann es zur Frage von Leben und Tod werden, einer bestimmten Gruppe anzugehören oder nicht (Hutu/Tutsi, Juden/„Arier“).

Die Neudefinition oder Neubewertung von Gruppenzugehörigkeiten verändert die politische Kultur eines Landes grundlegend und ist ein häufiger Bestandteil von Konfliktodynamiken. In Ex-Jugoslawien, dem Irak oder Syrien war die Bedeutung solcher Faktoren für die Eskalation politischer Gewalt deutlich zu beobachten. Sobald in einem solchen Kontext ein gewisses Gewaltniveau überschritten wird, beschleunigen und vertiefen sich die Grenzziehungen, und die Frage der ethnischen Identität wird zur Frage persönlicher Sicherheit: Die Bedrohung kommt objektiv oder subjektiv von einer anderen ethnischen Gruppe; Schutz kann nur durch Milizen oder andere Einheiten der „eigenen Gruppe“ gewährt werden.

Das berechnete oder unberechtigte Gefühl der Bedrohung durch eine „fremde“ und die Schutzmöglichkeit durch Organisationen der „eigenen“ Gruppe bieten Ansatzpunkte der Mobilisierung von politischer Unterstützung, Aktivierung

und Rekrutierung durch ethnische Gewaltunternehmer. Hierbei kommt es zur Spaltung einer Gesellschaft in verfeindete und sich wechselseitig bedrohende Großgruppen einerseits und zu einem wachsenden Homogenisierungs- und Disziplinierungsdruck innerhalb dieser Gruppen andererseits. Die jeweiligen politischen Eliten können die Abgrenzung und Konfrontation nach außen nutzen, um im Inneren die eigene Macht zu legitimieren, zu stärken und gesellschaftliche Mobilisierung zu generieren und zu instrumentalisieren.

An dieser Stelle bleibt nachzutragen, dass die bisher genannten Aspekte der „politischen Kultur“ alle auf der Ebene der individuellen und kollektiven Identität liegen, also auf einem weiten Kulturbegriff beruhen. Diese Fragen sind aber durchaus mit denen der Kultur im engeren Sinne verbunden. So können Musiker, Historiker, Archäologen, Sprachwissenschaftler und andere Kulturschaffende eine wichtige Rolle bei der Schärfung oder gar Schaffung ethno-nationaler, ethno-religiöser oder anderer politischer Identitäten spielen – etwa durch die Konstruktion oder Vereinheitlichung einer Nationalsprache, die rückwirkende Konstituierung einer „Nationalgeschichte“ oder durch die Postulierung einer Nationalliteratur, nationalen Musik oder Kultur im Allgemeinen.

So werden Kunst und Kultur in den Dienst der Identitätsbildung gestellt, so schaffen oder stärken sie Ansatzpunkte oder Möglichkeiten, sich mit einer sozialen Großgruppe auch emotional zu identifizieren, die zuvor vielleicht in dieser Form gar nicht oder nur eingeschränkt existierte. Dabei kann die Geschichtswissenschaft je nach Kontext, Bedarf

und Ausgangssituation reale historische Gemeinsamkeiten herausarbeiten, ideologisch systematisieren und in einen neuen Sinnzusammenhang stellen, oder die national gedachte Gegenwart in die Vergangenheit rückprojizieren und dazu alte Mythen wiederbeleben oder neue schaffen. Die Sicht, sich eine deutsche Nation bruchlos aus und in Fortsetzung der Geschichte der Germanen zu denken und den „Hermann“ der Varusschlacht als quasi-deutschen Freiheitshelden zu verehren, darf als Beispiel gelten. Dichtung, Geschichtswissenschaft, Malerei, Musik und Architektur („Hermannsdenkmal“) übernahmen wichtige Rollen, um aus den zahllosen deutschen Identitäten eine möglichst einheitliche Identität zu formen, die zugleich gegen die „Welschen“ (Römer, Franzosen) gerichtet sein sollte.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts (und oft noch die ersten Jahrzehnte danach) waren gerade in Mittel-, Ost- und Südosteuropa eine Zeit der kulturell gestützten nationalen Identitätsbildung. Vergleichbare Prozesse fanden und finden auch auf der Ebene ethnischer Gruppen, religiöser Bewegungen oder größerer tribaler Einheiten statt – sind aber offensichtlich nur eine politisch-historische Option neben anderen, denn viele „Nationen“ oder ethnische Gruppen gehen im Verlauf ihrer Geschichte völlig in anderen auf. Im Kontext der Stärkung oder Schwächung alter oder neuer politischer Gruppenidentitäten können Kunst und Kultur auch im engeren Sinne zentrale Bedeutung gewinnen – und Konfliktdynamiken beeinflussen. Auch staatliche oder nichtstaatliche Kulturpolitik wird dann konfliktrelevant.

Bisher war explizit oder implizit von innergesellschaftlichen Gruppenkon-

flikten die Rede. Allerdings kann es auch zwischen Staaten zu kulturell aufgeladenen Konflikten kommen – man denke nur an die frühere „deutsch-französische Erbfeindschaft“, die ja aus angeblich grundlegend unterschiedlichen Mentalitäten, Kultur- und Wertesystemen abgeleitet wurde.

Daneben kommt es auf der Ebene oberhalb oder quer zu einzelnen Nationalstaaten zu kulturell beeinflussten Konflikten. Das kann im regionalen Maßstab der Fall sein, wenn etwa bestimmte kulturelle, ethnische oder andere Identitätsgruppen in mehreren benachbarten Ländern leben (Kurden in der Türkei, Iran, Irak, Syrien) und die jeweiligen Konflikte direkt oder indirekt verknüpft sind und sich gegenseitig beeinflussen.

Etwas anders gelagert sind die Konfliktpotenziale, wenn solche Gruppen in anderen, auch weiter entfernten Diasporagemeinden leben (türkische und kurdische Migranten in Deutschland, nordafrikanische in Frankreich). Wenn Diasporagemeinschaften im Kontext fremder Kulturkreise und Rechtssysteme und bei begrenztem Austausch mit den Ursprungsgesellschaften existieren, kommen zusätzliche Faktoren zur Konflikt-dynamik hinzu, die aus dem Grad der Integration oder Nichtintegration in den

„Im Kontext der Stärkung oder Schwächung alter oder neuer politischer Gruppenidentitäten können Kunst und Kultur auch im engeren Sinne zentrale Bedeutung gewinnen – und Konfliktdynamiken beeinflussen.“

neuen Heimatländern entspringen. Diese müssen hier allerdings unberücksichtigt bleiben.

Ein Sonderfall des Zusammenhangs von Kultur und Konflikt besteht auf einer sehr allgemeinen Ebene, nämlich bei den anfangs erwähnten westlich-islamischen Beziehungen. Hier werden zwei schwer vergleichbare Kategorien gegenübergestellt: „Muslime“ sind offensichtlich religiös-kulturell zu bestimmen, sie werden aber nicht den Christen (oder anderen Religionsgemeinschaften, auch nicht Atheisten) gegenübergestellt, sondern einer Großgruppe, die eben nicht religiös (oder anti-religiös), sondern auf unbestimmte Art kulturell bestimmt wird. So wird das Christentum häufig explizit oder implizit „dem Westen“ zugerechnet, aber dies würde Kopten, Maroniten und andere Christen im Nahen Osten und sehr viele Christen etwa in Asien, Afrika und Lateinamerika durch ihre Religionszugehörigkeit dem „Westen“ zuschlagen, was kaum sinnvoll ist. Aber umgekehrt kann die Zugehörigkeit zum Westen auch nicht durch agnostische, säkulare, anti-religiöse oder atheistische Einstellungen gekennzeichnet werden, weil sonst viele US-Bürger oder Europäer ausgegrenzt würden.

Ungeklärt bleibt bei dieser Gegenüberstellung auch, ob die vielen Millionen in Europa und Nordamerika lebenden Muslime nun der „muslimischen“ oder der „westlichen“ Seite dieses Gegensatzpaares zuzuordnen wären.

So unbestimmt und kaum klar zu definieren die Bezugsgruppen des „westlich-islamischen Gegensatzes“ auch sein mögen, so wenig lässt sich bestreiten, dass er durchaus reales Konfliktpotenzial birgt. Aber so wenig sich westliche Politik und

militärische Interventionen im Nahen und Mittleren Osten tatsächlich gegen „den Islam“ richten (wie in der Region oft und gern unterstellt wird), sondern in der Regel auf die Wahrnehmung konkreter Interessen zielen, so wenig sind die muslimisch geprägten Gesellschaften von einer pauschalen Ablehnung „des Westens“ oder der westlichen Kultur durchdrungen. Häufig richten sich Widerwille und Widerstand gegen die Vereinigten Staaten und ihre Regierung bzw. gegen eine als imperial und arrogant wahrgenommene US-Politik, was ja von vielen („westlichen“) Europäern ähnlich gesehen, aber kulturell anders artikuliert wird. Antiamerikanismus wird in Europa selten in religiöse Formeln gekleidet.

Der Kern des westlich-muslimischen Konfliktes scheint in der Verknüpfung mehrerer Faktoren zu bestehen:

- dem offensichtlichen Machtungleichgewicht zwischen den nordamerikanischen und westeuropäischen Ländern gegenüber denen des Nahen und Mittleren Ostens;
- dem Zusammentreffen wirtschaftlicher, politischer und kultureller Krisen in zahlreichen Ländern des Nahen und Mittleren Ostens;
- dem Widerspruch zwischen der Bewunderung westlicher „Errungenschaften“ (technischer, ökonomischer, politischer oder kultureller Art) beim gleichzeitigen Bedürfnis nach Ebenbürtigkeit und Wahrung der kulturellen Eigenständigkeit und Identität;
- der Erfahrung, dass viele Diktatoren und repressive Regime in der Region von westlichen Regierungen (USA, Frankreich und anderen) unterstützt werden und eher deren Interessen als

denen der eigenen Bevölkerung dienen;

- die direkte oder indirekte Unterstützung der israelischen Besetzung palästinensischer Gebiete durch westliche Regierungen;
- einer als imperial und arrogant empfundenen Außen- und Militärpolitik westlicher Länder (erneut vor allem der USA) im Nahen und Mittleren Osten, die eine Zeit lang von der Besetzung des Irak symbolisiert wurde.

Der Kern des westlich-muslimischen Konfliktes ist also politisch, wenn er auch auf innergesellschaftlichen Entwicklungskrisen und Defiziten im Nahen und Mittleren Osten mit beruht (Korruption, Diktatur, Stagnation etc.) und zugleich kulturelle Komponenten enthält (Streben nach kultureller Eigenständigkeit und Identität, die oft auch in religiösen, nicht nur nationalen Kategorien artikuliert werden). Letztlich entspringt er höchst säkularen politischen Gründen und Interessendifferenzen: Das westlich-islamische Verhältnis (genauer: das Verhältnis der wichtigsten westlichen Länder zum Nahen und Mittleren Osten) dreht sich vor allem um Fragen der Energieversorgung, der Stabilität und Sicherheit, der Sicherheit Israels, der Migrationsverhinderung nach Europa und der westlichen Machtoptimierung in der Region. Dabei haben viele Eliten und Herrscher der Region eng mit der westlichen Politik kooperiert, während große Teile der Bevölkerung dies oft ablehnten – was erneut darauf verweist, dass die Bruchlinie nicht einfach zwischen „dem Westen“ und „dem Islam“ (oder den Muslimen) verläuft. Wie in vielen interessenbasierten Konflikten wird auch der westlich-muslimische Konflikt allerdings häufig

kulturalisiert und auf diese Weise ideologisiert – und zum „Konflikt der Kulturen“ hochstilisiert. Plötzlich stehen sich dann „islamische“ und „westliche“ Gesellschaften wechselseitig in einem vermeintlichen Abwehrkampf gegenüber, bei dem es nicht mehr primär um ihre Interessen, sondern auch, oder vor allem, um ihre „Werte“ und politisch kulturelle Identität geht. Das erschwert eine Konfliktlösung und führt zu politischer und ideologischer Verhärtung, die wiederum als Zeichen der eigenen kulturellen Selbstbehauptung präsentiert wird.

Wenn dann dramatische Gewalterfahrungen dies zu bestätigen scheinen (der 11. September und andere Terroranschläge in westlichen Ländern, die Kriege in Afghanistan und dem Irak, Besetzung Palästinas) gewinnt der „Clash of Civilizations“ an Plausibilität. Interessen- und machtpolitisch basierte Konflikte erscheinen als Werte- und Identitätskonflikte – was dazu führt, dass solche kulturellen Konfliktdimensionen auch in der Realität wichtiger werden. So wird unter bestimmten Bedingungen die islamische Religion als sprachlich-kultureller Code zur Artikulation von anti-westlichem Widerstand genutzt. Hier will und soll der angesprochene „Dialog der Kulturen“ an-

„Der Kern des westlich-muslimischen Konfliktes ist politisch, wenn er auch auf innergesellschaftlichen Entwicklungskrisen und Defiziten im Nahen und Mittleren Osten mit beruht und zugleich kulturelle Komponenten enthält.“

setzen. Ihm muss es darum gehen, soweit er nicht nur auf rhetorischen Beschwörungsfloskeln beschränkt bleibt, der Kulturalisierung und damit Ideologisierung der zugrundeliegenden Auseinandersetzungen entgegenzutreten und diese auf ihre reale Interessensstruktur und politischen Dimensionen zurückzuführen. Ein interkultureller Dialog kann in diesem Sinne nicht selbst die Konflikte lösen, da diese nicht primär aus kulturellen Unterschieden oder Praktiken entspringen. Aber er könnte und kann prinzipiell eine wichtige flankierende Rolle spielen, wenn die politischen Konflikte zugleich politisch gelöst werden.

Ohne dies schwebt er in der Gefahr, zu einer kulturellen Nebelwand zu werden, um die „harte“ Politik zu verbergen – indem man rabiate Interessenspolitik betreibt, aber von Religion, „kulturellen Werten“ und „Gemeinsamkeiten“ spricht. Wenn interkulturelle Dialoge aber synchron zur politischen Lösung von Konflikten erfolgen und durch entwicklungspolitische Maßnahmen und ökonomische Kooperation begleitet werden, können sie durchaus wertvoll sein und wichtige Beiträge leisten. Ihre Wirkungschance hängt allerdings davon ab, dass sie kein Ersatz für Politik, sondern ein Element allgemeiner Konfliktlösung neben anderen sind. Vor dem Hintergrund der oben nur kurz angedeuteten Zusammenhänge zwischen Konflikten und Kultur stellt sich die Frage, ob und gegebenenfalls welche Rolle die europäische Auswärtige Kulturpolitik spielen kann oder soll. Gerade der Europäischen Union als Zivilmacht und Nachbar einer instabilen Krisenregion stellt sich hier eine anspruchsvolle Aufgabe. Nicht in Konkurrenz, sondern als koordinierende Ergänzung nationaler Aus-

wärtiger Kulturpolitik könnte und sollte sie hier verstärkt aktiv werden – und der noch junge Auswärtige Dienst der Union in besonderem Maße so angelegt werden, dass er dieser Aufgabe gerecht wird.

Dabei sollte es eben nicht nur darum gehen, Auswärtiger Kulturpolitik überhaupt eine wichtige Rolle in der europäischen Außenpolitik zukommen zu lassen, sondern sie gerade im Sinne eines weiten Kulturbegriffs stärker auf Konfliktprävention und Konfliktbearbeitung zuzuschneiden. Die bisher erst zaghaften Ansätze dazu gilt es zu ermutigen und deutlich zu stärken.

Dabei muss zuerst daran erinnert werden, dass diese oft in einem schwierigen Umfeld oder gar in „vermintem Gelände“ betrieben werden muss, besonders in Krisen und Konfliktregionen. In solchen Fällen erfolgt sie unter erschwerten Bedingungen, die ihre Erfolgchancen beeinträchtigen. Potenzielle oder akute Gewaltkonflikte in einer Gesellschaft wirken stark auf die auswärtige Kulturarbeit ein, sie bestimmen zum großen Teil ihre Möglichkeiten und Grenzen. Wenn ein Gewaltkonflikt erst einmal eskaliert ist, kann Auswärtige Kulturpolitik unmöglich werden, weil die Gefährdung des Personals zu groß wäre und es für eine mittel- oder langfristige zu erhoffende präventive Wirkung dann ohnehin zu spät ist. Auch die dann herrschenden politischen Rahmenbedingungen stellen häufig ein ernstes Hindernis dar. In solchen Fällen wäre es höchst problematisch, den vom Konflikt geprägten Kontext unzureichend zu beachten oder unrealistische Wirkungserwartungen zu hegen – die Auswärtige Kulturpolitik muss ihn deshalb ernstnehmen und berücksichtigen. Aber es griffe zu kurz,

das Verhältnis von Auswärtiger Kulturpolitik und Konflikten nur negativ begreifen zu wollen. In vielen Fällen kann sie dazu angelegt werden, Beiträge zur Konfliktprävention oder Konfliktdämpfung zu leisten. Eine solche Chance setzt allerdings eine entsprechende Konzeption und ein nicht zu hohes Konfliktniveau voraus – und darf nicht durch übertriebene Erwartungen überfordert werden. Dann kann die europäische und nationale Auswärtige Kulturpolitik eine Chance darstellen und besondere Bedeutung gewinnen. Der klassischen Diplomatie sind ethno-kulturelle Identitäten naturgemäß kaum zugänglich, aber eine kluge Kulturpolitik kann zumindest versuchen, den Charakter der eigenen Identität reflektieren zu helfen, pluralistische Wahrnehmungsmuster einzuüben und insgesamt einer „Kulturalisierung“ von Konflikten entgegenzuwirken. Kulturarbeit darf hier sicher nicht überschätzt werden, aber in Verbindung mit anderen Instrumenten der Konfliktbearbeitung kann sie wertvolle Beiträge leisten. Denn durch sie, etwa durch Filme, Theater, Dialogprozesse und gemeinsame künstlerische Aktivitäten von Vertretern unterschiedlicher Identitätsgruppen, vermag

„Ein interkultureller Dialog kann nicht selbst die Konflikte lösen, da diese nicht primär aus kulturellen Unterschieden oder Praktiken entspringen. Aber er kann prinzipiell eine wichtige flankierende Rolle spielen, wenn die politischen Konflikte zugleich politisch gelöst werden.“

es zumindest ansatzweise gelingen, nicht nur an die Eigeninteressen von Menschen zu appellieren, sondern auch deren Gefühle und Identitäten anzusprechen und den Zusammenhang beider zu reflektieren. Filme aus den Konfliktkontexten Palästina/Israel und Indien/Pakistan sind dafür gute Beispiele: Der Film „Das Herz von Jenin“ erzählt die Geschichte eines Palästinensers, der die Organe seines getöteten Sohnes an israelische Kinder spendet, der Kurzfilm „Wagah“ greift das Grenzregime zwischen Indien und Pakistan humorvoll auf. In diesen und anderen Fällen haben die europäische und deutsche Auswärtige Kulturpolitik eine positive, fördernde Rolle gespielt.

Nach 2001 wurde im Zuge der außen- und sicherheitspolitischen Reaktion auf die Terrorakte des 11. September der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik eine stärkere und konkretere Rolle bei der Konfliktprävention und -bearbeitung zugewiesen. Symptomatisch war, dass größere Summen aus den damals in Deutschland beschlossenen „Antiterrormitteln“ in die Auswärtige Kulturpolitik, beispielsweise in Dialogprogramme der entsprechenden Mittlerorganisationen flossen. Deutlich wurde dieser Trend einer stärkeren Einbeziehung der Kulturpolitik in friedens- und sicherheitspolitische Konzepte auch im 2004 publizierten „Aktionsplan Zivile Krisenprävention, Konfliktlösung und Friedenskonsolidierung“ der deutschen Bundesregierung. Dort wird festgestellt, dass Krisenprävention über eine wichtige kulturelle Dimension verfüge und dass interkulturelles Verständnis und die Achtung anderer Kulturen entscheidende Voraussetzungen für die Krisenprävention seien. Damit eröffnete sich der Auswärtigen Kultur-

und Bildungspolitik ein wichtiges Betätigungsfeld. Dialog und Austausch, aber auch „eine kultursensitive Weitervermittlung der Werte und Instrumente der Krisenprävention“ gehörten dazu, „sowie die Unterstützung von Bildungssystemen, die den gewaltfreien Umgang mit Konflikten fördern und unterschiedliche Perspektiven insbesondere auf zeitgeschichtliche Unterrichtsinhalte zulassen.“

Das Papier nennt den Islamdialog des Auswärtigen Amtes, die Beteiligung am Jahr des Dialogs der Kulturen, Aktivitäten des Goethe-Instituts und des Instituts für Auslandsbeziehungen. Daneben wird festgestellt: „Capacity-building-Maßnahmen lokaler Einrichtungen sind fester Bestandteil der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. So engagieren sich der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD), die Alexander von Humboldt-Stiftung und die Hochschulrektorenkonferenz für Friedenssicherung und Krisenprävention etwa im Rahmen der internationalen Stabilisierungsbemühungen“ etwa in Südosteuropa und Afghanistan. Inzwischen scheint es, dass auch auf diesem Feld eine gewisse Ernüchterung eingetreten ist. Es ist nicht immer klar, ob konzeptionelle Grundaussagen tatsächlich in vollem Umfang ernstgenommen und umgesetzt werden.

So macht das deutsche Auswärtige Amt im Konzept „Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik in Zeiten der Globalisierung“ vom September 2011 klar, dass es der Auswärtigen Kulturpolitik eine besondere Bedeutung zuweisen möchte. Zu ihren drei Zielen gehöre es demnach, den Frieden zu sichern. Ihr wird bescheinigt, dass sie „Beiträge zur Lösung regionaler und lokaler Konflikte leistet, insbesondere dort, wo sie auf kulturelle, religi-





öse oder weltanschauliche Gegensätze zurückzuführen sind“. An anderer Stelle formuliert das Papier: „Kulturdialog und Bildungsangebote können wesentliche Elemente für politische und gesellschaftliche Stabilisierung sein. In konfliktgefährdeten Staaten und Gebieten wollen wir noch frühzeitiger als bisher auch mit Kultur- und Bildungsprogrammen akuten Krisen vorbeugen.“

All dies sind zweifellos sinnvolle Politikziele. Bemerkenswert ist dabei, dass diese zu einem zentralen Aufgabenbereich der Auswärtigen Kulturpolitik gemacht werden –, zumindest dem Anspruch nach. Ob dieser allerdings eingelöst wird, ist weniger klar. Dies gilt vor allem für den Islamdialog, der nicht mehr von einem Sonderbeauftragten des Außenministers geführt wird, sondern im normalen Geschäftsverteilungsplan des Auswärtigen Amtes integriert ist. In den letzten Jahren scheint der Nachdruck, mit dem die Auswärtige Kulturpolitik und gerade Dialoganstrengungen gezielt zur Konfliktbearbeitung eingesetzt werden, eher zu sinken. Das ist bedauerlich. Deshalb wären hier europäische Initiativen besonders wünschenswert und nützlich. Insgesamt werden die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der Auswärtigen Kulturpolitik als Instrument der Konfliktprävention und -bearbeitung deutlich. Es liegt auf der Hand, dass diese allein kaum eine Chance haben wird, festgefahrene Konflikte innerhalb oder zwischen Staaten und Gesellschaften – wie im Nahen Osten, in Afghanistan oder zwischen Indien und Pakistan – zu überwinden. Dazu sind vor allem politische Lösungsansätze erforderlich, auch Druck und politische Einflussnahme –, durch koordinierte europäische und nationale

Anstrengungen. Wenn ein solcher politischer Ansatz aktiv verfolgt wird, kann die Auswärtige Kulturpolitik bedeutsame Beiträge leisten, um ihn zu flankieren – wenn solche politischen Lösungen fehlen oder die Akteure sie nicht ernsthaft verfolgen, kann auch die Auswärtige Kulturpolitik dafür keinen Ersatz bieten. Für die Auswärtige Kulturpolitik als europäisches Instrument der Krisenprävention und -bearbeitung bieten sich zwei Felder an: in den internationalen Beziehungen die Intensivierung und Neuausrichtung der Dialoge mit der islamischen Welt, um den noch populären Vorstellungen eines „clash of civilizations“ entgegenzuarbeiten; dazu haben sich im Zuge des Arabischen Frühlings neue Möglichkeiten, aber auch Notwendigkeiten ergeben. Daneben sollte Europa verstärkt in heterogenen Gesellschaften die Stärkung pluralistischer Umgangsformen fördern und der Kulturalisierung von Konflikten entgegenwirken. In diesen Feldern wäre es zu wünschen, dass Deutschland und Europa mit neuem Schwung versuchen, die eigenen Ansprüche auch tatsächlich mit Leben zu erfüllen.

Jochen Hippler ist Politikwissenschaftler und Friedensforscher am Institut für Entwicklung und Frieden (INEF) der Universität Duisburg-Essen. Einer seiner Arbeitsschwerpunkte ist der Zusammenhang von politischer Gewalt, Governance, politischer Identitäten und militärischer Interventionen westlicher Länder. Regionaler Schwerpunkt seiner Forschungen sind der Nahe und Mittlere Osten sowie Afghanistan und Pakistan.

Mehr Kultur in der globalen Politik Europa sollte weltweit mehr in Kulturbeziehungen investieren, um andere an seiner Erfahrung mit friedlicher Koexistenz, intellektueller Freiheit, kulturellem und mehrsprachigem Dialog sowie der Praxis der Vertrauensbildung in der EU teilhaben zu lassen. All dies sind Rezepte, um mit Konflikten umzugehen, vor allem aber, um sie zu verhindern. *Von Damien Helly*



Die Debatte über die kulturellen Komponenten der Außenbeziehungen der EU weitet sich aus. Während die Relevanz der Kulturbeziehungen für die Diplomatie der EU noch vor weniger als einem Jahrzehnt angezweifelt wurde, gilt sie heute als nahezu selbstverständlich. Diplomaten erkennen nun, dass Europa über das „Nation Branding“ hinaus eine solide Kulturdiplomatie entwickeln muss, als Block in einer zunehmend multipolaren, wenn nicht sogar interpolaren Welt. Das Militär, das in Afghanistan, Pakistan, im Libanon und in Afrika auf dramatische Weise exponiert ist, muss im Krisenmanagement den Wert von Ansätzen erkennen, die kulturelle Empfindlichkeiten berücksichtigen. Die internationale Entwicklungshilfe, die

sich in einer existenziellen Krise befindet, sucht in der Zusammenarbeit nach alternativen Herangehensweisen. Nationale Kulturdiplomatie läuft Gefahr, in einer globalisierten Welt verwässert zu werden, in der transnationale Gemeinschaften inzwischen gelernt haben, eigene multikulturelle Initiativen zu entwickeln.

Netzwerke, die verstanden haben, dass ihre Ideale von Gleichberechtigung, einer gemeinsamen Menschlichkeit und Phantasie durch die Kultur möglicherweise zu mehrdimensionalen und mehrsprachigen Dialogen und Gesprächen führen können, erkennen endlich an, dass Kulturbeziehungen dazu geeignet sind, eine zentrale Rolle zu spielen.

Nichtregierungsorganisationen, supranationale Organisationen, Kulturinstitute und das Europäische Parlament haben realisiert, dass Kultur wichtig ist, und sie fordern mehr Kultur in der globalen Politik.

Endlich haben sich einige Entscheidungsträger, Politiker und Geldgeber davon überzeugt, dass Kulturbeziehungen im Interesse aller Europäer fundierte, intelligente und ehrgeizige politische Strategien auf der ganzen Welt erfordern. Die Gestaltung von Politik ist eine gefährliche Übung, ein zweischneidiges Schwert: Zu viel Strategie, zu viele Konzepte und zu viel Bürokratie verhindern die Handlung.

Künstler, Kuratoren, Kulturaktivisten, Journalisten und Computerfreaks haben nicht auf die Staaten und die EU gewartet, um das zu tun, was andere ihnen nun predigen wollen: Kultur für alle und jeden zu machen und auf allen Ebenen der Globalisierung. Sie wissen, was sie brauchen, um ihre Projekte zu entwickeln und ihre Ideen zu verwirklichen: Hören wir zuerst einmal ihnen zu.

Gewaltprävention ist eine von vielen Maßnahmen, die die EU bei ihrem auswärtigen Handeln einsetzt. Die Prävention ist ein Beispiel für einen Bereich, in dem viel unternommen werden kann. Prävention umfasst eine breite Palette von Aktionen entlang eines wohlbekanntes Kreislaufs – von der Krisenprävention, dem Krisenmanagement, dem Wiederaufbau nach einem Konflikt und der Friedensbildung bis hin zur friedlichen Koexistenz. Kulturbeziehungen als Instrument der Prävention möchte ich folgendermaßen definieren:

Sie versuchen Metaphern für Konflikte zu bilden, zu teilen und darzustellen. Das bedeutet, Dinge bis zu einem gewissen Grad in Frage zu stellen, die Identifizierung von Spannungen und Gewalt, die verhindert werden soll, ein Bemühen um Umformulierung, Übersetzung und Austausch, um ein Ergebnis zu erzielen, das eine Art kulturelle Produktion darstellt, die charakterisiert ist durch ihre ästhetische Kraft und ihre vielschichtige Bedeutung. Sie muss nicht zwingend mit der Kunst verbunden sein, um ästhetisch stark zu wirken: Eine Sprache zu lernen oder sich bestimmte Fähigkeiten anzueignen, hat seine eigene Schönheit. Frühwarnung in kultureller Hinsicht bedeutet, Konflikt und Gewalt zu inszenieren, bevor sich diese in der Realität entladen. Das

kann viele verschiedene Formen annehmen. Das Konzept schnell reagierender kultureller Einsatzgruppen, wie es von dem Musiker Ferdinand Richard vorgeschlagen wurde, basierend auf seinen Arbeitserfahrungen in Marseille mit jungen Hip-Hop-Profis, könnte dazu anregen, früh warnende und reagierende europäische Kultur-Teams zu bilden – nach dem Vorbild bereits bestehender CRT (Crisis Response Teams, Krisenreaktionsteams).

Der Einsatz von Kulturspezialisten in konfliktanfälligen Gebieten, um den Bedarf nach kultureller Prävention einzuschätzen, könnte ein Schritt nach vorne sein. Dabei könnte es sich zunächst um Pilotprojekte handeln, die in urbanen Umfeldern entwickelt werden, in denen vorausblickende Studien gezeigt haben, dass sich dort in Zukunft soziale und politische sowie umwelt- und sicherheitsbezogene Spannungen konzentrieren werden.

Frühe Warnung, frühe Aktion

Risiken von Gewalt und Krisen frühzeitig zu erkennen, ist ein Beruf, den man Frühwarnung nennt. Wer in der Gesellschaft spürt besser als Künstler und Kulturarbeiter, wenn Dinge falsch laufen? Wer stellt die Verbindungen zwischen kultureller Produktion und sozialen Notfällen her? Und wer ist besser in der Lage, mit den sie umgebenden Situationen umzugehen als jene, die eine Sensibilität für vielschichtige Identitäten, Fehlwahrnehmungen, Missverständnisse und multikulturelle Spannungen haben? Eines der jüngsten Beispiele für kulturelle Gewaltprävention in Europa ist die im Rahmen des Transeuropa Festivals 2011

durchgeführte Aktion „Kunst als LGBT (Lesbian, Gay, Bisexual und Trans)-Aktivismus: von Großbritannien bis Belarus“, das Performance-Kampagnen für eine Sichtbarkeit von Lesben und Schwulen quer durch Europa untersuchte und die auf den Nägeln brennenden Themen homophober Gewalt in Belgrad, Zagreb und Minsk aufzeigte.

Wenn Dinge gut laufen, dann berichten die Medien dies nicht. Sie erkennen auch nicht an, dass einige Menschen daran arbeiten, dass Dinge gut laufen. Kulturbeziehungen und soziale Beziehungen sind ein Garten, um den man sich kümmern, den man pflegen und bewässern muss. Kulturbeziehungen sind das Mittel, das uns hilft, zusammenzuleben, trotz harter wirtschaftlicher Bedingungen. Sobald man diese unterbricht, beginnen sich die Beziehungen aufzulösen. Wenn man Symbole kaputtmacht, baut sich Hass auf.

Die Rolle einer Fernsehserie zum Beispiel, die das friedliche Zusammenleben von Gemeinschaften darstellte und in Mazedonien und Sierra Leone von der NGO Search for Common Ground entwickelt wurde, veranschaulicht in diesem Sinne sehr gut, wie man über traditionelle Medien Präventionsarbeit leisten kann. Andere Beispiele gibt es überall auf dem Planeten, etwa in Sri Lanka, wo man mithilfe des Theaters die Gewalt zwischen Gemeinschaften thematisiert hat.

Kultur ist die Hoffnung, die wie Blumen und Bäume auf der Spitze von Ruinen aus gepflanztem Samen wieder wachsen kann. Regengüsse und Sauerstoff genügen, um frische und fruchtbare menschliche Ökosysteme wiederzubeleben, und so kann Kultur in zerstörten Psychen und Gemeinschaften wieder Hoffnung aufkeimen lassen, über Albträume, Kummer

und Rache hinaushelfen. Sie ist keine Gerechtigkeit, aber erhebt dafür ihre Stimme und zeigt neue Möglichkeiten für die Zukunft auf.

Kultureller Aktivismus in Umfeldern, in denen es einen Konflikt gegeben hat, ist eine lohnende Investition: Er reicht von Clown-Auftritten des Militärs nach einem Kampf (wie sie die brasilianischen Truppen 2007 im Elendsviertel Cité Soleil auf Haiti vollführt haben) über die Neubelebung kultureller Infrastrukturen nach einem Konflikt bis hin zum Start wiederbelebter Kulturinitiativen, die in Zeiten von Konflikten gestoppt werden mussten. Andere Initiativen, die mit Übergangsgerechtigkeit und Schlichtung zu tun haben, können ebenfalls starke kulturelle Komponenten beinhalten, wie etwa die Gacaca-Gerichte in Ruanda zur Aufarbeitung des Völkermords.

Und wenn man aufgehört hat, an die bereits veralteten Ambitionen der Vergangenheit zu glauben, ist es Zeit für neue Generationen und für diejenigen Künstler, die Kinder geblieben sind, ihr Erbe jenseits der ihnen allzu bekannten Horizonte neu zu erfinden.

Wenn Europa unter seinem politischen Abstieg leidet, wenn diejenigen, die unsere Demokratien repräsentieren, nicht mehr für ein gemeinsames Europa kämpfen, dann ist es an der Zeit, dass die Kulturaktivitäten die Straßen erobern, Gesichter verändern, neue Lieder komponieren und neue Theaterstücke schreiben.

Wie kann man eine friedliche Koexistenz sichern, ohne zum Imperium zu werden oder in die nationalistischen 1930er Jahre zurückzufallen? Die europäische Renaissance ist ein Szenario, dessen Ansätze schon in Blogs, Partituren und transeuropäischen Filmen beschrieben

werden, lang und kurz. Sie ist ein frischer und duftender Schaum auf neuen Wellen, die – angetrieben durch die Bewegungen einer neuen Europa, die ihren mythologischen Stier reitet – die gastfreundlichen Küsten von Asien, Afrika und Amerika belecken werden.

Filme von Fatih Akin (wie „Gegen die Wand“) sind Metaphern des aktuellen Deutschlands und der Türkei, wo Sprache, Migration und das zeitgenössische mentale Nomadentum die Komplexität der europäischen Kultur verkörpern und wie Individuen mit ihr experimentieren. Sie verbinden Menschen mit unseren Gesellschaften und mit den kollektiven Sorgen, die wir uns um den Frieden machen.

Räume für Kulturbeziehungen zu schaffen, sollte jedoch auch kein Selbstzweck sein, wenn dieser Schritt nicht unterstützt wird von einem starken kollektiven Konsens über Methoden und Werte. Diesen Konsens müssen die Europäer untereinander durch gründliche Debatten über kontroverse Themen finden.

Präventive Kraft oder Werkzeug der Hegemonie?

Ein Dilemma betrifft das Verhältnis zwischen Kulturbeziehungen und der Anwendung von Gewalt: Ist das Militär dazu legitimiert, Kulturarbeit durchzuführen oder überhaupt mit präventiven Kulturinitiativen in Verbindung gebracht zu werden? Existiert nicht ein Widerspruch an sich zwischen „dem Militär“ und „kultureller Prävention“? Oder sollten wir über die Modalitäten nachdenken, wie eine Rolle des Militärs im Bereich der Kulturbeziehungen zu akzeptieren wäre?

Das zweite Thema, über das die Europäer debattieren müssen, ist die Verbin-

dung zwischen Kulturbeziehungen und internationaler politischer Vorherrschaft. In anderen Worten: Unter welchen Bedingungen ist europäische Soft Power eher eine präventive Kraft als ein Werkzeug der Hegemonie, des Neo-Kolonialismus oder des Neo-Imperialismus? Können Hegemonen vorgeben, dass ihre Kulturdiplomatie auf dem Prinzip einer gleichberechtigten Partnerschaft beruht?

Die dritte Herausforderung für Europas auswärtige kulturelle Präventionsmaßnahmen besteht darin, Kulturbeziehungen mit Klassenunterschieden in Einklang zu bringen. Dieses Dilemma ist nicht neu in der Kulturpolitik, besteht aber auch in Bezug auf die Kulturdiplomatie: Sind Kulturbeziehungen den Eliten vorbehalten? Wie sollten Kulturbeziehungen mit sozialen Ungleichheiten und Klassenkämpfen umgehen?

Letztendlich, und das bezieht sich auf das vorher Gesagte, muss über die Übereinstimmung mit bestimmten Werten, die mit dem Schutz der Menschenrechte zusammenhängen, diskutiert werden, und diese Werte müssen vor jeder neuen Initiative festgelegt werden. Kulturbeziehungen können es sich nicht leisten, mit Menschenrechtsverletzungen behaftet zu sein, und Kompromisse sind nicht akzeptabel. Aber in welchem Ausmaß ist dies wirklich in allen Kontexten möglich, wenn Grenzen zwischen Effektivität, In-

„Kultur kann in zerstörten Psychen und Gemeinschaften wieder Hoffnung aufkeimen lassen, über Albträume, Kummer und Rache hinaus helfen.“

teressen und Werten verschwimmen und wenn Kultur als zeitlich begrenztes und standardisiertes Werkzeug für die Mediation benutzt wird, um (rechtmäßigen) Wandel zu fördern?

Es besteht kein Zweifel: Europäer müssen weltweit mehr in Kulturbeziehungen investieren, um aus ihrer bestehenden Erfahrung der friedlichen Koexistenz, aus künstlerischen Inspirationsquellen für Regierungsinitiativen, aus kulturellem und mehrsprachigem Dialog, aus der Praxis der Vertrauensbildung sowie aus intellektueller Freiheit als Multiplikator utopischer Projekte einen Nutzen zu ziehen. Das ist ein Rezept, um mit Konflikten umzugehen, vor allem aber, diese zu verhindern. Der Bericht mit Empfehlungen des Europäischen Parlaments von 2011 über die kulturellen Komponenten der außenpolitischen Maßnahmen der EU hat das meiste, das in Bezug auf die Politik getan werden muss, nutzbar gemacht: intelligente, eifrige und gewissenhafte Hausaufgaben und Schreibtischarbeit, die unsere Institutionen gut erledigen können. Es ist Zeit zu handeln und diese Empfehlungen in die Tat umzusetzen, in gut abgestimmter Koordination mit den Institutionen und Organisationen für Kulturbeziehungen in aller Welt, die Europa bereits repräsentieren, denen es aber immer noch an Unterstützung durch jene fehlt, die – demokratische – Macht und Geld haben.

Europa sollte nicht mehr ein Ziel per se sein, vorausgesetzt, wie Javier Solana einmal sagte, dass dem „Geist“ der Verträge voll und ganz entsprochen wird. Unser Ziel ist gewissermaßen mit den letzten Verträgen und der Schaffung der Union erreicht worden. Es ist nun an der Zeit, dass Europa kreativer wird in der Art, wie

es sich ausdrückt. Der Tempel ist errichtet worden. Er braucht nun einige Vorstellungen und Zeremonien. Er braucht seine eigene Metapher. Er braucht seine eigene Mythologie, seine eigenen Opfer, seine eigenen Symbole.

Diese frei betretbaren europäischen Tempel über den Globus zu verteilen, indem man Räume für Kulturbeziehungen schafft und unterstützt (wie Museen, Theater, Häuser der Kreativität, in denen sich Kulturbeziehungen entwickeln können), wird die Grundlage dafür sein, dass sich Räume kultureller Prävention etablieren können.

Damien Helly arbeitet seit 2008 für den EU-Think Tank EUISS (European Union Institute for Strategic Studies). Er beschäftigt sich mit Subsahara Afrika, den europäisch-afrikanischen Beziehungen und der gemeinsamen Sicherheits- und Verteidigungspolitik (CSDP). Forschungsschwerpunkte sind Konfliktprävention und Krisenmanagement. Vor seiner Zeit bei EUISS war Damien Helly Leiter des Büros der NGO International Crisis Group in Port-au-Prince, Haiti. 2005-2006 eröffnete und leitete Helly eine EU-Dependance der britischen NGO Saferworld in Brüssel.

Zwischen Sinnspirale und moralischer Fantasie Kultur kann Bindeglied zwischen den Gegenspielern von Struktur und Handlungsmacht sein. Sie ist ein gewichtiger Teil gesellschaftlicher Praktiken, die letztendlich immer kulturell eingefärbt sind. Dieses Potenzial gilt es bei der Konfliktbearbeitung zu nutzen. *Von Gudrun Kramer, Thomas Ernstbrunner und Wilfried Graf*



„The Moral Imagination“ ist ein bedeutendes Werk zum Thema Konflikttransformation. Der amerikanische Konfliktforscher und Autor John Paul Lederach scheut in ihm keine Mühe, eine bedauerliche Leerstelle aufzuzeigen, wenn es derzeit darum geht, gewaltsame Konflikte in Motoren für eine friedliche gesellschaftliche Veränderung umzuwandeln. Unser Verstand, unsere Wahrnehmung und unser rationales Empfinden scheinen leer und unscharf zu sein, wenn wir darüber nachdenken, wie wir todbringende innere und internationale Konflikte in den Griff bekommen können. Lederach ruft dazu auf, diese Leerstelle mit unserer Fantasie und unserer schöpferischen Fähigkeit auszufüllen. Er fordert glückliche Zufälle – Raum für Augenblicke der Erleuchtung

und für Zufallsentdeckungen. Er wünscht sich moralisches Verhalten als Antrieb und Innovation als Werkzeug, vor allem aber Kreativität.

Somit möchte Lederach, dass Menschen und Gesellschaften neue Wege gehen, wenn sie herausgefordert werden, indem sie menschliche Eigenschaften einbringen, die normalerweise nicht als wesentliche, notwendige oder gar wünschenswerte Bestandteile von Initiativen zur Konflikttransformation angesehen werden. Lederach bindet die künstlerische, kulturelle und kreative Dimension der Menschen in diesen Prozess ein. Es stellt sich jedoch die Frage, wie er dies tut. Wie lässt sich dieser inspirierende Aufruf zu mehr Fantasie in der Konflikttransformation praktisch umsetzen? Was bedeutet es in diesem Zusammenhang, sich auf Kultur einzulassen?

In dieser komplexen und chaotischen Welt greifen unzählige Ereignisse, Handlungen, Phänomene, Kausalitäten und Interdependenzen in einem absorbierenden morastigen Chaos ineinander. Es erscheint rätselhaft, dass die Menschen sich in diesem Durcheinander zurechtfinden und handlungsfähig sind, statt permanent überfordert und gelähmt zu sein. Neben anderen Faktoren bietet auch die Kultur eine Orientierungshilfe. Sie stattet die Menschen mit Werkzeugen aus, die ihnen Dinge ermöglichen, sie aber auch begrenzen.

zen und so den Zufallscharakter und die Komplexität des Daseins reduzieren. Diese Werkzeuge sind Annahmen, Normen, Werte und Gewohnheiten. Zum Zweck der Interaktion bewegen wir uns jedoch von dieser Basis gemeinsamer Werte und Normen weg und gestalten so Erwartungen.

Allerdings ist die Kultur ein richtungsweisender Rahmen, der normativ aufgeladen und zutiefst integriert ist. Auf diese Weise wissen oder vielmehr fühlen wir stillschweigend, was gut und schön ist oder wie wir richtig handeln. Hierzu gehört auch, dass wir genauso stillschweigend wissen, was schlecht und hässlich ist oder wie wir falsch handeln.

Nach dieser Vorstellung steht Kultur für eine bestimmte Lebensweise, die untrennbar mit einer (moralischen) Bewertung verbunden ist. Sie zeigt uns gewissermaßen einen erstrebenswerten Lebensstil, der für alle Mitglieder der Gesellschaft gelten soll. Es gibt keinen Raum für den Plural „Kulturen“. Der Begriff wird hauptsächlich im Singular verwendet und täuscht so eine allgemeine Akzeptanz der Meinung vor.

Die normative Basis und symbolische Gewalt oder Macht dieser Vorstellung wird jedoch meist geleugnet. Sie rührt an unser internalisiertes gemeinsames Verständnis, wie die Welt aussehen und wie sie eben nicht aussehen sollte, um dann ganz „natürlich“ Normen und Werte auf alle Mitglieder der Gesellschaft zu übertragen und auf diese Weise Grenzen zu ziehen, Unterscheidungsmerkmale zu schaffen und am Ende ein „Wir“ zu gestalten, das „richtig“ lebt. Diese Vorstellung von Kultur ist ein finales Argument, das unverrückbar, in der Wirkung monolithisch und außerdem sehr stark ausgrenzend, degradierend und abwertend ist.

Seit Samuel Huntingtons Thesen zum

„Zusammenprall der Kulturen“ lässt sich in den internationalen Beziehungen eine zunehmende Hinwendung zu kulturellen Aspekten erkennen. Es ist ein bekanntes Beispiel dafür, wie sich die Sozialwissenschaften auf eine unabänderliche Kultur stürzen, die letztendlich dazu bestimmt ist, Individuen in ihrem verwirrenden und trügerischen Orbit in einen Kampf des Guten gegen das Böse zu ziehen.

Kulturalisierung von Konflikten

Der ehemalige Bundesbanker Thilo Sarrazin hat in Deutschland eine ähnliche Debatte hervorgerufen. Er argumentiert, dass Deutschland aufgrund kultureller Unterschiede ein Integrationsproblem habe. Laut Sarrazin sind türkische und arabische Zuwanderer aus kulturellen Gründen nicht bereit, sich zu integrieren. Seine Standpunkte zur Integration offenbarten eine Kultur der Missverständnisse und förderten eine tieferliegende Behauptung zutage, dass Zuwanderer unbelehrbar und unveränderbar seien. Sarrazin reduzierte somit soziale, politische und wirtschaftliche Probleme und Defizite auf kulturelle Unterschiede.

Nicht zuletzt, weil diese Tendenz zur Vereinfachung, zum Reduktionismus und letztendlich zum „Kulturalismus“ beim Thema Kultur stets mitschwingt, haben die Sozialwissenschaften und die Konfliktforschung diese Ebene gesellschaftlicher Realität bisher einfach weggeleugnet oder sich einer Auseinandersetzung mit dieser Thematik entzogen. Es kann nicht genug betont werden, dass eine solche Vorstellung von unveränderlicher Kultur abzulehnen ist. Kultur ist nur eine Dimension sozialer Realität, die jedoch

trotzdem für sich genommen ausgesprochen wertvoll ist. Beim Nachdenken über Kultur und Konflikt muss man sie in Beziehung zur Sozialstruktur setzen, die sich in der Gesellschaft und im individuellen Handeln zeigt.

In der Tat können diese Pole als Punkte eines Dreiecks gesehen werden. Der erste Punkt ist von Strukturen besetzt – jenen institutionalisierten Beziehungen innerhalb einer Gesellschaft und zwischen verschiedenen Gesellschaften, die den Akteuren ermöglichen zu handeln. Sie beeinflussen jedoch auch das Verhalten dieser Akteure – somit ist dies die „äußere“ Welt.

Der zweite Punkt ist von der Kultur als einer gemeinsamen Welt der Gesellschaften und der Kollektivität besetzt. Hier geht es um die gemeinsamen Muster von Annahmen, Standpunkten und Bedeutungen sowie um die kollektive Psychologie von Gruppen. Dieser Punkt repräsentiert die gemeinsame „innere“ Welt.

Der dritte Punkt ist mit menschlicher (Inter-)Aktion besetzt. Hier geht es in erster Linie um die Akteure als Individuen und in Gruppen, die in einer sozialen Welt Konflikte ausagieren und mit einer gewissen Handlungsmacht ausgestattet sind. Somit sind auch die Verhaltensweisen dieser Akteure hier angesiedelt. Hier treffen innere und äußere Welt aufeinander, formen und beeinflussen das Verhalten der Akteure – sowohl individuell als auch in der Gruppe.

An dieser Stelle sind bereits Auswirkungen für die Konflikttransformation zu erahnen. Wir machen geltend, dass Kultur nur als eine der Dimensionen gesellschaftlicher Realität zu verstehen ist. Somit fließt die uns umgebende Kultur in individuelle Verhaltensweisen ein, gestaltet und strukturiert sie. Diese Perspektive wird

jedoch jedem Einzelnen und der gesellschaftlichen Struktur nicht gerecht. Menschen sind nicht einfach „Kulturtrötter“. Sie verfügen unabhängig von soziokulturellen Auswirkungen über kreatives Potenzial. Gesellschaftliche Interaktion kann somit bisweilen kreativ und transformativ sein. Gesellschaftliche Strukturen sind kulturbeladen und vermitteln uns einen Eindruck, wie sich Formen der Dominanz andeuten und symbolisiert werden. Dies greift jedoch zu kurz, wenn man strukturierter aufzeigen möchte, wie Macht oder Dominanz in der Regel (im Hinblick auf Besitz oder Exklusion) umgesetzt werden. Somit müssen die gesellschaftliche Dimension und die soziale Struktur unbedingt einbezogen werden –, insbesondere bei der Konflikttransformation. Unverblümt gesagt: Es ist kontraproduktiv, Initiativen zur Einleitung eines kulturellen Wandels zu starten, ohne ein eventuell vorhandenes strukturelles Machtungleichgewicht zu bedenken oder anzugehen. Eine solche Transformation würde eine „Befriedung“ bestimmter Gruppen ohne soziale Gerechtigkeit zur Folge haben.

In diesem Beziehungskontext hat die Kultur durch ihr Potenzial viel zu bieten. Diese Chance sollte nicht mit dem Bad des „Kulturalismus“ ausgekippt werden. Unser Verständnis von Kultur definiert sie als Summe aus allen internalisierten Normen und Werten, aus Wissen und Praktiken, die für eine sinnvolle Zugehörigkeit von Gruppen und intersubjektive Handlungen notwendig sind.

So kann Kultur „Missing Link“ sein –, das Bindeglied zwischen den Gegenspielern von Struktur und Handlungsmacht. Es ist eine Dimension unserer gesellschaftlichen Realität, die uns in die Lage versetzt, die Fragen nach dem „Warum“ und

dem „Wie“ menschlichen Verhaltens zu verstehen. In diesem Sinne ist Kultur ein gewichtiger Teil gesellschaftlicher Praktiken, die letztendlich immer kulturell eingefärbt sind. Internalisierte gemeinsame Bedeutungen und Praktiken wirken sich auf unser Verhalten aus – sie inspirieren zu bestimmten Verhaltensformen und ermutigen uns dazu, halten uns aber genauso von anderen Verhaltensweisen ab und entmutigen uns. Die stillschweigende persönliche Kenntnis dieser normativen Strukturen bezieht uns in Gruppen und Communities ein und lässt uns dazugehören. Sie stehen für geografische und emotionale Grenzen. So schafft Kultur ein „Wir-Gefühl“, eine kulturelle und gesellschaftliche Identität, die uns mit unserer Community und deren Geschichte in Beziehung setzt. Kultur sorgt für eine „gelebte“ Internalisierung und die Identifizierung mit emotionsgeladenen geschichtlichen Ereignissen durch gemeinsame Symbole, Rituale oder andere kulturelle Merkmale.

Wir stellen nur höchst selten oder fast nie die Grundgedanken und Leitlinien unserer Kultur in Frage –, von ihren destruktiven, bössartigen oder sogar gewalttätigen Elementen gar nicht zu reden. Weil diese Grundsätze so tief in uns wurzeln und uns häufig gar nicht bewusst sind, werden diese sinnlich geprägten Richtlinien der Kultur

„In dieser komplexen und chaotischen Welt greifen unzählige Ereignisse, Handlungen, Phänomene, Kausalitäten und Interdependenzen in einem absorbierenden morastigen Chaos ineinander.“

hin und wieder angezapft oder instrumentalisiert. Aus diesen Elementen entsteht eine Dynamik, die zu einer Eskalation von Konflikten, zu Polarisierung und letztendlich zu einer Dehumanisierung des Anderen führt. Eine populistische und fundamentalistische Politik verschärft diese Tendenzen noch.

Insbesondere in Krisenzeiten, wenn sich eine Gruppe mit einer komplexen Situation konfrontiert sieht und gleichzeitig den Konsens wahren muss, um effektiv (re)agieren zu können, werden kulturelle Bedeutungen so gelenkt, dass ein emotionaler gesellschaftlicher Zusammenhalt entsteht, der pluralistische Anschauungen nicht mehr zulässt.

Wer nicht zur Gruppe gehört, wird automatisch als Gegner dieser Gruppe und damit als Bedrohung empfunden. Kulturelle Bedeutungen werden zweckentfremdet, um Feindbilder entstehen zu lassen und den Anderen als nicht menschlich darzustellen. Dehumanisierung ist eigentlich ein soziokultureller Wahrnehmungsrahmen, der auf der einen Seite Bilder von Menschen entstehen lässt, die wir betrauern und auf der anderen Seite Menschen zeigt, die nicht zu betrauern sind, da ihnen ihre Existenz als menschliches Wesen von vornherein abgesprochen wird.

Wenn Individuen oder Gruppen durch eine persönliche oder situativ bedingte Dynamik in einen Teufelskreis des gewaltsamen Konflikts hineingezogen wurden, können sie an einen Punkt gelangen, wo der Andere nicht mehr als menschlich wahrgenommen wird. Gewalt wird in diesem Kontext zu einem legitimen Mittel und richtet sich unmittelbar gegen das Menschliche, indem sie soziale Bindungen zerstört und Individuen und Gruppen ihrer Menschlichkeit beraubt. Dehumanisie-

rung ist jedoch nur eine Form moralischer Exklusion. „Psychologische Distanz“ (die Wahrnehmung anderer als Objekte, als nicht existent), „Herablassung“ (Bevormundung anderer als minderwertig oder irrational) und andere Verhaltensweisen verhindern echte zwischenmenschliche Beziehungen.

Es ist schon fast zum Gemeinplatz geworden, dass sich Massengewalt auf das Kollektiv ebenso auswirkt wie auf den Einzelnen. Wir müssen uns jedoch trotz aller Ähnlichkeiten die Wirkungsweise sehr unterschiedlich vorstellen. Wir können das individuelle nicht mit dem kollektiven Trauma auf eine Ebene stellen. Das individuelle Trauma reagiert auf Therapien. Wir können jedoch Gruppen, Communities oder Gesellschaften nicht einfach auf die Couch legen und sie mit einer „Redekur“ behandeln, weil dies für die kollektive Ebene nicht greift. Communities versuchen, mit kollektiven Traumata anders fertig zu werden, und Kultur ist hierbei einer der Bewältigungsmechanismen.

In verzweifelten Situationen ist es für den Menschen schwer, deren Sinn zu erkennen. Menschen wollen stets einen Sinn herstellen und brauchen diese Sinnhaftigkeit. Sinnlosigkeit ist der Erzfeind der menschlichen Natur. Es ist eine existentielle Angst, die eine panische Flucht in ein Sinnschema erzeugt, das uns mit einem Lebensentwurf und mit Werten versorgt. Werte vermitteln uns nicht nur, warum wir leben, sondern auch, wie wir leben sollen.

Anhaltende Gewalt erfordert ebenfalls einen Erzählrahmen und ein Sinnschema. Individuen und Gesellschaften müssen einen Sinn in der Gewalt erkennen, der sowohl die Frage nach dem Warum als auch danach beantwortet, wie sie sich mit der andauernden Gewalt und ihren Aus-

wirkungen auseinandersetzen sollen. Im weiteren Verlauf entwickeln Gruppen und Communities bestimmte Überzeugungen, die ihnen ermöglichen, mit dieser Gewalt fertig zu werden und die sinnlosem Leiden einen scheinbaren Sinn geben.

Somit ist die Geschichte unserer Herkunft, unserer aktuellen und künftigen Situation dadurch beschädigt, dass Massengewalt und ein kollektives Trauma erfahren wurden. Diese beschädigte Geschichte wird durch Normen, Werte, Symbole, Mythen, Lieder, Gedichte, Denkmäler, Straßennamen, usw. von einer Generation an die nächste weitergegeben. Die Geschichte des Opfers ist durch die Sehnsucht nach Rache eingefärbt und die Geschichte des Täters von der Sucht nach Sieg und Ehre geprägt.

Die Geschichten werden von verschiedenen Akteuren hochgehalten –, beispielsweise durch die Medien oder andere Vertreter des Kollektivs, die diese Geschichten durch eine „Sinnspirale“ modifizieren. So legitimiert der Bewältigungsmechanismus für das kollektive Trauma der Vergangenheit Gewalt in der Gegenwart.

Kultur kann Bemühungen um eine Konflikttransformation nicht nur erheblich behindern, sondern umgekehrt auch eine zentrale Ressource sein, wenn die Überzeugungen, Geschichten und Werte einer Gesellschaft hilfreiche Wegweiser

„Es ist kontraproduktiv, Initiativen zur Einleitung eines kulturellen Wandels zu starten, ohne ein eventuell vorhandenes strukturelles Machtungleichgewicht anzugehen.“

zur Navigation im jeweiligen kulturellen Bereich sind. Somit müssen Normen und Werte gefördert werden, die ein reaktionsfähiges Umfeld bzw. eine reaktionsfähige Kultur möglich machen. Um dieses Ziel zu erreichen, muss man sich mit den „pathologischen“ kulturellen Anpassungen auseinandersetzen und sie umgestalten. Veränderung und Transformation müssen nicht ausschließlich extern angestoßen oder hinzugewählt werden. Man kann sagen, dass die lokale Kultur genauso viele Hindernisse in den Weg stellt wie sie Lösungen aufzeigt. Man muss daher gemeinsam friedensstiftende kulturelle Ressourcen ermitteln, fördern und stärken, die beharrliche Hindernisse wie beispielsweise die Dehumanisierung überwinden können.

Konflikttransformation kann im kulturellen Bereich somit etwa durch Herbeiführen einer Neuausrichtung und Neuverhandlung dieser Wahrnehmungsrahmen aktiv werden. Rehumanisierung bedeutet in diesem Zusammenhang die Umkehr der Auswirkungen einer destruktiven Konfliktodynamik und der Gewalt auf Werte und Einstellungen gegenüber anderen. Für die Konflikttransformation ist es somit von zentraler Bedeutung, eine Kultur der Rehumanisierung und der Reaktionsfähigkeit zu fördern. Neben diesem relationalen Gedanken von einer Neustrukturierung und dem Abbau von Feinbildern bezieht uns die Rehumanisierung auch im Hinblick auf unsere Rolle als Opfer oder Täter ein.

In gewaltsamen Konflikten können wir unsere innere Verbindung an das Menschsein verlieren. Insbesondere sexualisierte Gewalt bedeutet beispielsweise in patriarchalischen Gesellschaften einen tiefen Einschnitt in das soziale Gefüge und hinter-

lässt stigmatisierte Opfer. Diese Opfer und Opfer im Allgemeinen finden sich häufig geächtet, marginalisiert und ausgegrenzt, noch verstärkt durch den Verlust der Ehre, der Fruchtbarkeit und durch Ängste vor einer „Verunreinigung“.

Täter, die in langwierigen Konflikten allgegenwärtig sind, verlieren im Dunst der Grausamkeiten ebenfalls einen Teil ihrer menschlichen Natur. Somit entwickeln sie das psychische Bedürfnis, ihr Selbstbild als moralische Person wiederherzustellen. Schuldgefühle aufgrund der Verstöße gegen gemeinsame Werte und Normen stellt die Täter außerhalb der kulturellen Gemeinschaft und sie werden unter Umständen ebenfalls ausgegrenzt, marginalisiert oder unterdrückt.

Anerkennung des Leids

In diesem Zusammenhang muss der Hintergrund der grundverschiedenen Erfahrungen von Opfern und Tätern in gewaltsamen Konflikten vorrangig integriert werden. Ganz gleich, was die Täter durchgemacht haben –, es ist aus den destruktiven Handlungen und Strategien entstanden, die sie gegenüber den Opfern angewandt haben. An und für sich sind vorschnelle Bemühungen, die Täter zu integrieren, zurückzuweisen. Sie entstehen vor allem dann, wenn gesellschaftliche Strukturen nicht transformiert wurden und nach wie vor asymmetrische Machtverhältnisse bestehen.

In diesem Zusammenhang hat in den letzten Jahrzehnten eine reaktionsfähige Kultur an Gewicht gewonnen, während die stärkende oder wahlweise schwächende Auswirkung des politischen und soziokulturellen Umfelds auf traumatisierte Opfer

immer mehr in den Vordergrund rückte. Es steht mittlerweile fest, dass eine gesellschaftliche und kollektive Unterstützung dem Einzelnen dabei hilft, mit potenziell traumatisierenden Erlebnissen umzugehen.

Wissenschaftler und Fachleute der Übergangsjustiz heben in diesem Zusammenhang die positive Wirkung von Anerkennung, Reparationszahlungen, Wahrheitskommissionen und Kriegsverbrechertribunalen hervor. Eine reaktionsfähige Kultur zu fördern ist somit ein essenzieller Bestandteil der Konflikttransformation. Hierzu zählen auch die Neuverhandlung von Feindbildern, die den Weg für eine reaktionsfähige Kultur bereitet (durch Anerkennung des Leids, das den Opfern zugefügt wurde) und die Wiedereingliederung von Opfern und Tätern in die moralische Gemeinschaft durch Aufarbeitung der Vergangenheit.

Kulturelle Aktivitäten und Veranstaltungen können den notwendigen gesellschaftlichen Reflexionsraum bieten, der für die Transformation von Normen und Werten notwendig ist. Ein Beispiel ist in diesem Zusammenhang die Gründung des Kulturzentrums im palästinensischen Flüchtlingslager Talbiyeh in Jordanien, das von der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) unterstützt wird.

Das Kulturzentrum organisiert Kunstworkshops über Fotografie, Film, Animation und soziale Medien, öffentliche Vorträge und Videovorführungen. Durch diese Kunstworkshops können die jungen Teilnehmer nicht nur ihre Kreativität ausdrücken, sondern auch auf konstruktive Weise Normen und Werte in Frage stellen, die in der Diaspora wie eingefroren sind und nicht in die heutige Gesellschaft passen. Öffentliche Installationen laden die Community im Talbiyeh-Camp ein, eine öffentliche Diskussion über ihre aktuelle Identität zu führen.

Indem die Jugendlichen Überlebende der Nakba – der Vertreibung der Palästinenser nach der israelischen Unabhängigkeitserklärung im Jahr 1948 – im Talbiyeh-Camp interviewten und filmten, setzten sie sich mit dem kollektiven Trauma auseinander. Diese historischen Archive werden in Zukunft möglicherweise eine Quelle der Heilung für die „beschädigte“ palästinensische Geschichte. Gleichzeitig wird das kulturelle Leben im Flüchtlingslager, das bereits zu reiner Folklore verkümmert war, durch die Beschäftigung mit zeitgenössischer palästinensischer Kultur und Kunst neu belebt. Das Kulturzentrum unterstützt somit die Transformation von Normen, Werten und gesellschaftlichen Praktiken (Kultur). Es arbeitet jedoch auch an der Transformation institutionalisierter Beziehungen (Gesellschaftsstruktur). Das Zentrum wird von Frauen geleitet, und

„Wir können Gruppen, Communities oder Gesellschaften nicht einfach auf die Couch legen und sie mit einer ‚Redekur‘ behandeln.“

Mädchen und Jungen lernten zum ersten Mal gemeinsam.

Die Einrichtung des Kulturzentrums in Talbiyeh zeigt, dass Entwicklungszusammenarbeit nicht auf die Erfüllung von materiellen Grundbedürfnissen beschränkt sein muss, sondern sich auch immateriellen Grundbedürfnissen wie Identität widmen kann. Die Stärkung des soziokulturellen Umfelds ist kreativitätsfördernd und unterstützt das, was John Paul Lederach „moralische Fantasie“ nennt –, jenen entscheidenden Faktor für die Konflikttransformation.

Gudrun Kramer leitet den Regionalen Sozial- und Kulturfonds für palästinensische Flüchtlinge und die Bevölkerung in Gaza der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in Jerusalem. Ziel ist es, dass die Bevölkerung in Gaza sowie die palästinensischen Flüchtlinge in der Region die anhaltende Konfliktsituation besser als bislang bewältigen und Lebensperspektiven für sich und die Gemeinschaft entwickeln. **Thomas Ernstbrunner** ist freier wissenschaftlicher Mitarbeiter am Herbert C. Kelman Institut für Interaktive Konflikttransformation (IICP) in Wien. **Wilfried Graf** arbeitet als Forscher, Berater und Trainer in Konfliktregionen und Nachkriegsgesellschaften (Sri Lanka, Zentralasien, derzeit vor allem in Israel/Palästina). Er ist Mitbegründer des Herbert C. Kelman Instituts für Interaktive Konflikttransformation (IICP).

Die Botschaft der Flaschenpost Das Mittelmeer ist ein Ort kultureller Fusion, den man häufig beanspruchen, besitzen und steuern wollte. Sind hier die Grundprämissen der Diplomatie noch zeitgemäß? Oder müssten die überholten „Soft-Power“-Strategien gegen stärker nuancierte, horizontale und aufrichtige Herangehensweisen ausgetauscht werden? Klar ist: Keinesfalls sollte man sich nur auf Konfliktmanagement konzentrieren. *Von Moukhtar Kocache*



Bereits seit ungefähr 15 Jahren stehen im Kultursektor Austausch, Interaktion und Unterstützung zwischen Europa und den Nachbarstaaten im südlichen Mittelmeerraum im Zentrum maßgeblicher Programme, Ressourcen und Zusammenkünfte. Dies hat einerseits viel Diskussionsstoff geliefert und Anlass zur Kritik gegeben. Andererseits hatten Tausende von Bürgern zu beiden Seiten des Mittelmeeres die Gelegenheit, Neues zu lernen und Chancen zu ergreifen.

Nach wie vor sind die politische Linie und Programme zur Entwicklungs-, Dialog- und Partnerschaftsförderung im Kulturbereich jedoch schwerfällig und verlaufen recht einseitig nur in die Richtung von Norden nach Süden. Die zerbrechliche Natur politischer, zivilgesellschaftlicher

und öffentlicher Bereiche in den südlichen Mittelmeeranrainern hat zweifelsohne ebenfalls zu dieser Dynamik beigetragen. Zumindest im Süden scheint man darin übereinzustimmen, dass es trotz der großen Zahl von Initiativen zuletzt nur wenigen Programmen gelungen ist, jene Vertrautheit herzustellen, die normalerweise nur innerhalb bestimmter Disziplinen und Communities besteht und aus ehrlicher Neugier und intellektuellem Austausch erwächst. Die Mehrheit der Initiativen wird von der großen Zahl offizieller, institutioneller und öffentlicher Programme und Projekte beherrscht, die in der Regel ganz selbstverständlich europäisch geprägte politische und ideologische Tropen mit sich führen und untermauern.

Seit dem Jahr 2000 scheint die Kultur erneut als wesentlicher Bestandteil erfolgreicher diplomatischer Beziehungen zwischen Europa und den südlichen Nachbarn im Mittelmeerraum zu gelten. In den vergangenen Jahren bestätigte die Europäische Kommission die Schlüsselrolle der Kultur und ihren wesentlichen Anteil bei der Gestaltung internationaler und auswärtiger Beziehungen.

Eine Reihe von Staaten hat außerdem die Kultur sowohl offiziell als auch inoffiziell als wichtigen Bestandteil ihrer diplomatischen Arbeit hervorgehoben. Viele nationale Kulturinstitutionen haben ihre

Aktivitäten ausgeweitet und versuchen, sinnvolle Programme und Angebote in ihren Zentren im Süden zu organisieren. Es stellt sich die Frage, welche Wirkung sie erzielen möchten und ob sie ihre Ziele erreicht haben. Wie erfolgreich ist eine traditionell und modernistisch geprägte Diplomatie in unserer heutigen Zeit? Sind die Grundprämissen und Voraussetzungen, von denen die Diplomatie ausgeht, immer noch zeitgemäß bzw. zukunftstauglich? Es scheint, als müssten die überholten „Soft-Power“-Strategien und eine binäre Dialektik gegen stärker nuancierte, horizontale und aufrichtige Strategien ausgetauscht werden, die sich nicht auf Konfliktmanagement konzentrieren, sondern sich stärker an Bedürfnissen und Wertvorstellungen orientieren, die in Wechselseitigkeit, Austausch und Gemeinsamkeit begründet sind.

Die Initiative „More Europe“ – eine Ende 2011 auf den Weg gebrachte neue kulturelle und zivilgesellschaftliche Initiative, die Kultur in den Außenbeziehungen der EU stärker hervorhebt und stärken möchte – ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert. Sie fordert die Mitgliedstaaten, die Zivilgesellschaft und die Institutionen der EU zur Zusammenarbeit auf, in der sie eine gemeinsame Vision verfolgen, Ressourcen bündeln und ihre Aktivitäten koordinieren. „More Europe“ ist jedoch nur als vorübergehende Plattform geplant, und diese Art der Arbeit erfordert nachhaltige und langfristige Bemühungen und Engagement.

Die Psychogeografie des Mittelmeers tendierte im Laufe der Zeit mal zur Spaltung und dann wieder zur Gemeinsamkeit. Für die einen war es eine verbindende Brücke und für andere eine Kluft. Im Lauf der Geschichte war es stets ein Ort, der Seh-

süchte und Faszination weckte, den man entweder fürchten oder gegen den man sich zur Wehr setzen musste.

Psychogeografie des Mittelmeers

Trotzdem war und ist das Mittelmeer eine begrenzender Raum, ein Ort kultureller Fusion, ein Raum, den man beanspruchen, besitzen und steuern möchte. Zweifelsohne stand die Kontrolle über das Mittelmeer schon für viele Kulturen im Zentrum des Interesses. Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich eines der ersten nationalistischen Imperien Europas das Mittelmeer zu eigen machte und „mare nostrum“ – unser Meer – nannte. Und es überrascht nicht, dass der Begriff „Mittelmeer“ mit dem Einzug des Kolonialismus in Europa und der Verfestigung des nationalstaatlichen Gedankens entstand.

Der nördlich geprägte Diskurs, der die politische, geografische und historische Einordnung gestaltet hat, scheint die Kulturen und Völker des Mittelmeerraums eingeengt und seither verhindert zu haben, dass sich überschneidende und einander ergänzende Historiografien, Identitäten, Narrative und Chancen entstehen. Die gleichermaßen reiche und bereichernde organische linguistische, literarische, musikalische, kulinarische und intellektuelle Entwicklung und Schaffensfreude der Vergangenheit scheinen mit der Verfestigung nationalistischer, modernistischer und von Totalisierung geprägter Formen der Staatsführung und hegemonischen Ideologien aus der Bahn geworfen zu sein. Die heutigen Anwohner der Mittelmeerküste verdienen bessere Chancen und mehr Kreativität, um ihr gemeinsames Kulturerbe hervorzuheben, Möglichkeiten kultureller

Fusionen zu erkunden und neue mediterrane Plattformen und Zugehörigkeitsmechanismen zu schaffen, die ihnen eine bessere Darstellung in der Welt ermöglichen.

Historische, philosophische und theoretische Forschungen über die Menschen und Kulturen des Mittelmeerraums müssen meiner Ansicht nach unsere Erforschung, Analyse und Entwicklung von Systemen und Strukturen für Austausch, Partnerschaft und Dialog begleiten, die das Wohlergehen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in Europa und der südlichen Mittelmeerregion fördern wollen. Der von Künstlern, Intellektuellen, Kulturkritikern, Theoretikern und Philosophen gelenkte Kultursektor scheint meiner Ansicht nach am besten geeignet zu sein, uns bei der Wiederentdeckung der gemeinsamen Vergangenheit zu unterstützen. Hierbei handelt es sich gleichzeitig um einen Prozess der Dekonstruktion, des neu Denkens und der Transformation ideologischer, institutioneller, staatslenkender und politischer Rahmenbedingungen, von denen die Beziehungen zwischen Europa und dem Mittelmeerraum bestimmt werden. Es wird eine störungsanfällige, komplizierte und wenig ermutigende Reise sein, da der Prozess einer großzügigen und ernst gemeinten Kontaktaufnahme mit dem „Anderen“ auch erfordert, die eigenen Narrative zu überdenken und neu zu schreiben, die in den meisten Fällen im genauen Gegensatz zu diesem „Anderen“ entstanden sind.

Der Austausch zwischen Europa und dem südlichen Mittelmeerraum kann auf eine reiche, aber auch chaotische Geschichte blicken. Es gibt eine Reihe offizieller Initiativen, die man unter die Lupe nehmen und von denen man lernen kann. Unter anderem sind hier die Euro-Mediterrane

Partnerschaft und deren Euro-Mediterrane Kulturstrategie, das EUROMED-Programm zur Pflege des Kulturerbes (EUROMED Heritage) und für den Bereich Filmförderung und Audiovisuelles (EUROMED Audiovisual), die Anna-Lindh-Stiftung für den Dialog der Kulturen im Mittelmeerraum, die Europäische Nachbarschaftspolitik, die Bemühungen der Mittelmeerunion und des Europarats sowie ein Cluster zivilgesellschaftlicher und regierungsunabhängiger Programme und Initiativen zu nennen. In diesem Zusammenhang ist die kluge Arbeit der Europäischen Kulturstiftung besonders hervorzuheben.

Bei dieser Bandbreite von Programmen, die oftmals gegenläufig arbeiten, gab es bisher nur sehr wenig Koordination zwischen zivilgesellschaftlichen, privaten und öffentlichen Initiativen und sehr viel Verwirrung im jeweiligen Kultursektor vor Ort, an den diese Programme eigentlich gerichtet sind. Trotzdem viel geschehen ist und gegenwärtig ein deutlich lebendigerer Austausch zwischen Norden und Süden herrscht, ist immer noch viel zu tun. Zu häufig erscheinen die „Partner“ im Süden frustriert und fühlen sich aus dem kreativen und analytischen Prozess ausgeschlossen.

Es gibt viele verschiedene Möglichkeiten, diese Situation zu entschärfen und wirklich auszugleichen. Oft wird davon ausgegangen, dass es einen „Lernprozess“ gibt, den die Partner und Gesellschaften im Süden beginnen müssen. In vielerlei Hinsicht ist dies zumindest zweifelhaft, wenn nicht sogar falsch.

Ebenso wichtig finde ich jedoch, dass europäische Strukturen und Gesellschaften beurteilen müssen, ob nicht vielmehr ein Prozess des „Verlernens“ ihnen dabei helfen kann, Divergenzen in

den Sichtweisen zu erfassen, ihren modus operandi zu hinterfragen und ihre Prozesse mit radikaler Kreativität zu bereichern. Ohne diese Bereitschaft verbleiben die Partner im Norden vielleicht mit einer reduzierten, begrenzten und vielleicht sogar unehrlichen Vorstellung von ihren tatsächlichen und potenziellen Partnern, die tendenziell eher von unten her, ohne verfängliche Rahmenbedingungen durch Stammbaum und Unterstützung, zu ihrer Arbeit in den Sektoren Kultur und Politik kommen.

Mit all unseren Errungenschaften der Vergangenheit und dem bereits Erlernten sind künftig tiefgreifende Reflexion, Synthesen, Lernbereitschaft, Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und eine radikale Kreativität bei der Selbstbetrachtung und dem Entwurf einer besseren gemeinsamen Zukunft für alle notwendig.

Im Oktober 2011 organisierte der Young Arab Theatre Fund (www.yatfund.org) das vierte Treffen von Kulturräumen in der arabischen Region. Diese jüngste Zusammenkunft wurde gemeinsam mit Marseille als europäischer Kulturhauptstadt 2013 ausgerichtet. Eine der Zielsetzungen des Treffens war es, die ungefähr

„Die Anwohner der Mittelmeerküste verdienen bessere Chancen und mehr Kreativität, um ihr gemeinsames Kulturerbe hervorzuheben, Möglichkeiten kultureller Fusionen zu erkunden und neue mediterrane Plattformen und Zugehörigkeitsmechanismen zu schaffen.“

fünfzig Vertreter unabhängiger Kultureinrichtungen der arabischen Welt in einen informellen Prozess der Reflexion über die kulturellen Beziehungen zwischen Europa und der arabischen Welt einzubinden und deren Eindrücke zu sammeln. Die folgende Darstellung (siehe im Anschluss an diesen Text) ist ein Ausschnitt – jedoch keine offizielle Erklärung – aus den Hauptthemen und Ideen, die von der Gruppe diskutiert wurden. Dieser Austausch kann als Orientierung dienen, Anstöße und Einblicke in das Wesen dieser komplexen Beziehung aus der Perspektive der südlichen Mittelmeeranrainerstaaten bieten und der Botschaft der Flaschenpost endlich ermöglichen, die nördlichen Ufer des Mittelmeers zu erreichen.

Zelebrierung verflochtener Geschichte

Die aktuellen Rahmenbedingungen, die bei der Gestaltung und Steuerung der Beziehungen zwischen Europa und den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten mitgewirkt haben, sind modernistisch geprägt und erfassen die eigentlichen Sehnsüchte und Bedürfnisse der Menschen und Kulturen in den jeweiligen Regionen nicht.

Statt einer „geometrisch induzierten Logik“ der Grenzen, Barrieren und Unterschiede wird dringend ein Rahmen benötigt, der Überschneidungen in der Methodik und die miteinander verflochtene Geschichte dieser Gebiete eingesteht und zelebriert. Im Ergebnis würde dies wahrscheinlich zu weniger Unbeweglichkeit und einem eher intuitiven, pragmatischen Verständnis führen und Respekt für die Multiplizität und Komplexität der Beziehungen und Dynamiken mit sich bringen.





Alle Bemühungen seit dem 19. Jahrhundert, die Kulturen und Menschen Europas und der südlichen Mittelmeeranrainerstaaten ideologisch, intellektuell und von Gesetz wegen zu trennen und zu reglementieren, hat meiner Ansicht nach implizit zum derzeit vorherrschenden deprimierenden, unkreativen und katastrophalen Gedanken von einem „Kampf der Kulturen“ geführt. Norden und Süden bzw. Orient und Okzident sind dringend darauf angewiesen, dass die Wandlungsfähigkeit, Vielschichtigkeit und eine Fusion der Kulturen des erweiterten Mittelmeerraums anerkannt, gefördert und positiv wahrgenommen werden. Dann könnten die versteckten Narrative, unterdrückten Identitäten und alternierenden Historiografien zum Vorschein kommen. Auf diese Weise wird der Abbau von Unterscheidungen zwischen den Menschen in dieser Region zwar verkompliziert, aber gleichzeitig auch unterstützt.

Denn eines ist klar: Das modernistische Paradigma, das sich über ein universales Recht auf Bewegungs-, Reise- und Migrationsfreiheit in unserer heutigen Welt definiert, steht für einen ungeheuren Mangel an Freiheit und Gleichheit, wenn es um Zugangsmöglichkeiten und Chancen geht. Die Kräfte des Marktes und die Wirtschaftspolitik, die sich mit einem Mantel der Freiheit umhüllen, stoßen seltsamerweise nicht auf dieselben Hindernisse und Einschränkungen und stellen Europa und die südlichen Mittelmeeranrainerstaaten immer stärker vor Herausforderungen, die ganz grundlegende Rechte und Wahlmöglichkeiten in den Bereichen Gesundheit, Bildung und Ernährung gefährden.

Der Nationalismus hat uns im 19. und 20. Jahrhundert gelehrt, dass die Bestimmung eines fremden „Anderen“ aus-

schlaggebend ist, um innerhalb spezifischer politischer, zivilgesellschaftlicher und kultureller Grenzen Gleichartigkeit oder zumindest den Anschein davon zu erreichen. In den letzten Jahrzehnten waren dieselben Prinzipien bei neueren Formen gesellschaftlicher Konsolidierung am Werk –, beispielsweise in der Europäischen Union. Nie zuvor waren Inklusion und Exklusion in der Beziehung zwischen Europa und den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten von so großer Bedeutung. Dies zeigt sich wohl besonders darin, dass Europäer ohne vorherige Genehmigung frei in die südlichen Mittelmeeranrainerstaaten reisen können, während die Bürger dieser Staaten sich nicht nur einem komplizierten, demütigenden und teuren Prozess unterziehen müssen, um vorab eine Genehmigung zu einer Reise nach Europa zu erhalten, sondern sich diesem Prozess ebenfalls unterziehen müssen, wenn sie nur auf der Durchreise durch Europa auf dem Weg zu einem anderen Ziel sind, das beispielsweise in Asien oder Amerika liegt. Die Präsenz des „Anderen“ wird nicht einmal toleriert und zwischen zwei Gates der internationalen Flughäfen in Europa noch bekräftigt.

Auf die Gefahr hin, polemisch zu klingen, halte ich es für zwingend erforderlich, dass die Europäer ihre bewusste und unbewusste Vergangenheit so schnell wie möglich bearbeiten –, eine Vergangenheit, in der Kolonial- und Weltherrschaft dazu beigetragen haben, Vorstellungen von Identität, Kultur, Rasse und Fortschritt zu kristallisieren. Die aktuelle europäische Krise, die natürlich nicht nur eine Wirtschaftskrise ist, gibt den Europäern die Möglichkeit, Geschichtsschreibungen zu dekonstruieren, die sie sich angeeignet und fantasiert haben. Sie können Alternativen

zu einem cartesianischen Nationalismus und Rationalismus ergründen. Sie können ihre Vorstellungen des Andersseins dahingehend ändern, dass ihr Selbst sich nicht aus der Gegnerschaft mit dem Anderen definiert, daraus seine Wertschätzung erhält und sich gegen dieses Andere zur Wehr setzt.

Die aktuelle Krise in Europa hat in vielerlei Hinsicht ihre Wurzel in einem Ungleichgewicht zwischen Politik, Philosophie und Kultur. Das Projekt Europäische Union, das mehr Föderalismus fordert, bedroht gerade die Vorstellung von einem Nationalstaat, der wiederum stark dazu beigetragen hat, europäische Identitäten überhaupt erst zu schaffen. Föderalismus würde jedoch letztendlich Dezentralisierung und lokale Regierung bedeuten. Diese wiederum gefährdet den Nationalstaat – nicht nur, weil sie Prozesse der Entscheidungsfindung von einem zentralistischen System abzieht, sondern auch, weil sie lokale Identitäten, Ethnien, Sprachen und Vorgehensweisen zelebriert.

Man wird jedoch dem Regionalismus nicht entkommen können, da Europa sich in Richtung einer stärker föderalen Struktur bewegt. Ein zu großes Zögern in diesem Zwischenzustand wäre gefährlich und zerstörerisch.

Ich stelle mir vor, dass ein wahrhaft föderales Europa zu einem Wiederaufleben lokaler Narrative und Vereinigungen ermutigen würde, die es den Communities

„Nie zuvor waren Inklusion und Exklusion in der Beziehung zwischen Europa und den südlichen Mittelmeeranrainern von so großer Bedeutung.“

erlaubt, mit anderen Communities einen ehrlicheren Austausch zu pflegen und Allianzen zu bilden. Europa war bisher eine Bastion radikalen, kreativen, diskursiven, politischen, philosophischen und theoretischen Denkens, und diese neue Zeit erfordert eine unkonventionelle Führung und den Mut, neue Ideen, Strukturen und Regierungsformen für Communities und Kulturen vorzuschlagen, die ein erfolgreiches Zusammenleben ermöglichen.

Es wäre nicht nur ein gesundes Maß Kritik an den Missständen der Kolonialherrschaft und Schuld, Reue oder Scham der Europäer gegenüber ihrer im 19. Jahrhundert liegenden Vergangenheit, die von expansionistischen, rassistischen und reduktiven Ideologien, Systemen und Überzeugungen geprägt war. An dieser Stelle ist es von ganz ursprünglicher Bedeutung und vielleicht auch zeitgemäß, zu erkunden und zu verändern, wie historische, kulturelle und politische Strukturen der Vergangenheit weiterhin Ungleichheit, Ungerechtigkeit und institutionelle Macht gestalten und verbreiten, während sie gleichzeitig von Zivilisierungsgedanken geprägte Vorstellungen von Demokratie, allgemeinen Menschenrechten, Freiheit und Freizügigkeit propagieren.

Ich möchte damit in keiner Weise das reiche Kulturerbe und die Leitgedanken in Frage stellen, die von der Aufklärung ausgehen und in der westlichen Moderne münden. Dies ist eher ein Aufruf, die Ambiguitäten, Unvereinbarkeiten und die unerbittliche Logik dieses Erbes auszugraben und freizulegen, die sich zu einer Zeit auf eine europäische Weltsicht auswirkt, in der das westliche Muster zunehmend in Frage gestellt wird. Kann dies ohne ein Gefühl der Angst und Bedrohung, ohne Konflikt und ohne das Empfinden geschehen,

dass diese neuen Realitäten aufgezwungen sind? Diesen Prozess offen einzuräumen und seine Modalitäten selbst zu bestimmen, erscheint eindeutig als klügster Umgang mit diesen im Wandel befindlichen Landschaften und einer neuen Welt, in der die Inklusion multipler, vielfältiger und divergierender Werte, Perspektiven und Paradigmen notwendig ist.

Die Nutzung existierender und bereits versagender Wissensparameter und analytischer Bezugssysteme könnte dann das Denken und die kreativen Lösungsansätze einschränken. Neue Geografien des gemeinsamen Wirkens und der Repräsentation sind erforderlich, damit künftig neue Konstellation und realisierbare Systeme entstehen können.

Doch wie kann all dies praktisch umgesetzt werden?

Zunächst sollten wir uns mit der fast völlig fehlenden Philanthropie in Europa beschäftigen, um Projektvielfalt kreativer und nachhaltiger zu fördern und persönlicher gestalteten Kollaborationen aus den Communities heraus mehr Zugkraft zu geben. Es besteht der dringende Bedarf, Akteure, die an den Beziehungen in Europa und im südlichen Mittelmeerraum beteiligt sind und diese unterstützen, differenzierter zu betrachten. Das hilft nicht nur, die Last und die Erwartungen offizieller europäischer Institutionen und Strukturen zu reduzieren, sondern auch, eine Vielfalt von Projekten zu fördern, die persönlicherer Natur sind und stärker auf Kollaborationen und Unterstützung aufgrund von Gemeinschaft und Affinität basieren.

Die Einschätzung in Europa, dass eine Zusammenarbeit mit Communities und Organisationen in den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten einen besseren Zugang zu den Communities der Zuwan-

derer in Europa verschaffen kann oder bei bestimmten gesellschaftlichen Problemen in Europa hilft, ist oftmals nicht richtig. Diese Prämisse macht manchmal vielleicht Sinn; man muss aber verstehen, dass es sich dabei in erster Linie um Initiativen und Sorgen in Europa handelt, die in den meisten Fällen nicht die Sorgen der Menschen an den südlichen Küsten des Mittelmeers sind – auch wenn von dort seit über hundert Jahren die meisten Migranten kommen. In vielen Fällen gehören die Migranten in Europa der Arbeiterklasse an und haben ihre Heimat im Süden möglicherweise bereits vor vielen Jahren oder in vorigen Generationen verlassen. Sie sind vielleicht traditioneller und in ihren Vorlieben und Moralvorstellungen sogar nostalgisch geprägt, und die zeitgenössische Kultur, die heute in den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten entsteht, sagt ihnen möglicherweise gar nichts bzw. wird von ihnen nicht geschätzt. Europa muss diese Unterschiede und Realitäten besser verstehen.

Die Partner im Norden sollten auch erkennen, dass Partnerschaften und Projekte, die sie im Norden initiieren, unter

„Europa war bisher eine Bastion radikalen, kreativen, diskursiven, politischen, philosophischen und theoretischen Denkens, und diese neue Zeit erfordert eine unkonventionelle Führung und den Mut, neue Ideen, Strukturen und Regierungsformen für Communities und Kulturen vorzuschlagen.“

Umständen im Widerspruch zu Bedürfnissen, Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen stehen, die ihre Partner im Süden wegen ihrer eigenen institutionellen Entwicklungen, Zielsetzungen und Anhängerschaften haben. Viel muss unternommen werden, damit die Partner im Norden tiefer gehende Kenntnisse von Organisationen, Individuen, der Infrastruktur und dem jeweiligen Kontext erwerben, in dem die Partner im Süden agieren.

Fehlende Kohäsion

Zudem müssen Partner im Norden die fehlende Kohäsion in der Kulturlandschaft der südlichen Mittelmeerländer berücksichtigen, in denen eine erhebliche Kluft zwischen offiziellen und unabhängigen kulturellen Strukturen besteht. In gewisser Hinsicht geht es um die Verbreitung disparater kulturpolitischer Ansätze. Dies wird solange der Fall sein, bis Regierungen im Süden echte demokratische Vertretungen ihrer Bürger sind und Ministerien und offizielle Kulturapparate sich in den Dienst dieser Bürger stellen. Die Partner im Norden sollten sich dessen bewusst sein, wenn sie sich Programme mit verschiedenen Akteuren im Süden oder auch in derselben kulturellen Landschaft und Nation vorstellen.

Europäische Institutionen sollten trotz administrativer, finanzieller und politischer Einschränkungen danach streben, flexible und auf jeden Kontext speziell zugeschnittene politische Leitlinien und Programme zu entwickeln, die nicht flächendeckend für die gesamte südliche Region konzipiert sind.

Je mehr Differenzierung und Kontextualisierung es gibt, desto nuancierter, tief-

gehender und nachhaltiger sind die Partnerschaften, das ist offensichtlich. Trotz verschiedener Mobilitätsprogramme zwischen Europa und dem südlichen Mittelmeerraum im letzten Jahrzehnt, ist die Mobilität von Menschen, die im Kultursektor arbeiten, nach wie vor gering und die Institutionen, welche sie unterstützen, kämpfen weiterhin um Basisfinanzierung und Nachhaltigkeit. Es gibt absolut keine Entschuldigung für den Mangel an starken, kontinuierlichen und gut finanzierten Mobilitätsplattformen. Europäische Sponsoren und Spender müssen hier ihre Priorität setzen. Es ist seltsam, aber eine Tatsache: Mobilität zu unterstützen, ist relativ billig! Mobilität für unabhängige professionelle Kulturakteure sowie Gruppen muss mit der Notwendigkeit einhergehen, professionelle Netzwerke zwischen dem Norden und dem Süden auszuweiten und Rahmenbedingungen für einen langfristigen Wissensaufbau und Wissensaustausch zu schaffen sowie zwischenmenschliche Kontakte zu ermöglichen.

Ebenso müssen sich professionelle Kulturakteure in den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten genauer informieren, weiterbilden und stärker differenzieren, wenn es um Chancen, Finanzierungsmöglichkeiten, Serviceleistungen und Partnerschaften geht, die von den Staaten im Norden angeboten werden, damit sie besser vorbereitet sind, selektiv vorgehen können und passende Erwartungen an ihre Partnerschaften mit Europa haben. Alle, die an der Kooperation im Mittelmeerraum interessiert sind, sollten von beispielhaften Modellen und Initiativen lernen, die von europäischen Kulturinstituten im Süden initiiert werden: Ein längst überfälliges Kompendium mit Fallstudien würde dabei helfen, die „Best Practices“ aufzuzeigen

und Einblicke zu gewähren, welche Programme künftig gebraucht werden.

Ich habe die Vision von einem ständigen und unabhängigen Sekretariat – einer neuen Institution in Europa –, das dabei helfen würde, zu koordinieren, zu informieren, zu analysieren sowie Akteure und politisch Aktive rund um die kulturelle und intellektuelle Kooperation zwischen Europa und dem südlichen Mittelmeerraum zu mobilisieren. Es ist notwendig, eine unabhängige Organisation zu schaffen, die bereits existierende oder noch einzurichtende Initiativen zur Steuerung kultureller Beziehungen zwischen Europa und den südlichen Mittelmeeranrainern überwacht, unterstützend tätig ist, Dolmetsch- und Übersetzungsleistungen anbietet und sich für Klarheit und Qualität einsetzt. Möglich würde dies mit öffentlichen, internationalen, privaten und zivilen Initiativen, um das Vakuum zwischen diesen Sphären zu füllen und dabei zu helfen, eine ganzheitliche Perspektive zu schaffen. Solch eine Institution könnte eine nachhaltigere und tiefer gehende Forschung hervorbringen und eine leichter verständliche Präsentation der Daten anstreben, um diese mehr und unterschiedlichen Akteuren zugänglich zu machen.

Es besteht kein Zweifel: Derzeit existieren sehr viele Ideen, Programme, politischen Leitlinien, Überlegungen und Experimente, die uns dabei helfen, künftige Initiativen zur Förderung von Kollaborationen, Partnerschaften und gemeinsamen Aktivitäten zwischen Europa und der südlichen Mittelmeerregion besser zu verstehen und weiterzuentwickeln.

Was die künftige Richtung des Prozesses definieren oder zumindest als eines der Ziele gelten sollte, ist die Auseinandersetzung mit den Themen, Ereignissen und

Chancen, die sich auf die Völker im Norden und im Süden gleichermaßen auswirken. Nur dann können wir uns von einer rein binären Interaktion wegbewegen und ein gemeinsames Empfinden als Nachbarn finden.

Wir müssen gewissermaßen anstreben, über traditionelle Formen des Dialogs, des gegenseitigen Verständnisses, der Zusammenarbeit und Unterstützung hinauszuwachsen. Die Gestaltung eines von gemeinsamen Interessen, gemeinsamer Verantwortung und Partizipation geprägten Prozesses wird nicht nur auf institutioneller Ebene von grundlegender Bedeutung sein, sondern auch und insbesondere für die Communities und die Menschen, die die Region gemeinsam bewohnen. Während wir eine Zukunft mit mehr Austausch, Kreativität, Respekt, Harmonie und Gleichstellung für ganz unterschiedliche Völker anstreben, scheinen wir derzeit zu versuchen, dieses Ziel mit überholten und möglicherweise sogar kontraproduktiven Instrumentarien und Institutionen zu erreichen. Visionäres Denken und Mut sind vonnöten, um unsere bestehenden Strukturen, Systeme und Weltanschauungen neu zu gestalten. Insbesondere wenn man bedenkt, dass unsere Zukunft bereits in den politischen, kulturellen sowie gesellschaftlichen Instrumentarien und Fundamenten der Gegenwart festgeschrieben ist.

Moukhtar Kocache ist Kurator und Kunstmanger. Bis 2012 arbeitete er im Büro der Ford Foundation Kairo und setzte sich für die Entwicklung und Nachhaltigkeit sowie Vernetzung und Infrastruktur von Kunst und Kunsträumen ein. Vorher war er Programmdirektor am Lower Manhattan Cultural Council (LMCC), organisierte und konzipierte Ausstellungen und war als Berater und Universitätsdozent tätig.

„Selbstvertrauen auf Basis gegenseitiger Wertschätzung“

Wie können Kulturorganisationen diesseits und jenseits des Mittelmeers besser kooperieren? Worauf kommt es an? Für den Norden wäre es besser, die Künste zum Zweck der Kulturproduktion zu fördern, statt sie als soziopolitisches Instrument einzusetzen, lautete eine der Anregungen des vierten Treffens von Kulturräumen in der arabischen Region, das der Young Arab Theatre Fund organisierte.

Die wechselseitige Bindung zwischen Europa und der arabischen Welt ist an geografische, geopolitische, historische und postkoloniale Faktoren gekoppelt, konstatierten die Teilnehmer des vierten Treffens von Kulturräumen in der arabischen Region, das der Young Arab Theatre Fund im Oktober 2011 organisierte. Sie betonten, dass ein postkoloniales Europa Schwierigkeiten hätte, neue Beziehungen mit den ehemaligen Kolonien einzugehen –, oder auch nur die bestehenden auf eine produktive Basis gegenseitigen Respekts zu stellen. Es wurde auf die Bedeutung und Wirkungsweise politischer und wirtschaftlicher Zwänge hingewiesen, die nichts mit Kultur zu tun hätten. Der seit kurzem zunehmende Rechtspopulismus und der antiarabische Rassismus in Europa führten vor Augen, wie wichtig die Kulturzusammenarbeit als Projekt für Europa sei.

Durch die wirtschaftlichen Möglichkeiten Europas böte sich ein beachtliches Finanzierungspotenzial für die Kunst in der arabischen Welt, dies könne sich durch das derzeitige eher schlechte wirtschaftliche Klima ändern. Auch die Golfstaaten seien finanziell in der Lage, Nichtregierungsorganisationen und Kunstmärkte zu unterstützen, in Europa wie auch in der arabischen Welt. Aber die politische Realität in der Golfregion lasse diese Länder aus moralischen, ideologischen und ethischen Gründen eher ungeeignet erscheinen. Europa sei ein Raum für intensive Kunstdiskurse und

auch ein Absatzmarkt, um Kunstwerke profitabel zu verbreiten, betonten die Konferenzteilnehmer. Arabische Kulturakteure und Künstler möchten stärker beteiligt werden, helfe dies doch, eine globale Karriere zu ebnen, die ihnen ansonsten nicht ohne weiteres offen stünde.

Uneinheitliche, aber trotzdem aussichtsreiche Bedingungen für eine Kooperation auf Augenhöhe würden erschwert, weil arabische Künstler in der Zusammenarbeit mit europäischen Partnern bei Ansprache, Kollaboration, Autorenschaft, Vergütung und Mobilität hinter ihren europäischen Kollegen zurückblieben. Die Beziehung zwischen der arabischen Welt und Europa beschränke sich derzeit auf die binäre Wahrnehmung zweier homogener Räume, kritisierte die Konferenz. Auf beiden Seiten, so der Tenor des Treffens, fehlten Kapazitäten, die eine Entwicklung vertrauensvoller Kulturbeziehungen in der Interaktion auf allen Ebenen ermöglichen.

Eventcharakter für EU im Vordergrund

Bisher hätten arabische Kulturorganisationen hauptsächlich die Erfahrung gemacht, dass bei EU-finanzierten Kulturinitiativen der Eventcharakter, politische Strategien oder Zielorientiertheit statt Kontexten und künstlerischem Ausdruck im Vordergrund standen. Dadurch fühlten sich die arabischen Künstler und Kulturakteure

instrumentalisiert, insbesondere in Bezug auf die Ziele der EU wie Entwicklung, Demokratieförderung oder sogar einer Verhinderung der Emigration nach Europa.

Diese Themenfelder wirkten für die eigentliche künstlerische Arbeit vor Ort künstlich und marginal. Für den Norden wäre es besser, die Künste zum Zweck der Kulturproduktion zu fördern, statt sie als soziopolitisches Instrument einzusetzen. Die Evaluations- und Kontrollprozesse der EU scheinen ebenfalls einen kurzsichtigen, positivistischen Impuls abzubilden, indem sie unrealistische, kurzfristige „Ergebnisse“ einfordern, wie Teilnehmer meinten. Für die europäischen Partner sei es wichtig zu erkennen, dass der kulturelle Ausdruck ein langfristig angelegter, oftmals nicht quantifizierbarer Selbstzweck statt ein sofort verfügbarer Anbieter von Leistungen sei. Die Bedingungen für Partnerschaften würden häufig von oben diktiert, statt sich aus einem Dialog zu entwickeln, wurde kritisiert. Dies gelte unter Umständen auch für Kulturinitiativen der europäischen Mitgliedsstaaten. Gruppen im Süden wünschten sich Partnerschaften, die aus gegenseitiger Anerkennung statt aus Top-down-Visionen erwachsen.

Organisationen im Süden mit wenig Kapazität empfinden den Prozess der Bewerbung um EU-Fördermittel als unnötig mühsam – fast, als diene er dazu, sie herauszufiltern. Die Partner im Süden nehmen eine bewusste Bürokratisierung durch europäische Institutionen wahr, die darauf ausgerichtet ist, sie für die gleiche oder ähnliche Anerkennung härter arbeiten zu lassen. Über viele Ebenen hinweg herrsche mangelndes Vertrauen. Darüber hinaus verärgert es arabische Organisationen, die sich um bestimmte EU-Förderungen bewerben, in ihren Bewerbungen bestätigen müssen, dass sie keinerlei Verbindungen zum „Terrorismus“ hätten, und sie empfinden es

als Heuchelei, wenn dieselben europäischen Politstrategien und Finanzmittel korrupte Regime, radikale Gruppen und Einrichtungen vor Ort entweder direkt oder indirekt förderten.

Kritisiert wurde auch, dass europäische Finanzmittel in der Regel weiterhin an die „üblichen Verdächtigen“ unter den als zuverlässig eingestuften arabischen Partnern geflossen seien, während die EU neuen Organisationen misstrauete. Dies habe mangelnde Risikobereitschaft, fehlende Investitionen und Innovationschancen sowie Unbeweglichkeit bei der Entwicklung einer neuen Führung zur Folge. Mehrere Gruppen im Süden forderten eine von Vertrauen, Respekt und Risikobereitschaft geprägte Haltung in bereits bestehenden und neuen Partnerschaften.

Unerfahrenen europäischen Akteuren, Organisationen wie Kulturdiplomaten der Mitgliedstaaten, mangle es zudem an dem notwendigen Wissen darum, was in den spezifischen arabischen Kontexten glaubwürdig sei. Dies könne dazu führen, dass Projekte unterstützt werden, die lokal als irrelevant gelten und somit keinen Beitrag zum künstlerischen Diskurs leisten. Noch schlimmer sei es, dass weniger willensstarke arabische Künstler möglicherweise einen „ideologischen Markt“ sehen und ihr künstlerisches Schaffen fälschlicherweise an Finanzierungsmöglichkeiten orientieren.

Eindeutige Botschaften verlangt

Die Konferenzteilnehmer wünschten sich, dass arabische und europäische Akteure mit eindeutigen Botschaften und professionellem Selbstvertrauen auf der Basis gegenseitiger Wertschätzung und gemeinsamer Ziele aufeinander zugehen. Im Idealfall würde diese Wertschätzung durch langfristigen Kontakt und persönliches Interesse sowie persönliche Anerkennung ge-

fördert werden und nicht angetrieben sein durch plötzlich sich auftuende Möglichkeiten der Finanzierung. Dies würde dazu beitragen, dass aus diesen Partnerschaften erwachsende Kulturproduktionen vom Publikum als dem Kontext angemessen, glaubwürdig und relevant wahrgenommen würden. Für kulturelle und zivilgesellschaftliche Organisationen in Europa sei es bedeutsam, langfristig angelegte Forschungsaktivitäten und Beziehungen mit Organisationen und Künstlern im südlichen Mittelmeerraum anzustreben, die eine deutliche Affinität zu ihren Zielen zeigen, anstatt opportunistisch und kurzfristig auf bestimmte Muster bei der Vergabe finanzieller Mittel zu reagieren. Partnerschaften sollten stets den Schwerpunkt bei kultureller und künstlerischer Qualität und Exzellenz setzen.

Die europäischen Kulturorganisationen täten sich indes schwer damit, die Auswirkungen der strukturell ungleichen Verteilung von Arbeitsbelastung, Risiken und Kosten sowie bei der Visumvergabe auf arabische Organisationen und Künstler zu berücksichtigen. Bei Kollaborationen würden häufig zu gleichen Teilen geschulterte Zielvorgaben bei der Mittelbeschaffung ausgegeben, was für die arabischen Partner eine unverhältnismäßige Belastung darstelle. In diesem Zusammenhang seien auch die Währungsunterschiede zu berücksichtigen, durch die Reisen nach Europa für die arabischen Partner überproportional teuer werden können.

Kollaborationen seien nur dann wirklich gleichberechtigt, wenn sie die praktischen Belastungen der infrastrukturellen Ungleichgewichte einkalkulieren, mit denen arabische Organisationen und Künstler zu kämpfen haben.

Die Versammlung sprach sich für die Bereitstellung von Finanzmitteln für den Kapazitätsaufbau von Kunstfachleuten in der arabischen Welt aus. Dies

würde zu einer realistischeren institutionellen Gleichstellung und zu mehr Respekt führen und den Bedarf an europäischen Fachleuten (z. B. Choreographen, Filmvorführer, Stage-Manager und Bühnenbildner) reduzieren, die für teures Geld eingeflogen werden müssen. Für einen gezielten Kapazitätsaufbau von Künstlern und Managern sollte man die gängigen Vorstellungen von Training und beruflicher Weiterbildung zeitlich und inhaltlich ausweiten und nicht nur kurzfristig agieren.

Vorteile eines „Kulturvisums“

Eine besondere administrative und finanzielle Unterstützung sowie eine speziell abgestimmte Zeitplanung seien aufgrund der Visabeschränkungen für arabische Künstler notwendig. Diese Last sollte gemeinsam getragen und nicht als „Privatangelegenheit“ der Betroffenen angesehen werden. Die Verantwortung für die Zeitplanung, Budgetierung, Entwicklung eines Alternativplans und die administrative Unterstützung bei Anträgen auf Visa für arabische Künstler sollte zu gleichen Teilen getragen werden. Ein „Kulturvisum“ anstelle eines Schengen-Visums wäre eine Überlegung – oder es müsste dringend ein paralleles administratives System zur Bearbeitung der Visumanträge von Künstlern und Kulturschaffenden eingeführt werden.

Grundsätzlich sollten europäische Institutionen mehr Feedback und Entscheidungen in den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten ansiedeln. Beispielsweise sollten Kulturattachés einen größeren Spielraum erhalten, direkt vor Ort neue Organisationen und die Zivilgesellschaft zu kontaktieren und in die Kulturlandschaft einzuordnen.

Europäische Mitarbeiter vor Ort könnten mit einer größeren Autono-

mie ausgestattet werden, effektive Programme und Kollaborationen zu benennen und zu gestalten. Dies könnte mehr Verständnis, Zustimmung, Transparenz und Reagibilität im Hinblick auf die Prozesse bewirken, bei denen viele Akteure in den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten derzeit nicht erkennen können, dass sich die Beziehung vom „Geldgeber“ zum „Partner“ entwickelt.

Die Gelegenheiten, von der arabischen Region zu lernen, seien noch viel zu wenig erforscht. Arabische Kulturorganisationen hätten eine ungeheure Kapazität entwickelt, ihre Themen im lokalen Kontext zu bearbeiten und könnten für ihre Partner als „Brücke“ fungieren.

Die Teilnehmer betonten, Angehörige der arabischen Diaspora in Europa und anderswo verfügten über einen einzigartigen Erfahrungsschatz, der nicht nur Erkenntnisse über eine von Vielfalt geprägte Kulturerfahrung vermittelt, sondern die Logik eines kulturellen „Binärsystems“ auf den Kopf stellt und so unsere Wahrnehmung lokaler in Gegenüberstellung mit „fremden“ Identitäten erweitert. Aus diesem Grund könnten sie sehr wichtige Quellen zur Gestaltung von Beziehungen sein. Die europäischen Regierungen und Botschaften könnten mit entsprechend qualifizierten Angehörigen dieser Communities Kontakt aufnehmen und sie in intermediären Funktionen als Kulturattaché, Programmgestalter, Kuratoren, usw. einstellen.

Europäische Partner sollten vermehrt ihre Aufmerksamkeit darauf richten, durch Finanzhilfen und Förderung eine bessere Infrastruktur zu schaffen und die allgemeinen Rahmenbedingungen für den arabischen Kunst- und Kultursektor zu stärken. Dies würde sich wiederum positiv auf die Beschaffenheit, das Spektrum und die Qualität der Austauschprogramme auswirken.

Kritik an den europäischen Akteuren wurde auch in punkto Arabischer Früh-

ling laut: Sie folgten in ihrer Auseinandersetzung mit diesem Thema in der Regel dem traditionellen Muster von „Kunst im Dienst der Demokratie“ statt im Dienst ihrer eigenen Ausdrucksfreiheit.

Arabische Organisationen waren der Ansicht, dass es zu früh sei, verallgemeinernde Schlüsse aus den neuesten Entwicklungen zu ziehen. Aber auch dass die ständigen Veränderungen und der wechselhafte Charakter des Arabischen Frühlings in den meisten Darstellungsformen keinen adäquaten Ausdruck fänden. Einerseits würden sich zurzeit ungeheure Möglichkeiten für eine Erneuerung der Arbeit mit arabischen Künstlern auftun, aber die Künstler befürchteten andererseits, dass alte Klischees und diskursive Erwartungen gegen neue ausgetauscht werden.

Tenor des Treffens war, Kunst müsse als revolutionärer Raum für sich stehen können, statt als Medium für gegenständliche Inhalte zur Revolutionsthematik zu fungieren. In diesem Zusammenhang sei es wichtig, dass diese sich wandelnde Realität und die kommende Phase als unkalkulierbarer Paradigmenwechsel der Beziehungen angesehen werden, statt sie als vorhersehbaren „Schritt nach vorne“ einzuordnen und westlichen Hoffnungen oder Ängsten bereits im Vorfeld zu begegnen. Dies gelte auch für Vorstellungen demokratischer Regierungsführung, die sich von Nord nach Süd hinsichtlich ihrer Struktur und Umsetzung gegebenenfalls unterscheiden. Die Konferenz empfahl Organisationen im südlichen Mittelmeerraum, weiterhin unabhängige kulturelle Bündnisse zu stärken, um die Rolle der Kultur in ihren eigenen Kontexten zu konsolidieren und kulturpolitische Empfehlungen zu erarbeiten –, die wiederum größeren Teilen der Bevölkerung vermittelt werden. Dies würde dabei helfen, dass sich Organisationen innerhalb dieser beachtlichen Grenzen eine Posi-

tion der Stärke erarbeiten, um mit anderen europäischen Nichtregierungsorganisationen als gleichberechtigte Partner statt als Bittsteller agieren zu können.

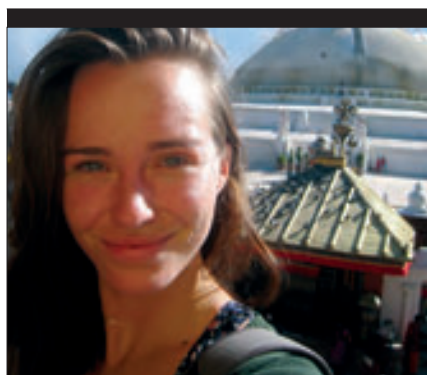
Dem kulturellen zivilgesellschaftlichen Sektor im Süden riet man, aktiv nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten unabhängig von der EU und den EU-Mitgliedsstaaten zu suchen und zu erschließen, damit Kooperationsentscheidungen nicht rein finanziell motiviert seien, sondern tatsächlich aus der Zielsetzung und den Interessen der einzelnen Organisationen erwachsen. Lokale Organisationen sollten ihren eigenen Strategien treu bleiben und der Versuchung widerstehen, auf Finanzierungsangebote einzugehen. Sie sollten ihre künstlerische Integrität und Authentizität wahren, wenn sie mit implizierten Werten, Gestaltungsformen und Erwartungen schlecht unterrichteter Kollaborationen und Chancen konfrontiert würden.

Arabische NGOs und Organisationen sollten durch ihre Programmgestaltung und institutionelle Positionierung ihre Communities an „Zeitgenössisches“ gewöhnen und vertrauensbildend tätig sein, um sich Ideen von außen und aus der gesamten Region zu öffnen und den Widerstand gegen sie abzubauen.

Schließlich sollte der Kultursektor des Südens bilaterale Allianzen mit zivilgesellschaftlichen Gruppen und Interessengruppen in Europa und in den südlichen Mittelmeeranrainerstaaten eingehen, um auf beiden Seiten bei Politstrategen auf der Makroebene und an der Basis Lobbyarbeit zu leisten.

Mia Jankowicz, künstlerische Leiterin der „Contemporary Image Collective“ in Kairo, ist für die Zusammenführung und redaktionelle Bearbeitung der Kommentare und Beiträge des Treffens verantwortlich.

Die Chancen der Kultur Wo politische Konflikte trennen, kann Kultur einen Raum schaffen für Begegnung, Dialog und Verständigung. Von der Organisation eines Puppentheaters in Afghanistan bis zur Förderung junger Aktivisten in Ägypten – die Mitglieder des Netzwerks Europäischer Kulturinstitute (EUNIC) arbeiten verstärkt in Krisenregionen und Transformationsländern. Worauf kommt es dabei an? *Von Katrin Mader*



Die Friedens- und Sicherheitspolitik hat sich in den letzten Jahren zunehmend auf zivilgesellschaftliche Prozesse und deren Bedeutung für die politische Stabilisierung in Krisengebieten konzentriert. Doch bisher kommt es zu selten zur Zusammenarbeit zwischen kulturfördernden Instituten und dem politischen Konfliktmanagement. Liegt dies daran, dass Kultur als wertvolle Komponente innerhalb der Friedens- und Sicherheitspolitik noch nicht anerkannt ist und der Arbeit von Kulturinstituten in diesem Zusammenhang zu wenig zugetraut wird?

Eines ist klar: Um Kultur- und Bildungsarbeit in der Konfliktbearbeitung anwendbar und wirksam zu machen, müssen Kulturinstitute und Kulturnetzwerke wie EUNIC mehr Transparenz ihrer Arbeit

gewährleisten. Sie sollten auch den positiven Effekt von Kulturarbeit zur Krisenbewältigung nachweisen. Nur so kann eine effiziente Zusammenarbeit aller Gruppen, deren Zielsetzung die Lösung kultureller, sozialer und politischer Konflikte und die Friedenssicherung ist, gefördert werden.

Im März 2011 veröffentlichte das Europäische Parlament einen Bericht, in dem kulturelle Arbeit als wichtiger, integraler Bestandteil der europäischen Außenbeziehungen betont wird. Der Bericht trug dazu bei, dass die Rolle und die Wirksamkeit kultureller Initiativen und ihrer Organisationen in punkto Konfliktprävention, Friedenskonsolidierung und demokratischer Transformationen innerhalb der EU stärker anerkannt wurde. In dem Bericht wird zudem dazu aufgerufen, Kultur mehr als bisher in der zivilen Konfliktbearbeitung zu positionieren. Dies wiederum lenkt den Fokus auf eine mögliche Rolle von EUNIC in diesem Zusammenhang.

Das EUNIC-Netzwerk hat sich unter anderem der Entwicklung und Förderung von Ressourcen für kulturelle Initiativen in Staaten des Umbruchs und der Instabilität verschrieben. Durch kulturelle Arbeit möchte das Netzwerk vermehrt friedensfördernd wirken. Nach wie vor sieht es sich aber mit dem Problem konfrontiert, dass der positive Einfluss von Kultur- und Bildungsarbeit in der Konfliktintervention

nicht genügend anerkannt wird und belegbar ist. Hier gilt es, Belege und Argumente zu sammeln und zu veröffentlichen, um nationale sowie auch EU-Politiker von der Notwendigkeit und Wirksamkeit kultureller Arbeit für die Konfliktlösung zu überzeugen. Wenn es darum geht, die positiven Auswirkungen von Kultur- und Bildungsarbeit als Mittel der Konfliktlösung nachzuweisen, verlieren sich Kulturinstitute oft in vagen Formulierungen. So resümiert Rainer Nolte, der ehemalige Leiter der Dialogabteilung des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) in einem Artikel der Zeitschrift „Politik und Kultur“ (2011): „Welche Rolle ästhetische Produktion als Ziel kultureller Programmarbeit in einem systematischen Handlungsrahmen [ziviler Konfliktbearbeitung] einnehmen kann, ist bisher an keinem Beispiel buchstabiert.“

Was fehlt, sind eine übergreifende Strategie zur Darstellung der Effizienz von Kulturarbeit in Friedensprozessen und eine Antwort auf die Frage, inwieweit ein positiver Einfluss der Kulturorganisationen eine Illusion ist, oder ob es tatsächliche Auswirkungen auf die Konfliktbearbeitung gibt. Handelt der Kultursektor aufgrund von konkretem Wissen oder etwa nur aufgrund langjähriger Überzeugungen oder Vermutungen?

Es ist Zeit, die Kluft zwischen Theorie und Praxis zu schließen. Dafür ist es notwendig, einen stärkeren, evidenzbasierten Ansatz für die Bedeutung kultureller Initiativen in fragilen Staaten zu entwickeln.

Die zivile Konfliktbearbeitung hat indes in den letzten Jahren Fortschritte bei der Nachweisbarkeit ihrer Erfolge gemacht. Ein Austausch von Wissen könnte ein erster Ansatzpunkt sein, um die Leistungen der kulturellen Initiativen in der Friedensförderung zu messen. Die

Ursachen von globalen Konflikten haben sich in den vergangenen Jahrzehnten verändert – von einem bipolaren Zusammenprall verschiedener Ideologien während des Kalten Krieges zu einer Vielzahl von kleineren intra- und zwischenstaatlichen Konflikten heute, die durch schwindende natürliche Ressourcen bis hin zu kulturellen, religiösen und ethnischen Unterschieden verursacht werden.

Friedensarbeit als solche war zunächst einmal ein politisches, wirtschaftliches und sicherheitspolitisches Unterfangen. Seit den neunziger Jahren richtet sich der Schwerpunkt allerdings zunehmend auf Krisenprävention und Friedenskonsolidierung als Möglichkeit, Kriege zu vermeiden und Gewalt zu deeskalieren und somit nachhaltig die Ursachen und Folgen von Konflikten zu bewältigen. Krisen- und Konfliktarbeit konzentriert sich dabei zunehmend auf langfristige Projekte, die zu nachhaltigen Friedensprozessen führen.

Zurzeit sind die meisten Maßnahmen der Europäischen Union weiterhin auf die Verbesserung der staatlichen Organe, wie Polizei oder bürokratische Infrastruktur, beschränkt. Jedoch hat sie in den letzten Jahren damit begonnen, verstärkt ihr Augenmerk auf Friedenssicherung und Konfliktprävention zu richten. Im Jahr 2007 schuf die EU das Instrument für Stabilität (IfS) –, ein Fond, der der Unterstützung einschlägiger Unternehmen oder Dienstleistungen dient, die zur Prävention und Konfliktdeeskalierung in Krisengebieten beitragen. Dort setzt auch das anerkannte Konzept der „Soft Power“ an, nämlich durch Einfluss, Überzeugungskraft und Konsensbildung Veränderungen in anderen Ländern zu erzielen und auch konfliktlösend zu intervenieren. Hier sollten auch europäische Kulturinstitute ihren

Ansatz weiter ausbilden. In Deutschland hat dieser Prozess bereits relativ früh angefangen. Das vor zwölf Jahren von der Regierung herausgegebene Strategiepapier „Konzeption 2000“ betont, dass Auswärtige Kulturpolitik integraler Bestandteil der Außenpolitik ist. Auswärtige Kulturpolitik vertritt dabei die allgemeinen Ziele und Interessen der deutschen Außenpolitik und soll darauf ausgerichtet sein, Frieden zu sichern, Demokratie zu stabilisieren und positiven Einfluss auf die Einhaltung der Menschenrechte auszuüben. Dies kann sowohl durch die Unterstützung lokaler Kultureinrichtungen als auch durch Öffentlichkeitsarbeit und Aufklärungsarbeit geschehen.

Ein kürzlich veröffentlichter Bericht des britischen Foreign Commonwealth Office „Building Stability Overseas“ (2011) stellt fest, dass „Soft Power“ eine bedeutende Rolle bei der Unterstützung von stabilitätsbildenden Bemühungen spielt. Hier gewinnt die Arbeit des British Council an Bedeutung, dessen Aufgabe es ist, Transparenz und Akzeptanz unterschiedlicher kultureller Wertesysteme zu schaffen und damit gegenseitiges Verständnis aufzubauen. Auch der Stabilitätspakt für Afghanistan, der als eines seiner Ziele Identitätsbildung durch kulturelle Aktivitäten definiert, bietet eine Plattform, um ausländische Kulturinstitute zu beteiligen. Die neuen Aufgaben für die Auswärtige Kulturpolitik wurden von Hans-Georg Knopp, dem ehemaligen Generalsekretär des Goethe-Instituts, so artikuliert: „Kultur (...) hilft, die traumatischen Folgen von Konflikten zu überwinden und neue Ideen zur Förderung der gesellschaftlichen Zusammenarbeit und einer Existenz in Frieden und Sicherheit zu schaffen.“

Das EUNIC-Netzwerk kann eine we-

sentliche Rolle bei der Entwicklung eines gemeinsamen Handlungsrahmens für die Beteiligung der Kulturinstitute in der Konfliktprävention und Friedensförderung spielen. Einzelne Kulturinstitute sind bereits mit vielen Programmen in Konfliktregionen tätig. Daher kann nur ein koordiniertes Vorgehen und die Zusammenführung von Wissen und Erfahrung aus früheren Projekten eine effektive Nutzung von Ressourcen und Kompetenzen garantieren. Fragmentierte nationale Kulturpolitik sollte integriert werden in eine europäische Strategie, die konkrete, klare Richtlinien und Verantwortungen beschreibt. Einzelne Projekte können so effizienter agieren.

Eine mögliche Maßnahme wäre die Entwicklung eines gemeinsamen europäischen Aktionsplans nach dem Vorbild der „Konzeption 2000“ der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik. Ein weiterer Ansatzpunkt könnte auch eine Inventur und Zusammenstellung von Best-Practice-Projekten sein, die erfolgreich durch das Medium Kultur zur Konfliktbewältigung beigetragen haben. Von den Erfahrungen, die allen Akteuren gebündelt zur Verfügung gestellt werden, könnten alle zukünftigen Projekte profitieren. Auf die Koordinierung kommt es an. Die Vielzahl von staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren in der zivilen Konfliktbearbeitung, die in Konkurrenz um finanzielle Ressourcen stehen und wenig kooperieren, sind ein weiteres Hindernis für die Akteure der Kulturarbeit. Notwendig ist es, dass die Kultureinrichtungen sich einen gemeinsamen nationalen und europäischen Handlungsrahmen erschließen, der eine klare Position für deren Integration in ein kohärentes System der zivilen Konfliktarbeit definiert. Projekte müssen

konzeptionell angepasst werden und konkrete Ziele benennen, die durch sie erreicht werden sollen – dies trägt wesentlich dazu bei, glaubwürdiger Partner zu werden.

Unabdingbar ist es, dass Standards festgelegt werden, die den Erfolg und den positiven Einfluss von Kulturarbeit in der Konfliktbewältigung deutlich werden lassen, auch wenn sich sichtbare Veränderungen oft erst Generationen später feststellen lassen. Und in der Tat: Wie kann man nachweisen, ob ein Puppentheaterspiel zur Förderung von Toleranz und gegenseitiger Akzeptanz in Afghanistan ein Kind hindern wird, in Zukunft zur Waffe zu greifen? Wie Jochen Hippler, praktizierender Friedens- und Konfliktexperte kürzlich auf einer ifa-Konferenz betonte: „Wenn Sicherheit und Entwicklungszusammenarbeit den Frieden nicht durchsetzen können, sollten wir realistisch genug sein, um zu sehen, dass die Künstler dies auch nicht unbedingt leisten können“. Oder wie Fareed C. Majari, Direktor des Goethe-Instituts in Ramallah, auf einer 2009 in Tokio stattfindenden Konferenz sagte: „Möchten Sie einen Einbrecher, der gerade zu Ihnen nach Hause kommt und eine Waffe auf Sie richtet, während

„Was fehlt, sind eine übergreifende Strategie zur Darstellung der Effizienz von Kulturarbeit in Friedensprozessen und eine Antwort auf die Frage, inwieweit ein positiver Einfluss der Kulturorganisationen eine Illusion ist oder ob es tatsächliche Auswirkungen auf die Konfliktbearbeitung gibt.“

er Ihr Eigentum stiehlt, einladen, um ein Lied mit Ihnen zu singen?“ Klar ist: Mit Kultur kann man Konflikte nicht lösen. Kultur kann aber positiv zu den Friedensprozessen beitragen. Jochen Hippler weist aber auch auf den Umstand, dass kultureller Dialog auch kontraproduktiv sein kann. So wurden etwa nach der Iran-Konferenz der Heinrich Böll Stiftung im Jahr 2000 viele iranische Teilnehmer vom Regime in Teheran im Nachhinein zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Ein Dialogprozess müsse daher unbedingt zum angebrachten Zeitpunkt stattfinden und sorgfältig beobachtet und geplant werden. Es müsse deutlich werden, was mit Kulturprogrammen erreicht werde und wie wirksam diese seien.

Ein Problem ist auch die Finanzierung von Projekten. Dürrtige Budgets und Verwaltungsaufgaben von pozentuellen Geldgebern werden von Kultureinrichtungen oft als hemmend empfunden. Sie werden gezwungen, langfristige Ziele zu formulieren und Verfahren zur Evaluation zu entwickeln, die eine Auswertung der Ergebnisse ermöglichen. Friedensbildende Organisationen stehen vor ähnlichen Herausforderungen mit ähnlichen Fragestellungen. „Wie können wir wissen, wann ein friedensförderndes Projekt tatsächlich Frieden geschaffen hat? Welche Indikatoren drücken dies aus? Welche Evaluationsinstrumente sind nützlich bei der Beurteilung der Friedensförderung, die ein Projekt bewirkt?“, fragt Ken Menkhaus in seiner Publikation „Impact Assessment in Post-Conflict Peace Building“ (2004) für die Schweizer Organisation Interpeace. Peace-Building-Organisationen haben bisher deutlich mehr Aufwand in die Analyse und Bewertung ihrer Arbeit investiert, als ihre Kollegen aus dem Kulturbereich.

Raj Isar, Professor für Kulturpolitik an der Amerikanischen Universität in Paris, argumentiert, dass etablierte Bewertungsinstrumente im Bereich der Kulturarbeit in Konflikt-Situationen nützlich sein könnten. Er macht deutlich, wie Methoden aus dem Bereich der humanitären Hilfe auch auf Kulturprojekte übertragbar sind. Anerkannte Konzepte wie „Peace Impact Assessment“, „Do No Harm“ oder „Conflict Sensitivity Approach“ sollten dabei für die Ausgewogenheit bei der Entwicklung von Kriterien und Indikatoren für die Wirksamkeitsanalyse und Konzeption von Projekten in Betracht gezogen werden. Die US-Organisation „Search for Common Ground“ etwa hat ein Trainings-Handbuch „Participatory Theatre“ zusammengestellt und dabei eindeutige Richtlinien herausgearbeitet, wie ein Theaterspiel sich in einem Konflikt auswirken kann.

Angesichts der Komplexität von Konfliktbearbeitung gibt es einen Bedarf, Wissen zwischen den Disziplinen auszutauschen, um die Kapazitäten zu erhöhen, Schwächen zu überwinden und Stärken zu nutzen. Die ifa- und EUNIC-Fachkonferenz zum Thema „Kultur und Konflikt“ in Brüssel im Dezember 2011 brachte Experten der kulturellen Beziehungen, des Konfliktmanagements und EU-Außen- und -Sicherheitspolitiker zusammen, um Wissen auszutauschen und aus den Erfahrungen aller neue Erkenntnisse zu gewinnen. Die „Follow-up-Initiative“ einer Kultur und Konflikt-Arbeitsgruppe, geleitet von zivik, dem ifa-Förderprogramm für zivile Konfliktbearbeitung, könnte ein weiterer Ausgangspunkt sein.

Schließlich und endlich ist folgendes Fazit zu ziehen: Die Entstehung der zivilen Konfliktprävention und Friedenskonsolidierung hat neue Chancen für die europä-

ischen Kulturinstitute eröffnet. Sie können Friedensprozesse in Krisenregionen beeinflussen. Hierfür muss jedoch eine einheitliche Strategie entwickelt werden, und die Institute müssen einschätzen können, welche Ziele realisierbar sind und welche Risiken ihre Projekte bergen. Der Austausch mit etablierten zivilen Konfliktbearbeitungsorganisationen über die Evaluierung von Auswirkungen, Erfolg und Wirksamkeit können diesen Prozess vereinfachen. Eine Aufstellung von Best-Practice-Fallstudien erfolgreicher Programme und eine Erschließung von möglichen Methoden für die Bewertung der Wirksamkeit von kultureller Programmarbeit könnte ein Ausgangspunkt sein.

Und ja, EUNIC kann eine wichtige Rolle in diesem Prozess spielen. Als eine netzwerkbasierte Organisation bietet sie eine Plattform des Erfahrungsaustauschs und die Möglichkeit für den Aufbau strategischer Partnerschaften mit Experten außerhalb des kulturellen Sektors.

Katrin Mader war von Juli bis Dezember 2011 Stipendiatin im Forschungsprogramm „Kultur und Außenpolitik“ des Instituts für Auslandsbeziehungen. Davor arbeitete sie im Themenbereich Kultur und Konflikt unter anderem für das UNESCO-Büro in Kathmandu (Nepal) und Hanoi (Vietnam). Sie ist für das in London angesiedelte Projekt „Culture and Conflict“ tätig.

Eine Frage der Sicherheit Kultur ist Sprachrohr und Seismograph für gesellschaftliche Befindlichkeit. Unsere kulturellen Werte eignen sich dazu, die Risikowahrnehmung der Menschen im öffentlichen Raum vorherzusagen. Interkulturellen Dialog auf der internationalen Agenda höher anzusiedeln, ist denn auch von entscheidender Bedeutung für die menschliche Sicherheit. *Von Mike Hardy und Aurélie Bröckerhoff*



Die Kultur steht heute mehr denn je vor Herausforderungen. Man hat das Gefühl, dass Völker aus politischen, wirtschaftlichen oder einfach zweckmäßigen Gründen zusammengeworfen werden. Die Beziehungen innerhalb der daraus entstehenden bunt gemischten Nachbarschaften sind manchmal unruhig und angespannt. Viel hängt, so scheint es, auf der globalen Ebene vom Wettstreit zwischen der Natur und dem Tempo der Veränderung ab sowie von den Verhaltensweisen vor Ort, die sich daraus ergeben: wie Menschen sich an Veränderungen anpassen.

Kulturelle Vielfalt und die mit ihr verbundenen Fragen, die sich für die Identität und unsere unmittelbaren sozialen Beziehungen stellen, üben auf uns als In-

dividuen und auf unsere Gemeinschaften heute wahrscheinlich den größten Einfluss aus. Für viele Menschen ist kulturelle Vielfalt deshalb eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit, gleichrangig mit dem Kampf gegen die Armut und den Schadensbegrenzungen und Anpassungen angesichts des Klimawandels. Dies sind womöglich die drei großen Themen, bei denen wir „alle zusammenstehen sollten“.

Unsere Welt – mit ihren Gemeinschaften – ist charakterisiert durch ununterbrochene Veränderung und ständige Vielfalt, und die Herausforderung besteht darin, dass die Begegnung von Menschen und ihr Engagement innerhalb dieser vielfältigen Gemeinschaften entweder bereichern und Vorteile bringen oder für nachhaltige Unsicherheit sorgen kann. Mahatma Gandhi sagte einmal: „Ehrliche Unterschiede sind oftmals ein gesundes Zeichen für Fortschritt.“ Aber wenn sich solche Unterschiede in Gewalt ausdrücken, gerät das sorgsam austarierte soziale Gleichgewicht von Gemeinschaften und der menschlichen Entwicklung allgemein in Gefahr.

Die sozialen Aufstände und Unruhen in unseren Städten, wie etwa in London 2011, die sowohl die nationalen als auch internationalen Nachrichten bestimmten, machen eines deutlich: dass schwierige soziale Beziehungen in unserer multipolaren, mul-

tilateralen Welt das Ergebnis eines komplizierten, über lokale Gemeinschaften hinausreichenden Zusammenspiels von Strukturen und Akteuren innerhalb und zwischen Gesellschaften sind.

Es gibt heute zudem kurzlebige Gemeinschaften. Die Bewegungen innerhalb globaler und regionaler Bevölkerungen, die im letzten Jahrzehnt entstanden sind, haben neue Formen der Interaktion hervorgebracht, von denen einige dynamischer, andere kurzlebiger sind. Wir leben nun in einer Welt, in der bei einer Geburtstagsparty Tausende unerwartete Gäste auftauchen können, oder in der die Revolution der einen Gemeinschaft für die andere einen Akt des Terrors bedeutet –, angetrieben, unterstützt oder über den ganzen Globus verbreitet durch soziale Medien.

Die größte Herausforderung in unserer heutigen Welt besteht darin, dass traditionelle Vorstellungen von Vertrauen in Frage gestellt werden. Das Vertrauen, das Menschen hilft, mit Vielfalt in ihren sozialen Beziehungen zurechtzukommen.

Nicht auf Lorbeeren ausruhen

Während soziale Beziehungen inmitten globaler Abläufe und Veränderungen immer wieder neu ausgehandelt werden, haben wir gelernt, dass wir uns nicht auf unseren interkulturellen Lorbeeren ausruhen können. Naturkatastrophen, vermehrter politischer Populismus, wirtschaftlicher Abschwung, Engpässe bei Nahrungsmitteln, Arbeitslosigkeit, Armut: All dies belastet die Beziehungen innerhalb und zwischen unseren Gemeinschaften.

Die Art und Weise, in der wir auf diese Herausforderungen reagieren, kann sich

nicht nur von Person zu Person, sondern auch als Ergebnis der jeweiligen kulturellen Werte unterscheiden. Ein Forschungsprojekt an der Juristischen Fakultät von Yale analysiert, wie kulturelle Werte die Risiken bestimmen, die wir in der uns umgebenden Öffentlichkeit wahrnehmen und wie sich dies auf unseren Glauben an die „richtigen“ politischen Maßnahmen auswirkt. Die Forscher haben herausgefunden, dass sich unsere kulturellen Werte mehr als jedes andere individuelle Charakteristikum dazu eignen, die Risikowahrnehmung der Menschen im öffentlichen Raum vorherzusagen, was darauf hindeutet, dass Kultur und kulturelle Themen vielleicht den Kern unseres menschlichen Sicherheitsempfindens bilden.

Inmitten all der verwirrenden Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten – darüber, ob der Multikulturalismus gut, schlecht oder egal ist, oder darüber, ob interkulturelle Ansätze für Gemeinschaften besser oder nützlicher wären, über zentrale oder lokale Politik für Integration oder Assimilation: Es bestehen grundsätzlich unvermeidliche und wichtige soziale Beziehungen, die in einer Gesellschaft, welche sich universalen Richtlinien und Rechten verpflichtet fühlt, Sicherheit bieten müssen.

Koexistenz und Kollaboration sind nicht das Gleiche; das Leben mit ähnlichen Menschen und umfassende Integration in Gesellschaften sind nicht das Gleiche; nichts davon ist aber per se wirklich problematisch –, vorausgesetzt, dass die menschliche Sicherheit Vorrang hat.

Die menschliche Sicherheit ist ein Konzept, das sich auf die entscheidendsten und die am weitesten verbreiteten Risiken für das Überleben, die Lebensgrundlage und die Würde der Menschen konzentriert.

Zu ihren Bedrohungen zählen Naturkatastrophen und von Menschen verursachte Katastrophen – Konflikte und Gewalt, in Familien oder Gesellschaften –, Massenvertreibungen, Gesundheitsrisiken, Menschenhandel und Krieg sowie plötzliche wirtschaftliche und finanzielle Einbrüche, wie sie für den Kapitalismus unserer Zeit charakteristisch sind. All diese Risiken und Bedrohungen sind umso gravierender in einem 21. Jahrhundert, in dem es mehr Wandel gibt als je zuvor. Ein 21. Jahrhundert, in dem erfolgreiche und friedliche Beziehungen mehr denn je von den Fähigkeiten der Völker abhängen, sich einen Raum und Ressourcen zu teilen sowie Verständnis füreinander aufzubringen; in dem soziale Beziehungen von vielfältigen Einflüssen, komplexen Identitäten, einer zunehmenden Ungleichheit und einer totalen gegenseitigen Abhängigkeit geprägt sind.

Wenn man dies auf das europäische Projekt bezieht, besteht vielleicht das wahre Paradox darin, dass die Politik auf dem Weg Europas sowohl nationale Identitäten als auch wirtschaftliche Einheiten ermutigt und angeregt hat –, und dies zur gleichen Zeit. Zwischen diesen besteht aber ein grundsätzlicher und vielsagender Widerspruch. Es sind neue Formen sozialer Beziehungen entstanden, die man hilfreich als Post-Immigrations-Multikulturalismus bezeichnet hat.

Wir machen uns also vielleicht Gedanken darüber, ob wir britisch oder französisch sind, oder über unser litauisches oder niederländisches Erbe; wir schätzen unsere Geschichte, Kultur und Sprache. Wir sorgen uns womöglich um Assimilierung und unsere Rechte und wir suchen nach den besten Vorgehensweisen und Erfahrungswerten bei der Integration – sowohl für die Migrantinnen, die in die Nachbarschaften

kommen als auch für die Gastgeber, die neue Nachbarn erhalten.

Weil wir uns über neue Einwanderer und über die Anforderungen der sich daraus ergebenden neuen sozialen Beziehungen Gedanken machen, können wir entscheiden, ob sich Immigrationsmaßnahmen und Konzepte der Exklusion durch „geschlossene Gemeinschaften“ für langjährige Bewohner durchsetzen oder nicht.

Tatsache ist: Die neuen Nachbarschaften in den europäischen Städten sind nicht länger vorhersagbar; eine potenziell mobile Bevölkerung von ungefähr 270 Millionen „Europäern“ im erwerbsfähigen Alter kann die Migrationspläne der Politiker von EU-Mitgliedsstaaten oder ihr Streben nach Manifesten neu definieren. Wenn es den politischen Ansprüchen und dem Willen der Wähler in ganz Europa entspricht, die Entstehung oder Konsolidierung multikultureller Umgebungen zu beschränken oder zu verlangsamen, so wird dies in der Europäischen Union als Tatsache schlicht nicht anerkannt. Es gibt also eine beträchtliche Diskrepanz zwischen dem, was sogenannte demokratische Stimmen sagen und dem, was tatsächlich und unvermeidlich passiert.

Neue kulturelle Schnittstellen

Doch wie dem auch sei: In den neuen Nachbarschaften der Städte der Welt des 21. Jahrhunderts werden Gemeinschaften mit Unterschieden hervorgebracht und gefördert. Es entstehen Nachbarschaften, die neue soziale Beziehungen beinhalten, neue kulturelle Schnittstellen, Erwartungen und Konsequenzen. Tatsächlich lehren uns Historiker und Soziologen in der Kontakt-

theorie, dass die Herausforderung, die der Umgang mit Unterschieden bedeutet, mit der Zeit kleiner wird, und dass aus dem Unbehagen das gute Gefühl entsteht, dass Vielfalt Nachbarschaften stärkt. Es vergeht kaum ein Tag, an dem wir nicht an unsere Verantwortung erinnert werden, mit kulturellen Unterschieden „umgehen“ und „Bedingungen schaffen“ zu müssen, um friedliche Beziehungen möglich zu machen.

Deshalb ist Kultur so wichtig, wenn es darum geht, den aktuellen Herausforderungen zu begegnen. Viele sind der Ansicht, dass komplexe, vielfältige und sich stets verändernde Gesellschaften soziale Beziehungen im heutigen Europa entstehen lassen, die sich nicht natürlich ergeben und an denen gearbeitet werden muss. Die Standardanalyse stellt somit die ökonomische Unvermeidlichkeit beruflicher Mobilität in der wirtschaftlichen Union des europäischen Projekts neben die soziale Unvermeidlichkeit von Bedrohung und Risiken, die aus den verwirrenden Identitäten neuer Nachbarschaften entstehen.

Die meisten unserer Studien deuten darauf hin, dass wir Menschen eine Vorliebe dafür haben, mit ähnlichen Menschen zusammenzuleben; arbeiten müssen wir an den Beziehungen mit dem „Anderen“. Obschon wir uns dessen bewusst sind, überwiegen im 21. Jahrhundert oftmals die sozialen Beziehungen mit dem Anderen, teilweise aufgrund neuer und noch zu erwartender Mobilität, teilweise als Folge von Entscheidungen, die wir nun leichter treffen können – und es ist auch wahrscheinlicher, dass wir dies tun.

Die Notwendigkeit, uns auf unsere kulturellen Werte zu konzentrieren, wenn wir uns mit sozialen Beziehungen beschäftigen, besteht auch in diesen neuen Nachbar-

schaften. Nicht nur, weil wir uns darüber Gedanken machen, wie wir mit Unterschieden leben, sondern auch aufgrund der herausragenden Rolle der Kultur für die Bildung zukunftsfähiger Gemeinschaften.

Aber damit wir dies erfolgreicher tun können, müssen wir uns selbst immer wieder in Frage stellen. Im Mythos von Ikarus baut der Vater Flügel, die es seinem Sohn erlauben, dem Exil auf Kreta zu entfliehen. Seinen Absturz verursachte weder Ikarus' Flugunfähigkeit noch die Konstruktion der Flügel an sich, sondern vielmehr sein Wunsch, immer höher und höher zu fliegen, wobei die Materialien, aus denen seine Flügel gefertigt waren, der Hitze der Sonne nicht standhalten konnten.

In den letzten Jahren ist „menschliche Sicherheit“ als neue Herangehensweise an die Art und Weise, wie wir die menschliche Entwicklung bewerten, aufgekommen. Innerhalb dieses Paradigmas werden für eine Beurteilung der Auswirkungen der Globalisierung das Individuum und seine Umgebung – statt Systeme und Gemeinschaften – zu den Protagonisten. Als Ausgangspunkt dient die Dynamik von Gemeinschaften, in denen es ein Poten-

„Ich möchte nicht, dass mein Haus auf allen Seiten mit einer Mauer umgeben ist und meine Fenster verrammelt sind. Ich möchte, dass die Kulturen aller Länder so frei wie möglich durch mein Haus wehen können. Aber ich weigere mich, mich von irgendeiner umwehen zu lassen.“

Mahatma Gandhi

zial für Unordnung, für Bedrohungen des Friedens und der Stabilität sowie für wachsende Ängste gibt. Unsere sozialen Beziehungen werden dann zum Thermostat unserer Risiken und Verletzlichkeiten. Und sie verkörpern auch unsere Fähigkeiten und Möglichkeiten, stabile Gemeinschaften aufzubauen.

Ein Teil der Herausforderung besteht darin, die Welt, in der wir leben, zu erkennen und sie ernst zu nehmen. Natürlich leben wir in einer Welt der Unterschiede –, einer Welt, in der immer intelligendere Kommunikations- und Transportsysteme neue und uns antreibende Nachbarn und Nachbarschaften schaffen.

Neue Nachbarschaften können, so wie es aussieht, neue Herausforderungen und gänzlich neue Risiken erzeugen, und wir sind versucht anzunehmen, dass dieser neue Kontext einfach zu hart, zu schwierig ist und es viel wahrscheinlicher ist, dass er mit Tränen endet, als dass er im guten Sinne nützt. Diese Umstände verlangen eine neue und intelligendere Führung, die daran arbeitet, die globale Familie zusammenzubringen, statt sie weiter auseinanderzutreiben.

Die Führungsfiguren von heute müssen zusammenarbeiten, um einen neuen Gesellschaftsvertrag für Vielfalt zu entwerfen. Und wir müssen dies mit Überzeugung und Hingabe tun und dabei versuchen, einen Konsens zwischen gegensätzlichen Interessen zu finden.

Kulturelle Vielfalt zusammen mit Armut und Klimawandel als ernste und beherrschende Themen unserer Zeit für die sozialen Beziehungen ganz oben auf die Agenda zu setzen, wäre eine Bedingung eines solchen neuen und zeitgemäßen Gesellschaftsvertrags. John Stuart Mill sagt in seinem berühmten Essay „Über die Frei-

heit“, „Männer und Regierungen müssen so handeln, wie es ihnen bestenfalls möglich ist. Es gibt keine absolute Gewissheit, aber eine für die Zwecke des menschlichen Lebens ausreichende Versicherung. Bei jedem Thema, zu dem die Meinungen auseinandergehen können, hängt die Wahrheit ab von der Balance, die zwischen zwei entgegengesetzten Argumenten hergestellt wird.“

Obwohl wir uns also vielleicht nicht dazu in der Lage fühlen, Flügel zu bauen, die weder vom Meer aufgeweicht noch von der Sonne geschmolzen werden, können wir der Befriedigung von Bedürfnissen und dem Erreichen der Ziele des menschlichen Lebens mit vereinten Kräften ein Stück näher kommen.

Der Gesellschaftsvertrag für Vielfalt entspringt weder einer Hobbes'schen Sicht auf den Naturzustand noch Lockes Glauben, dass Menschen, die in diesem 21. Jahrhundert leben, bereitwillig zusammenkommen. Große Führungsleistung erweist sich nicht darin, alle richtigen Antworten zu kennen, sondern beginnt damit, die richtigen Fragen zu stellen. Wie verstehen wir die Auswirkungen von Risiken und Bedrohungen im Verhältnis zu den Verletzlichkeiten der Menschen? Wie planen, entwickeln und mobilisieren wir die Fähigkeiten der Menschen, auf Risiken und Bedrohungen effektiv, effizient und nachhaltig zu reagieren? Wie sorgt dies für Stabilität? Wie können wir den Einsatz und die Entwicklung von Fähigkeiten unterstützen, indem wir neue Möglichkeiten nutzen, die durch Innovation und Entwicklung entstehen? Wie können wir die Verwundbarkeit der Menschen verringern, indem wir ihre Fähigkeiten aktivieren? In der Suche nach den Antworten kann die „große Führung“ bestehen,





...et Maria M...
...ake. Indian legend tells of
...the end, one god dropped
...ation of his victory. The
...struggle so it w...
...water

die Rousseau als wesentlich für den Erfolg eines jedes Gesellschaftsvertrags erachtete.

Der Dialog zwischen und innerhalb von Kulturen ist unabdingbar, um sich diesen Herausforderungen zu stellen. Er hilft dabei anzuerkennen, dass Unterschiede existieren und er thematisiert die Notwendigkeit, Vertrauen und Verständnis zwischen unterschiedlichen Menschen zu schaffen. Die Umgebung, in der ein solcher Dialog stattfindet, ist gekennzeichnet durch Unterschied, Nähe und Vernetzung.

Kulturelle Vielfalt und interkulturellen Dialog auf der internationalen Agenda höher anzusiedeln, ist von entscheidender Bedeutung für die menschliche Sicherheit und eine wesentliche Aufgabe unserer Zeit, da dies das Verständnis der wichtigsten und am weitesten verbreiteten Risiken fördert, die das Überleben, die Lebensgrundlage und die Würde von Individuen ernsthaft bedrohen.

Als der angloamerikanische Dichter W. H. Auden das Musée des Beaux-Arts in Brüssel besuchte, war er vom Anblick des Gemäldes „Landschaft mit dem Sturz des Ikarus“ so bewegt, dass er über diese Erfahrung ein Gedicht geschrieben hat. Das Gemälde, das oft Pieter Bruegel dem Älteren zugeordnet wird, zeigt eine alltägliche Szene ländlichen Lebens. Während im Vordergrund die Welt ihren Gang geht, sieht man den ins Meer gestürzten jungen Ikarus, unbemerkt von denen, die um ihn herum sind. In seinem Gedicht drückt Auden aus, wie oft wir die großen Momente der Zeit nicht wahrnehmen: „The expensive delicate ship that must have seen something amazing, a boy falling out of the sky, had somewhere to get to and sailed calmly on“. (deutsch: „Das teure feine Schiff, das etwas Erstaunliches gesehen haben musste, einen Jungen, der

vom Himmel stürzt, hatte ein Ziel zu erreichen und segelte ruhig weiter.“) Wenden wir uns nicht wie die Menschen in Bruegels Gemälde und Audens Gedicht „recht entspannt von der Katastrophe ab“, sondern haben wir den Mut, uns unseren Herausforderungen gemeinsam zu stellen, mit voller Kraft voraus.

Mike Hardy ist Professor für Menschliche Sicherheit und Interkulturelle Beziehungen sowie Direktor des Instituts für angewandte soziale Beziehungen an der Universität Coventry.

Aurélie Bröckerhoff ist Wissenschaftlerin und verfasst eine Doktorarbeit über den Zusammenhang von menschlicher Sicherheit und sozialen sowie interkulturellen Beziehungen an der Universität Coventry.

Kreative Bürgeranwälte Wenn die Rechtstaatlichkeit untergeht, wenn es an sozialen Dienstleistungen fehlt und es keine freie Presse gibt, dann übernimmt oft der Künstler die Rolle des Regierungskritikers, Bürgeranwalts, Organisators der Gemeinschaft, Menschenrechtsverteidigers oder sogar des Anführers einer Bewegung. Vor allem kann er aber Räume der Begegnung schaffen. *Von Mary Ann DeVlieg, Victoria Ivanova, Sidd Joag, Rosario Pavese und Ole Reitov*



Es mag eine Binsenweisheit sein, dass ein Konflikt ein komplexes und facettenreiches Phänomen ist. Es gibt aber die Tendenz, einen zeitgenössischen Konflikt im Sinne einer binären Logik verkürzt zu definieren – entweder als „moderne“ Kämpfe um Ressourcen, alte Feindseligkeiten „unter Stämmen“ oder Konfrontationen zwischen den „Zivilisierten“ und den „Unzivilisierten“. Zu oft stützt sich denn auch die Politik auf vereinfachende Vermutungen, bestärkt durch historische Amnesie und die Unfähigkeit, sich mit den kontextabhängigen Nuancen des Streits auseinanderzusetzen.

Diese Fehlwahrnehmungen führen zu peinlichen Situationen (um es gelinde auszudrücken), in denen europäische Staaten repressive Regime unterstützen, finanzielle Hilfe gegen politischen Einfluss tau-

schen und Akteure, die direkt oder indirekt an anderen Orten Gewalt ausüben, innerhalb ihrer eigenen Rechtsprechung davor bewahren, zur Verantwortung gezogen zu werden. Auf ähnliche Weise ist die natürlich richtige internationale Strafverfolgung auch kritisch zu sehen: Bestimmte Gewalttaten selektiv aus ihren Zusammenhängen zu reißen und sie vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag zu verurteilen, verteuflert die Täter nur oberflächlich und lässt den Opfern wenig mehr als ihre Opferrolle. Gleichzeitig kann sich ein solches Gerichtsverfahren nur unzureichend mit institutionalisierter Gewalt auseinandersetzen. Das soll nicht heißen, dass die juristische Vorstellung von Gerechtigkeit nicht relevant ist; sie kann jedoch nicht nur in dem Mechanismus bestehen, Ereignisse zu verarbeiten, die in und als Ergebnis von Konfliktsituationen vor sich gehen. Die juristische Gerechtigkeit verfolgt immer einen von oben nach unten laufenden Ansatz, um soziale Beziehungen zu regulieren; und wenn sie auch als humaner Ersatz für blutrünstige Rache dargestellt werden mag, so der französische Historiker René Girard, fühlen sich die Menschen, die sie zurückschleift, selten weiser als vorher.

Das Wort „Kultur“ macht Europäer sowohl stolz als auch nervös. Einerseits ist man sehr stolz auf die Bedeutung, die

Europa einer stabilen kulturellen Infrastruktur beimisst, auf ihre historische Relevanz wie auch ihre Erhaltung und Entwicklung. Andererseits gibt es das heikle Thema, dass europäische Mitgliedsstaaten in Zeiten kolonialer Unterjochung Kultur als Vorboten der Hierarchie (und Zusatz zur gewaltsamen Invasion) genutzt haben. Diese beiden „Stempel“ üben bis zum heutigen Tag immer noch Druck auf europäische Haltungen und Handlungen aus. Dies hat zur Folge, dass eine wahrhaft anspruchsvolle und weitsichtige internationale Kulturpolitik notwendigerweise ein ausgewogenes Verständnis beider Zeitschienen berücksichtigen muss.

Trotz dieser ungunstigen Komplexitäten lässt sich eine Sache nicht leugnen: Ansätze zur sozialen Entwicklung und Ermächtigung eines Individuums oder einer Gruppe, die von unten nach oben funktionieren, sind für eine dauerhafte Konfliktlösung von essentieller Bedeutung; sozial engagierte und auf Kultur basierende Projekte sind zudem eine wirksame – wenn nicht sogar die wirksamste – Ressource, um solche Herangehensweisen zu ermöglichen.

Deshalb muss über die Entwicklung autonomer und unabhängiger kultureller Bewegungen, Räume und Einrichtungen ernsthaft nachgedacht werden. Sie bieten Orte für freies Denken und Dialog und können in schwierigen gesellschaftspolitischen Umfeldern sogar als Zufluchtsorte dienen. Eine der am weitesten verbreiteten globalen Herausforderungen besteht heute etwa in der alles durchdringenden sozialen Ungerechtigkeit und der Gewalt, die aus der Unfähigkeit oder Mitschuld der jeweiligen Regierungen resultiert. Individuen sind zuerst und vor allem Bürger, aber ihre formale Anerkennung als gleichberechtigte Mitglieder einer politischen Einheit

ist der erste Schritt zur effektiven Ausübung ihrer politischen Rechte.

Breite Gräben in der sozialen Gleichberechtigung, kulturelle und sprachliche Unterschiede sowie politische Grenzen behindern jedoch die gegenseitige Anerkennung von Mitgliedern einer gesellschaftspolitischen Einheit. Hier kann die Kunst einen bedeutsamen Beitrag dazu leisten, Spannungen zwischen Verschiedenheit und Homogenität abzubauen, und zwar durch die Schaffung von Räumen, in denen sich kreative Praxis mit einer Agenda für Menschenrechte überkreuzt. Der erste Schritt besteht darin, Menschenrechtsverletzungen, unter denen diese Gemeinschaften leiden, zu erkennen. Dann können verschiedene Formen künstlerischen Ausdrucks die notwendige Plattform für die zweite Phase bieten: die Wiedereinforderung dieser Rechte. Eine ähnliche Dynamik lässt sich in Nachkriegszonen beobachten, wo die Narben des Konflikts offen sichtbar und verletzlich bleiben. Nehmen wir zum Beispiel das Kulturzentrum Rex in Belgrad, das eine zentrale Rolle dabei spielte, über das in Serbien nach dem Krieg zurückbleibende Trauma nachzudenken. Rex war ein sicherer Ort für sozial engagierte psychotherapeutische Aktivitäten – mit offenen Forumsdebatten im Hintergrund einer neu eröffneten Ausstellung. Es war auch ein Laboratorium für kreative Kollaborationen, welche die Stadt und die gesellschaftlichen Bedingungen des Landes verbessern wollen. Der schnelle Schwund öffentlicher Räume weltweit bedeutet jedoch, dass „offene Umgebungen“ oftmals schwer zu finden oder schwer zugänglich sind, was wiederum zu einer gesteigerten sozialen Atomisierung und psychosozialen Entfremdung führt. In diesem Sinne dienen kulturelle

Räume als Treffpunkte für Menschen, deren Pfade sich auf anderem Weg vielleicht nicht kreuzen würden, und fördern somit einen umfassenderen Ansatz für soziale Bürgerschaft. Künstler können auch eine wesentliche Rolle im Prozess der Friedensstiftung spielen, insbesondere in Gesellschaften, die durch einen bewaffneten Konflikt geteilt sind oder in denen der offene Konflikt durch eine alles durchdringende Repression begrenzt wird. Wenn die Rechtsstaatlichkeit untergeht, wenn es an sozialen Dienstleistungen fehlt und es keine freie Presse gibt, übernimmt der Künstler oft die Rolle des Regierungskritikers, Bürgeranwalts, Organizers der Gemeinschaft, Menschenrechtsverteidigers oder sogar des Anführers einer Bewegung. Individuen, die Kreativität nutzen, um Ungerechtigkeit zu bekämpfen, sehen sich wegen ihres Aktivismus oft direkter oder indirekter Verfolgung ausgesetzt.

Auch wenn es bereits Rahmenbedingungen zur Unterstützung von Menschenrechtsverteidigern gibt, berücksichtigen diese Hilfsmechanismen nicht die eher latenten Formen des Aktivismus und übersehen die spezifischen Risiken, denen Künstler und Kulturarbeiter ausgesetzt sind, die eine Arbeit erledigen, die man normaler-

„Improvisation im Theater erlaubt es Menschen, die Wurzeln schwieriger sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zustände zu untersuchen, Gefühle zu erforschen und sich über das Erzählen von Geschichten mit dem emotionalen Erleben anderer zu verbinden.“

weise mit Aktivisten assoziiert. Heute ist es für Kulturarbeiter nicht ungewöhnlich, in verschiedenen Medien zu arbeiten, und Kultur ist meist Teil von Projekten, die sich um soziale Gerechtigkeit und Gleichberechtigung bemühen. Kollaborative Beziehungen zwischen Organisationen sowie Netzwerken für Menschenrechte und Kunst haben daher ein großes Potenzial, alternative Strukturen für die Unterstützung von Menschenrechtsverteidigern zu entwickeln, die bislang auf zu wenig genutzte Ressourcen zurückgreifen, die oft in der Kunstwelt entstehen, und Zwischenräume in größeren sozialen Agenden für Gerechtigkeit besetzen.

Die vielleicht am gründlichsten erforschte künstlerische Methodik, die in Konfliktsituationen angewendet wird, ist der Einsatz von Theater bei verletzlichen Individuen und Gemeinschaften. Die berühmte Methode des Forumtheaters von Augusto Boal und die Arbeit, die dieser visionäre kreative Praktiker in verschiedenen Ländern Südamerikas und in seiner Heimat Rio de Janeiro initiierte, liefern ein hervorragendes Beispiel für die Tugenden partizipatorischer kultureller Aktivitäten, die auf den Prinzipien direkte Beteiligung, kreativer Ausdruck und Dialog basieren.

Improvisation im Theater erlaubt es Menschen, die Wurzeln schwieriger sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zustände zu untersuchen, Gefühle zu erforschen und sich über das Erzählen von Geschichten und über spontane Aktionen mit dem emotionalen Erleben anderer Menschen zu verbinden. Gleichzeitig wird dadurch die Stärke der eigenen Stimmen und der gleichberechtigte Austausch zwischen Menschen zelebriert. Indem das Theater der Entwicklung einen alternativen Raum für soziales Engagement

schaft, erzieht es, ermächtigt es und heilt sogar. Zahlreiche Initiativen dieser Art sind in der ganzen Welt gestartet worden: das Theater der Amani in Kenia, Zwakwane in Zimbabwe, das Berlin Fountainhead Tanz Theatre in Deutschland. Abgesehen von den offensichtlichen Vorteilen für ihre Teilnehmer ist auch das in den Projekten generierte Wissen und Verständnis sehr wertvoll. Menschen, die wir oft „Opfer des Konflikts“ nennen, bekommen selten eine Chance, ihre eigenen Geschichten aus erster Hand zu erzählen. Ihre Geschichten werden oft von Vermittlern erzählt, die ihre Bedürfnisse einseitig interpretieren und Lösungen diktieren. Wenn jedoch Akteure für Menschenrechte und Entwicklung aktiv zusammenarbeiten, kann man spezifische Bedürfnisse von Gruppen direkt mit passenden Ressourcen und Lösungen verbinden, die in Zusammenarbeit mit den Nutzern entwickelt werden. Dies macht die Arbeit nicht nur effektiver, sondern ermöglicht auch, dass marginalisierte Diskurse im Mainstream ankommen.

Gleichermaßen könnten auch in der bestehenden Infrastruktur für Menschenrechte Ansatzpunkte gefunden werden. Transparency International hat zum Beispiel 45 Zentren für Rechtsberatung geschaffen, sogenannte ALACs (Advocacy and Legal Advice Centres), in 40 Ländern mit verschiedenen historischen, kulturellen, juristischen und sozialen Hintergründen. Diese Zentren widmen sich der Aufgabe, Bürger zu ermutigen, sich am Kampf gegen die Korruption und für die Verteidigung von Rechten zu beteiligen. Bürger können sich an diese Zentren wenden, um Rechtsverletzungen anzuzeigen und Beschwerden vorzubringen. Diese Zentren oder ähnliche Menschenrechtsorganisationen mit Künstler- und Kulturnetzwerken

zu verbinden, könnte einen Raum schaffen, in dem beide Akteure zusammenarbeiten können, um verschiedene Formen sozialer Gerechtigkeit zu verwirklichen. Dynamische Initiativen dieser Art können rechtzeitig auf die heutigen globalen Bedingungen eingehen, in denen Flexibilität, Kreativität und Innovation entscheidend sind, um über die Ernüchterung und Passivität hinwegzuhelfen, die häufig daraus resultiert, dass Menschen Konflikten zu sehr ausgesetzt sind. Oftmals schaffen die tonangebenden institutionellen Kulturen der verschiedenen Disziplinen (Kunst und Kultur/ Menschenrechte/ Entwicklung) sowie Zeitplanung, Evaluationskriterien und Finanzmanagement, Hindernisse für solche kollaborativen Erfahrungen. Sprache wird unterschiedlich gewertet – „Entwicklungs“-aktivitäten sind zum Beispiel für diejenigen, die nur mit wirtschaftlicher Entwicklung befasst sind, nicht dasselbe wie für diejenigen, die menschliche Entwicklung über alles schätzen. Entsprechend verbiegen sich Fürsprecher der Meinungsfreiheit nicht angesichts von Geschmacksfragen, lokaler Empfindlichkeit oder einer Kontroverse: Ein Menschenrecht ist ein Menschenrecht. Und Künstler arbeiten oft auf weniger offensichtlichen und eher immaterielleren Ebenen von Bewusstsein oder Selbstvertrauen. Während es nun seit vielen Jahren erfolgreiche interdisziplinäre und sektorenübergreifende Projekte gibt, können NGOs oftmals stark an ihre eigene Methodik gebunden sein.

In diesem Kontext könnten Einrichtungen wie EUNIC und die wichtigsten Vertretungen und Stiftungen für menschliche Entwicklung als Katalysatoren für einen verstärkten Dialog und gegenseitiges Verständnis zwischen Sektoren fungieren. Indem man gute Beispiele hervor-

hebt, gemeinsame Analysen in Auftrag gibt und die wichtigsten Akteure zusammenbringt, können Perspektiven eröffnet werden, um den Wert und die Beschränkungen verschiedener Ansätze sowie die durch Kollaborationen erzeugten Synergien zu demonstrieren. Es besteht Bedarf, einen Überblick über die Gefahren und Ressourcen zu bieten, die den im Kultursektor arbeitenden nicht professionellen Aktivist*innen zur Verfügung stehen. 2011 gab es Repressionen und Angriffe gegen Künstler*innen und Kulturarbeiter*innen weltweit, etwa im Nahen Osten, Nordafrika, China und Südostasien sowie in Mittelamerika. Die anhaltende und weitreichende Repression gegen Künstler*innen und Kulturarbeiter*innen zeigt, dass es einen Bedarf für globale wie lokale Mechanismen gibt, den freien künstlerischen Ausdruck zu unterstützen.

Die Internationale Koalition für Kunst, Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit (ICARJ, www.artsrightsjustice.net) hat das Potenzial, eine nützliche und zeitgemäße Plattform für lokale, regionale und internationale Netzwerke zu sein, die kreativen Aktivismus verteidigen. Der kürzlich vorgebrachte Vorschlag von Freemuse, dem Weltforum zu Musik und Zensur (www.freemuse.org) und anderen, ein globales Kontrollsystem (www.artsfex.org) zur Freiheit des künstlerischen Ausdrucks zu schaffen, ist sicherlich ein richtiger Schritt in die gleiche Richtung – wie auch die neue Arbeitsgruppe „ARJ“ (Kunst-Rechte-Gerechtigkeit) innerhalb der zivilgesellschaftlichen EU-Plattform „Zugang zu Kultur“, die Anfang 2012 in Brüssel ihr konstitutives Treffen hatte.

Folgende Schritte sollten nun eingeleitet werden: Bestehende Organisationen, die Künstler*innen und kulturelle Akteure unterstützen, deren Rechte verletzt werden

oder in Gefahr sind, sollten erfasst werden. Es sollten Studien über kurz-, mittel- und längerfristige Aktionen erstellt werden, um den Schutz für bedrohte Künstler*innen und Kunstinitiativen zu verbessern. Bereits bestehende Arbeiten zu eher humanistischen und kulturellen Indikatoren für die Messung von Entwicklungen müssen miteinbezogen werden. Sinnvoll ist die Schaffung eines Clearinghouse, um an Informationen zu kommen, sich über Fälle und Analysen auszutauschen und um die passenden Ressourcen zuzuführen. Anzustreben ist die Entwicklung eines globalen Kontrollsystems gegen die Beschränkung des freien künstlerischen Ausdrucks. Schließlich sollte es weiterbildende Projekte geben, die sich an die Sektoren Kunst und Menschenrechte sowie an politische Akteure richten.

Mary Ann DeVlieg ist seit 1994 Generalsekretärin des internationalen Netzwerks für moderne darstellende Kunst (IETM). 2010 gründete sie die Internationale Koalition für Kunst, Menschenrechte und Soziale Gerechtigkeit (www.artsrightsjustice.net), dem auch die Koautor*innen Victoria Ivanova, Sidd Joag, Rosario Pavese und Ole Reitov angehören. **Victoria Ivanova** ist Strategiemanagerin an einem Kunstzentrum in Donezk, Ukraine, und Mitglied der Kunstplattform Trans Europe Halles (TEH). **Sidd Joag** ist Künstler und Experimentalfilmer. Er ist Mitbegründer von Zero Capital Arts, einer Organisation, die sich kostengünstigen kreativen Projekten und Ausstellungen mit sozialem und politischem Engagement verschrieben hat. Er ist auch Mitglied von Free Dimensional, einer Initiative, die sich weltweit für die Freiheit der Kunst einsetzt. **Rosario Pavese** ist Mitglied der Initiative Latin American Net Art for Social Transformation, die sich mit der Rolle der Kultur beschäftigt, um soziale Gerechtigkeit zu erreichen. **Ole Reitov** ist Programmdirektor von Freemuse, einer dänischen Organisation, die unterdrückte Musiker weltweit unterstützt.

Frieden schaffen: Lernen aus den Erfah- rungen vor Ort

Welche positiven praktischen Erfahrungen gibt es mit außenkulturpolitischen Initiativen in Konfliktregionen? Welche haben sich bewährt und welches Umfeld benötigen sie? Können Maßnahmen, die an einem Ort Erfolg hatten, auch andernorts Positives bewirken? Konfliktexterten und Friedensschaffer teilen ihre Erfahrungen, präsentieren Best Practices und nennen ihre Wünsche.





Heilung aus der Mitte Wo sich Vision und Wille paaren, wird vieles möglich. Sogar der Frieden. In Konfliktregionen wirken unerschrockene, willensstarke Menschen, die sich mit alltäglicher Gewalt nicht abfinden und sich zivilgesellschaftlich engagieren. Sie verbinden professionelle Strategien der Konfliktlösung mit kultureller Empathie und zeigen damit, dass kulturelle Unterschiede konstruktiv gelebt werden können. *Von Michael Gleich*



Von allen Friedensmachern haben mich die beiden Mörder besonders berührt. Joe hatte als junger Mann für die katholische Untergrundarmee gekämpft, einen britischen Offizier erschossen und dafür 22 Jahre im Gefängnis gesessen. Peter stand lange als Karriere-Terrorist auf der protestantischen Seite, mit noch mehr auf dem Kerbholz. Als Angehörige zweier Kulturen, die in Nordirland um die Macht rangen, fochten sie in einem Bürgerkrieg, bei dem alle nur verloren. Irgendwann kippte etwas in ihnen. Was Joe bei seiner Entlassung aus dem Knast sah, deprimierte ihn: Frustrierte Jugendliche, ohne Chance auf Lehrstelle und Job, die aus purer Langeweile Kleinkriege in den armen Vierteln Belfasts anzettelten. Peters biografischer Bruch war

spektakulärer. Er stieg aus, als er einen in Unnade gefallenen Paramilitär der eigenen Gruppe erschießen sollte. Damals im Wald konnte er nicht abdrücken und fragte sich verzweifelt: „Was hat dieser Krieg aus mir gemacht?“ Unabhängig von einander fassten Joe und Peter einen Entschluss. Sie wollten weiterkämpfen, aber friedlich. Es war für beide ein langer Weg, raus aus dem Dunstkreis ihrer ehemaligen Kombattanten. Stets standen sie in Gefahr, als Verräter denunziert zu werden. Heute betreuen beide als Sozialarbeiter Jugendliche und überzeugen sie davon, den paramilitärischen Gruppen fernzubleiben. Sie arbeiten hart für eine politische Lösung des Konflikts. An den beiden beeindruckt mich nicht etwa die vermeintliche Vom-Saulus-zum-Paulus-Geschichte. Sondern wie unbeirrt sie ihrer Vision folgen, dass Katholiken und Protestanten gleichberechtigt zusammenleben können. Und Welch starken Willen sie aufbringen, um mit Mitte vierzig noch einmal von vorn zu beginnen. Wo sich Vision und Wille paaren, wird vieles möglich. Sogar der Frieden.

Und das geschieht öfter, als wir meinen. Seit Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurden mehr als 80 Gewaltkonflikte beendet. Mali, Mosambik, Haiti, Ost-Timor, Kosovo, um nur ein paar zu nennen. Die Lage dort rangiert von fragil bis stabil. Es gibt noch mehr

Gründe für Zuversicht: Seit 1992 nahmen die besonders gewaltsamen Konflikte um mehr als 40 Prozent ab, seit 1950 ging die Zahl der Todesopfer um 98 Prozent zurück. Nicht zu vergessen solch unerhörte Vorgänge wie in Südafrika, wo ein Land fast unblutig von einer rassistischen Schreckensherrschaft zur Demokratie überging. Niemand hatte das zu hoffen gewagt. Doch charismatische Führer wie Nelson Mandela und Frederik Willem de Klerk besaßen beides, Imagination und Initiative.

Warum also wird nicht gejubelt? Warum ist der Weltfriedenstag kein Feiertag? Und warum überkommt einen bei den Abendnachrichten regelmäßig das Gefühl, Krieg, Tod und Teufel beherrschen immer stärker die Welt? Die Erklärung ist einfach und zweifach. Einfach, weil wir es mit einer typischen Realitätsverzerrung durch Medien zu tun haben: Nicht die Gewalt auf der Welt hat zugenommen, nur die Zahl der Berichte darüber. Zweifach, weil dafür nicht allein sensationsgierige Journalisten verantwortlich sind, die Quoten und Auflagen steigern wollen. Auch das Publikum ist einseitig fixiert. Dramen auf Leben und Tod faszinieren uns, und Krieg liefert sie uns täglich frei Haus. Von den Schlachtfeldern lässt sich wie von einem Fußballspiel berichten. Einige „Embedded Journalists“, mit den Truppen vordringende Reporter, schilderten das Geschehen während des letzten Golfkrieges wie total durchgeknallte Sportkommentatoren. Krieg als Event. Frieden dagegen ist leise, langsam, langwierig. Da verlieren rasende Reporter schnell die Geduld.

Und nicht nur sie. Auch die Wissenschaft pflegt blinde Flecken. Für sie gäbe es eigentlich nichts Wichtigeres als zu ergründen, wann und wie Frieden gelingen kann. Leider jedoch wagen sich nur wenige

Forscher auf das Neuland der Friedensursachenforschung. Krieg verkauft sich auch in Fachzeitschriften und auf Kongressen besser. So bleiben spannende Veränderungen unbemerkt. Früher wurden Kriege von Staatsmännern erklärt, von Generälen und Armeen geführt und später von den Präsidenten per Vertrag wieder beendet. Inzwischen sind solche interstaatlichen Kriege, die früher besonders viele Todesopfer forderten, zur absoluten Ausnahme geworden. Ein zivilisatorischer Fortschritt.

Doch nun gibt es neue Herausforderungen. Die Völkergemeinschaft ist mit gewaltsamen Konflikten konfrontiert, die in der Mitte von Gesellschaften entstehen. Sie sind ihr Herzinfarkt, ihr Organversagen. Meist kämpfen zwei oder mehr Volksgruppen, die unterschiedlichen Kulturen angehören, um den Zugang zur Macht. So wirkt es. In der Tiefe geht es jedoch um gegenseitige Anerkennung und Achtung, ich gehe so weit zu sagen: um den Wunsch, von anderen respektiert und geliebt zu werden. Jeder einzelne von uns sehnt sich nach Liebe, Gemeinschaften geht es nicht anders.

Die Heilung solch zerrissener, hassgeprägter Gesellschaften muss ebenfalls aus ihrer Mitte kommen. „Mit der Gefahr wächst das Rettende auch“, bemerkte der Dichter Friedrich Hölderlin. Und in der Tat wächst eine neue Generation von Friedensmachern heran. Sie demonstrieren nicht, überlassen das Geschehen nicht länger Politikern und Militärs, sondern mischen sich direkt ein. Ärztinnen und Menschenrechtler, Gewerkschafter und sich organisierende Hausfrauen, Sportlerinnen und Entwicklungshelfer, Priester und Pädagogen. Viele von ihnen riskieren ihr Leben, um für gewaltfreie Lösungen einzutreten. Sie verfügen über Kreativität und professionelle Techniken, haben Mut

und vor allem – Erfolg. Sie verbuchen es als Fortschritt, wenn Rebellen ihre Waffen abgeben wie 1995 in Mali; wenn Minenfelder geräumt werden und Bauern wieder ihre Felder betreten können wie im Norden Sri Lankas; wenn in Israel die Armee Straßensperren wegräumt; wenn in Belfast katholische Kinder wieder durch ein protestantisches Viertel zur Schule gehen können; wenn ugandische Kindersoldaten einen zivilen Beruf lernen dürfen. Mit jedem Schritt gewinnt der Frieden ein kleines Stück Territorium zurück. Hinter jedem stehen soziale Erfinder, empathische Menschen, die Techniken wie Mediation, Zuhören und Versöhnungsarbeit perfektionieren. Friedenskunst kommt von Können.

Zusammen formieren sie die Zivilgesellschaft. Das klingt nach netter Teerunde. Tatsächlich wächst hier eine heimliche Supermacht heran. Neben nationalen Regierungen, multinationalen Organisationen und transnationalen Konzernen prägt sie immer stärker das Gesicht der Globalisierung. Ob kleine Aktivistenkreise oder vielköpfige Interessensvertretung: Die Gruppen sind äußerst flexibel, deshalb schwer zu kontrollieren und noch schwerer zu stoppen. Ihre Stärke sind globale Netzwerke. Sie tauschen sich per Internet und Email darüber aus, was funktioniert und was nicht. Unversehens wird die erfolgreiche Kampagne hier zum Lehrstück dort. Im lockeren Verbund bringen private Friedensstifter überall auf der Welt das Projekt Zivilisation voran. Eine gute Idee braucht heute nicht mehr lange, um vom Kap der guten Hoffnung um die Welt zu reisen. Nach dem Ende des menschenverachtenden Apartheid-Regimes stand Südafrika vor der Frage: Lässt man einstige Folterer und Massakrierer laufen, um die Ruhe im Land zu bewahren? Oder stellt man

sie vor Gericht und riskiert erneute Zornausbrüche ganzer Volksgruppen? Ein typisches Dilemma für Gesellschaften am Morgen danach. Als Antwort erfand Südafrika die Wahrheits- und Versöhnungskommission. Hauptschuldige wurden bestraft, Kleintäter und Opfer zu versöhnlichen Gesprächen geladen. Der Balanceakt gelang, Wunden konnten heilen, die Demokratie hielt stand.

Seitdem experimentieren andere Länder mit ähnlichen Instrumenten, etwa in Ruanda. Die von den Dorfgemeinschaften selbst organisierten Tribunale heißen Gacaca, „im Gras sitzen“. Unter freiem Himmel urteilten Laienrichter und Älteste über die Hauptschuldigen des Völkermordes an den Tutsi. Ein verzweifelter, gemeinsamer Versuch, den tief sitzenden Schock des Genozids zu heilen. Diese im wahrsten Sinne Graswurzelbewegung gilt als Erfolgsmodell. Und als Beleg dafür, dass aller Friede vom Volke ausgeht. Oder er geht gar nicht.

Bürgerkriege zerreißen Gesellschaften. Sie hinterlassen traumatisierte Kinder, zerstörte Dörfer, verfeindete Gruppen, die trotz Waffenstillstand misstrauisch sind und nach Rache sinnern. Oft leben ethnische Gruppen in getrennten Gebieten, die Gesprächsfäden sind abgeschnitten.

In dieser Situation bewähren sich nichtstaatliche Friedensstifter. Anders als offizielle Diplomaten können sie ungewöhnliche Wege gehen, um Angehörige verfeindeter Gruppen an einen Tisch zu bringen. Wenn der deutsche Benediktiner-Abt Benedikt Lindemann sein Kloster in Jerusalem für diskrete Gespräche öffnet, können sich Israelis und Palästinenser ohne Furcht vor Bespitzelung miteinander treffen. Geheiligte Mauern als Schutzraum. Ein Mönch als Vermittler. Er fragt die Politiker nicht, ob er sich ein-

mischen darf. Er tut es. Ihn beflügelt ein Bild, das er trotz aller Rückschläge nie aus den Augen verloren hat: Juden, Christen und Araber, die friedlich im Heiligen Land zusammenleben.

In erfolgreichen Friedensmachern ist dieses innere Feuer. Sie werden angetrieben von einer Vision, wie sich ihr Land zum Besseren wandeln kann. Sie sind im besten Sinne „un-realistisch“. Sie nehmen die Verhältnisse nicht hin, wie sie sind. Wie wichtig das ist, zeigt sich in Sri Lanka, das seit 20 Jahren unter einem blutigen Bürgerkrieg leidet. Ein junger Kollege aus dem total zerstörten Norden des Landes sagte mir: „Der Krieg dauert schon so lange, wie ich lebe. Er hat unsere Gedanken und unsere Herzen völlig vergiftet. Wir können uns nicht vorstellen, wie das sein könnte –, ein Leben ohne Attentate und Bombenangriffe.“ Das Teuflische daran: Wer nichts anderes kennt als Gewalt, wird sich im Zweifelsfalle immer wieder für Gewalt entscheiden. Zwar bedeutet sie ein Risiko, aber ein bekanntes. Frieden dagegen ist der Weg ins Unbekannte, ein Abenteuer mit unvorhersehbarem Ausgang. Deshalb ist Vorstellungskraft so wichtig. Sie entfaltet Energien, wie Albert Einstein meinte, die Menschen überall hin katapultieren kön-

„Sie tauschen sich per Internet und Email darüber aus, was funktioniert und was nicht. Unversehens wird die erfolgreiche Kampagne hier zum Lehrstück dort. Im lockeren Verbund bringen private Friedensstifter überall auf der Welt das Projekt Zivillisation voran.“

nen. Als der Tamile Singham, der 15 Jahre lang ein sorgloses Leben in Berlin genossen hatte, ins kriegsgeschüttelte Sri Lanka zurückkehrt, erklären ihn seine Freunde für verrückt. Doch er traut sich zu träumen: „Eines Tages wird diese Insel wieder zu recht das Glückliche Lanka heißen.“ Er belässt es nicht dabei, sondern baut mit Spendengeldern Häuser für Flüchtlingsfamilien, betreibt eine Schule für gehörlose Kriegswaisen, kümmert sich um Straßenkinder. In seiner Organisation arbeiten Tamilen und Singhalesen zusammen, die angeblichen Feinde. Singham ist einer dieser ehrenamtlichen Brückenbauer, die Versöhnungen helfen und dafür viel riskieren.

Die besten von ihnen sind eine charismatische Mischung aus Mahatma Gandhi und Bill Gates. Sie verfügen über die seltene Fähigkeit, groß zu denken, entschlossen zu handeln – und gut zu managen. Diese Friedensbewegten neuen Profils haben verstanden, dass Sicherheit und Stabilität auch etwas mit Geld zu tun haben. Mit Jobs, wirtschaftlichem Wachstum, Entwicklung. Es lohnt sich, in den Menschheitstraum Nummer Eins zu investieren. Wissenschaftler der Universität Oxford haben ermittelt, dass ein durchschnittlicher Bürgerkrieg sieben Jahre dauert. Sicher, jedes Jahr und jedes Opfer sind eines zu viel. Doch die gute Nachricht lautet: Kriege enden! Früher oder später. Besser früher. Wenn sich ein Krieg nicht verhindern lässt, kann die Staatengemeinschaft zumindest versuchen, ihn zu verkürzen. Tatsächlich sind die Interventionen der Vereinten Nationen besser als ihr Ruf. Nach einer Studie der amerikanischen Denkfabrik RAND gelingen Peacekeeping-Missionen in zwei von drei Fällen. Und sie sind billiger, als man angesichts der peinlichen Geplänkel im Sicherheitsrat vermutet. Alle 16 Blau-

helm-Missionen des vergangenen Jahres zusammen kamen mit knapp fünf Milliarden Dollar aus. Zum Vergleich: Die USA gaben jeden Monat rund 15 Milliarden Dollar allein für den Krieg im Irak aus. Und erleben als selbst ernannter Welten-Sheriff ein Debakel nach dem anderen.

Multinationale Gebilde wie die Vereinten Nationen und die Europäische Union sind – auf staatlicher Seite – das Pendant zu einer vielfältig vernetzten Zivilgesellschaft. UN und EU haben in den vergangenen Jahrzehnten Großes geleistet, um Armut zu bekämpfen, die Gesundheit zu verbessern und Menschenrechte durchzusetzen. Damit tragen sie entscheidend dazu bei, den so genannten „positiven Frieden“ zu stiften. Ein Frieden, der mehr ist als die bloße Abwesenheit von Krieg. Eine Kultur, die nicht mehr von Gewalt und Angst bestimmt ist, sondern von Respekt und Liebe. Und darum geht es schließlich.

Und um Geld. Die Überraschung ist, dass es sich auch wirtschaftlich lohnt, in Frieden zu investieren. Ein typischer Bürgerkrieg, so haben die Oxford-Wissenschaftler ausgerechnet, kostet rund 70 Milliarden Dollar. Als Kostenfaktoren berücksichtigen sie niedrigeres Wirtschaftswachstum, Rüstung, Krankheiten, Flüchtlinge und organisiertes Verbrechen. Andersherum gedacht: Jedes Jahr, um das solch ein Krieg verkürzt wird, erbringt eine Einsparung von zehn Milliarden Dollar. Für einen Bruchteil dieser Summe könnte man versuchen, den Krieg zu beenden, indem man eine internationale Eingreiftruppe entsendet. Die neuen Kriege erfordern beides: Heilung der Gesellschaft von innen – hier sind die Initiativen und Friedensmacher aus der Zivilgesellschaft die entscheidenden Akteure. Und ein entschlossenes Vorgehen, falls sich die inter-

nationale Staatengemeinschaft für militärische Interventionen entscheidet. Denn in vielen Krisengebieten kämpfen oft keine regulären Soldaten, sondern Milizen, die sich in wilden Banden organisieren. Viele sind jünger als zwanzig, mit der emotionalen Reife von Kindern. Und so führen sie sich auch auf: maßlos, launisch, Töten mit Spielen verwechselnd. Meine eigene Erfahrung in Kriegsgebieten hat gezeigt: Wenn jemand mit der Faust auf den Tisch haut, ist schnell Ruhe. Wie ein strenger Vater, der vielen dieser Kinder in Uniform fehlt, eine Autorität, die klar macht, dass es jetzt endgültig reicht.

Keine Frage: Gewaltlosen Interventionen ist immer der Vorzug zu geben. Europa hat sich seine Einigkeit über Jahrhunderte in blutigen Kriegen erkaufen müssen. Es war ein weiter Weg, bis es zu einem Staatenverbund gelangte, in dem kulturelle Unterschiede wertgeschätzt und als Bereicherung gesehen werden. United in Diversity: Dieser Wahlspruch sollte von einer europäischen Außen- und Kulturpolitik als Inspiration in die Welt getragen werden. Die Chance, dass diese Stimme in Gegenden, die um die Rückkehr zum Frieden ringen, gehört wird, ist groß. Aber nur dann, wenn Europa selbst kulturelle Vielfalt auf überzeugende Weise vorlebt.

Michael Gleich ist Journalist und Wissenschaftspublizist. Er hat sich auf die Themen Frieden, Mobilität und Umwelt spezialisiert. Seine Sachbücher sind in mehreren Sprachen erschienen und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Für Michael Gleichs letztes Projekt, „Peace Counts“, reisten Journalisten und Fotografen in über dreißig Konfliktregionen und dokumentierten die Arbeit von Friedensmachern, die Konflikte auf friedliche Weise und nachweisbar mit Erfolg lösen. Diese Initiative wurde auch vom Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) unterstützt.

Gegen Trauma und Tabu Kultur allein kann nicht die Übermacht ethno-nationalistischer Parteien aufbrechen oder korrupte Herrschaftsverhältnisse umwälzen. Sie kann aber Nischen bilden, in denen Diskurse möglich sind, und damit Menschen Hoffnung geben und sie darin bestärken, die Allmacht des Ethnozentrischen zu relativieren und andere Vorstellungen von Zugehörigkeit, Tradition, Geschichte und Identitäten dagegen zu setzen. *Von Martina Fischer*



Deutsche und europäische Kulturinstitute, politische und private Stiftungen fördern seit Jahren vielfältige kulturpolitische Maßnahmen in Krisen- und Nachkriegsregionen. Regionale Schwerpunkte bildeten in der Vergangenheit unter anderem Südosteuropa und Ex-Jugoslawien, ab 2002 Afghanistan, und nun in Folge der „Arabellion“ zunehmend auch Transformationsgesellschaften in der Mittelmeerregion.

Neben dem Aufbau von Bildungseinrichtungen und unabhängigen Medien steht in der Regel die Förderung von Zivilgesellschaft im Vordergrund, wobei sich viele Projekte auch speziell an die Zielgruppe der Jugendlichen richten. Grundlage dafür ist die Einsicht, dass kulturelle Vernachlässigung und wirt-

schaftliche Perspektivlosigkeit Jugendliche für ethnonationalistische Propaganda anfällig und zum Rekrutierungspotenzial für Kriege und Bürgerkriege macht. Stattdessen sollten Jugendliche für die Mitwirkung an gesellschaftlichen Wiederaufbau- und Demokratisierungsprozessen gewonnen werden. So wurde im Rahmen der deutschen EU-Ratspräsidentschaft 2007 ein „Euromediterranes Jugendparlament“ ins Leben gerufen, das der Weiterbildung von Jugendlichen zu Gute kam. Ziel war es, den Dialog der Kulturen in der Mittelmeerregion und die interkulturelle Kompetenz der Teilnehmenden zu fördern. Die Anschubfinanzierung erfolgte durch die EU-Kommission, und es ist zu hoffen, dass das Projekt durch die Mittelmeeranrainerlande in Zusammenarbeit mit EU-Einrichtungen fortgeführt werden kann.

Dialog- und Begegnungsinitiativen werden in diesem Zusammenhang ebenfalls große Bedeutung beigemessen, so z.B. im Rahmen des europäisch-islamischen Dialogs, oder auch von Maßnahmen, die sich auf eine Verständigung und Aussöhnung verfeindeter Gruppen in gespaltenen Gemeinwesen und kriegszerstörten Gesellschaften richten.

Allgemein wird angenommen, dass kulturelle Initiativen und Bildungsmaßnahmen Friedensprozesse unterstützen

können. Gleichwohl stellen sich folgende Fragen: Welche Potenziale bieten kulturelle Initiativen für die Bearbeitung von Konflikten? Wie können Kulturaktivitäten sinnvoll und dauerhaft in friedensfördernde Aktivitäten eingebunden werden? Unter welchen Voraussetzungen können sie zum Wiederaufbau und zur Aussöhnung kriegszerstörter Gesellschaften beitragen?

Um Maßnahmen der Kulturförderung im Kontext der Friedensförderung zu betrachten, sollte man sich zunächst die Ambivalenz von Kultur vergegenwärtigen. Diese zeigte sich beispielsweise bei der Konflikteskalation im ehemaligen Jugoslawien zu Beginn der 1990er Jahre. Dort arbeiteten Menschen aus Bildungseinrichtungen und Medien teilweise der politischen Polarisierung, Ausgrenzung und Vertreibung aktiv zu. Im Einklang mit Politikern bemühten sich Intellektuelle und Journalisten aus den verschiedenen ethno-nationalistischen Lagern, kulturelle Unterschiede hervorzuheben und die Höherwertigkeit der „eigenen“, bzw. die Minderwertigkeit der jeweils „anderen“ Kultur(en) und religiösen Orientierungen zu belegen.

Sie sorgten so für die ideologische Legitimierung von Gewaltexzessen und Völkermord. Unter Missachtung und Verfälschung historischer Fakten wurden Prinzipien der völkischen Reinheit konstruiert und religiöse und kulturelle Gegensätze geschürt. Mit unvorstellbarer Zerstörungswut wurden außerdem Kulturgüter der jeweils „anderen“, feindlichen Lager zerstört. Auch Kulturschaffende beteiligten sich an der Konstruktion ethnopolitischer Konfrontation. Vor dem Krieg und erst recht in seiner Folge erlebte eine Volkskunst, die sich auf historische

Mythen besann, eine zweifelhafte Renaissance. Opfer- und Heldenmythen prägten vielerorts auch die Denkmäler, die zur Ehrung der im Krieg gefallenen Soldaten und Zivilisten errichtet wurden. Vor allem in Bosnien-Herzegowina etablierten sich vielfältige Formen des Erinnerns, die dem Bemühen um Friedensförderung zuwiderlaufen. Erinnerungskulturen manifestieren sich in gespaltenen Gesellschaften oft in einer selektiven Form, die die Polarisierung entlang der ethnopolitischen Trennungslinien intensiviert. Die Gefühle von Menschen, die Leid und Verlust erlitten haben, werden dabei beleidigt und die Beziehungen weiter verhärtet.

Kulturelle Ausdrucksformen können also gleichermaßen emanzipative wie auch indoktrinierende und gewaltverherrlichende Züge annehmen. Kulturerzeugnisse können für Toleranz, Pluralismus, Multikulturalität und eine offene, demokratische Gesellschaft werben, aber gleichzeitig auch Intoleranz befördern, indem sie monoethnische Gruppenidentitäten zementieren und geschlossene Gesellschaftsmodelle unterstützen oder gar diktatorische Herrschaftsformen ästhetisch unterfüttern. Kulturelle Ausdrucksformen dienen schließlich vor allem auch dazu, auf individueller und kollektiver Ebene Identität(en) zu stiften. Dies gilt es beim Nachdenken über die friedensfördernden Potenziale von kulturellen Initiativen zu berücksichtigen.

Am Beispiel der Nachkriegssituation in Bosnien-Herzegowina lässt sich der ambivalente Charakter von Kultur weiterhin gut veranschaulichen. Offizielle Kulturpolitik der weiterhin verfeindeten politischen Entitäten richtete sich vor allem darauf, Sprache und Geschichtsschreibung für Zwecke der Abgrenzung

zu instrumentalisieren. Bildungseinrichtungen und Medien wurden dafür in Anspruch genommen. Auch Literatur, Film und die bildende Kunst blieben davon nicht unbeeinflusst. Allerdings haben sich gleichzeitig auch kulturelle Formen der Auseinandersetzung mit dem Krieg herausgebildet, die als kritisch und konstruktiv bezeichnet werden können. Die Kultur- und Medienszene hat in den Jahren nach 1995 dank internationaler Fördermaßnahmen eine neue Dynamik entwickelt und einen wichtigen Teil von Zivilgesellschaft ausgebildet, der im Kontrast steht zu dem ethnokratischen Modell, nach dem das politische Leben in Bosnien-Herzegowina strukturiert ist.

Neben der seichten und nationalistisch gefärbten „Volkskultur“ entwickelte sich schließlich auch eine Kultur, die der völkischen Definition von Zugehörigkeit und Ausgrenzung trotzte. Ein kreativer und territoriale wie ideologische Grenzen überschreitender Kulturbetrieb konnte – vor allem in der Jugendkultur – auch integrierende Wirkungen entfalten und zumindest punktuell das Lagerdenken durchbrechen. Um solche Initiativen zu unterstützen, sind internationale Förderprogramme unerlässlich. Kulturproduktion allein kann nicht die Übermacht

„Kulturelle Initiativen können die Heilung von traumatischen Erfahrungen, Vertrauensbildung und Aussöhnung kriegszerstörter Gemeinwesen unterstützen und eine von demokratischer Partizipation, Pluralismus und Toleranz geprägte Gesellschaft befördern.“

ethno-nationalistischer Parteien und Überzeugungen aufbrechen, korrupte Herrschaftsverhältnisse umwälzen und eine tolerante Gesellschaft schaffen. Sie kann aber Nischen bilden, in denen alternative Diskurse möglich sind, und damit Menschen Hoffnung geben und sie bestärken, „die Allmacht des ethnozentrischen Autismus“, die der kroatische Schriftsteller Ivan Lovrenovic diagnostiziert hat, zu relativieren und andere Vorstellungen von Zugehörigkeit, Tradition, Geschichte und Identitäten dagegen zu setzen. Kulturelle Initiativen für sich genommen können sicher keine Dynamik zur Beilegung tiefverwurzelter Konflikte oder zur Aussöhnung verfeindeter Gesellschaften entfalten. Sie können aber als ein Element in einem Bündel von entwicklungs- und friedenspolitischen Maßnahmen Impulse setzen. Sie können, sofern ein politischer Wille für Verständigung gegeben ist, die Heilung von traumatischen Erfahrungen, Vertrauensbildung und Aussöhnung kriegszerstörter Gemeinwesen unterstützen und eine von demokratischer Partizipation, Pluralismus und Toleranz geprägte Gesellschaft befördern.

Das setzt voraus, dass entsprechende Potenziale von den internationalen Akteuren, die sich in Nachkriegsregionen engagieren, erkannt und dann jeweils auch mit längerfristiger Perspektive systematisch und nicht nur ad hoc im Rahmen kurzfristiger Projektförderung unterstützt werden. Dafür müssen Partner sorgfältig gewählt werden, da, wie oben schon dargelegt, nicht alles, was sich im Kulturbetrieb tummelt, auf Pluralität bedacht, sondern manches auch nationalistisch gefärbt ist. Kulturschaffende, Bildungseinrichtungen und Medien können

die Verklärung von kriegerischen Ereignissen und Mythenbildung unterstützen, Ausgrenzung und Leiden verlängern. Sie können aber auch maßgeblich zur Verarbeitung von Gewalterfahrungen, zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung und damit langfristig auch zur Erneuerung beitragen. Dafür lassen sich wiederum Beispiele aus der Nachkriegsregion Bosnien-Herzegowina anführen, wo Kriegsoffer oft für einseitige Erinnerungspolitik instrumentalisiert wurden, gleichzeitig aber schutzlos blieben. Das Schicksal von Frauen, die während des Kriegs vergewaltigt oder gefoltert worden waren, wurde lange ignoriert, das Thema war mit einem massiven gesellschaftlichen Tabu belegt.

Der Film „Grbavica“ (deutscher Titel „Esmas Geheimnis“) der bosnischen Regisseurin Jasmila Žbanić, der international mehrfach ausgezeichnet wurde, trug mit dazu bei, das Schweigen zu brechen. Der Film behandelt die Beziehung einer im Krieg vergewaltigten bosniakischen Frau und ihrer halbwüchsigen Tochter im Nachkriegs-Sarajevo. Er verdeutlicht, wie Kriegstraumata individuelle Schicksale beeinflussen, wie gesellschaftliche Tabus das Leiden verlängern und einen konstruktiven Umgang damit erschweren.

Der Film wurde in Bosnien im Jahr nach der Erstaufführung von mehr als 100.000 Menschen besucht. Die Aufführung wurde von einer Kampagne lokaler und internationaler NGOs begleitet, die sich für die Rechte von Frauen, die Opfer sexualisierter Gewalt wurden, einsetzten. Vor allem die Organisation Medica Mondiale spielte dabei eine wichtige Rolle. Die Aufführung des Films wurde allerdings teilweise auch in der serbischen Entität Bosniens, der Republika Srpska, durch Druck von Politikern boykottiert.

In der Folge entschied das bosnische Parlament im Sommer 2006, dass vergewaltigte Frauen rechtlich als „Kriegsoffer“ anerkannt werden und eine Entschädigung erhalten, die derjenigen von Männern, die im Krieg gekämpft haben, entspricht. Das wurde von Menschenrechts- und Frauenorganisationen als großer Erfolg verbucht, wenngleich einschränkend angemerkt werden muss, dass bis heute zahlreiche Opfer leer ausgingen bzw. weiter um diese Kompensationen kämpfen müssen. Der Spielfilm Grbavica ist Teil der künstlerischen Entwicklung einer Regisseurin, die sich zusammen mit der Künstlergruppe Deblokada in Sarajevo über Jahre in verschiedenen Dokumentarfilmen mit dem Krieg und seinen Auswirkungen auf die Menschen auseinandersetzte und auch die Schicksale von Rückkehrern aus den unterschiedlichen Lagern beleuchtete.

Inklusive Formen des Erinnerns

Sowohl in Bosnien-Herzegowina als auch in anderen Teilen des ehemaligen Jugoslawien, etwa in Serbien und Kroatien, haben sich in den vergangenen Jahren zivilgesellschaftliche Gruppen und Einzelpersonen der Suche nach einem konstruktiven Umgang mit der Vergangenheit verschrieben. Ihr Anliegen ist neben der Faktenerhebung und der Einflussnahme auf Bildungseinrichtungen auch die Sensibilisierung einer breiteren Öffentlichkeit für die Auseinandersetzung mit vergangener Gewalt.

Sie wollen Menschen animieren, sich mit der individuellen Rolle im Kriegsgeschehen und mit der politischen Verantwortung für Kriegsverbrechen und Men-

schenrechtsverletzungen auseinander zu setzen. Sie bemühen sich, inklusive Formen des Erinnerens zu entwickeln und dem Trend zur selektiven Wahrnehmung von Kriegsopfern entgegen zu wirken. Die Gestaltung von Erinnerungsorten ist gesellschaftlich umkämpft und stellt künstlerische Konzepte vor enorme Herausforderungen bzw. verlangt nach Einfühlungsvermögen und Dialogprozessen mit gesellschaftlicher Beteiligung. Unter bestimmten Bedingungen kann die Förderung von Foren der Begegnung durch Kulturaustausch zur Aussöhnung beitragen. Gleichwohl sollte nicht der Umkehrschluss gezogen werden, dass interkulturelle Begegnung und Dialogprojekte zwischen Menschen aus verfeindeten Lagern per se und unter allen Umständen friedensfördernde Wirkung zeitigen.

Zumindest in Regionen, die von ethnopolitischen Konflikten geprägt sind, ist hier eher Vorsicht geboten. Evaluationsberichte und Wirkungsanalysen, die in den vergangenen Jahren in unterschiedlichen regionalen Kontexten durchgeführt wurden, belegten, dass der Erfolg von Dialogprojekten stark davon abhängt, ob sie zum angemessenen Zeitpunkt und mit adäquaten Zielgruppen durchgeführt werden. In manchen Konfliktstadien können multi-ethnische bzw. Dialogprojekte zwischen verfeindeten Lagern auch das Gegenteil der beabsichtigten Effekte, nämlich zunehmende Konfrontation und Verstärkung von Misstrauen statt Annäherung nach sich ziehen. Friedenspädagogische Initiativen innerhalb eines Lagers können in bestimmten Situationen mehr bewirken, als künstlich initiierte Begegnung. Zuweilen wird auch unterschätzt, dass neben dem zeitlichen Faktor auch strukturelle Aspekte zu be-

rücksichtigen sind: dass Maßnahmen der Vertrauensbildung ein gewisses Maß an wirtschaftlicher Stabilität und auch an Sicherheit im gesellschaftlichen Umfeld voraussetzen. Das bisher vorliegende empirische Wissen über die Wirkungsweise von Dialogprojekten in Krisen- und Nachkriegsbedingungen reicht allerdings kaum aus, um generelle Einschätzungen oder „Lessons Learned“ zu formulieren. Dafür wären weitaus umfassendere wissenschaftliche Begleitstudien und Maßnahmen der Aktionsforschung erforderlich. Grundsätzlich ist die Erhebung von Wirkung im Bereich der Friedensförderung höchst komplex.

Eine große Herausforderung bei der Evaluierung friedensfördernder Wirkungen bildet die Definition von Kriterien für Erfolg bzw. Misserfolg. Außerdem stellt sich das Problem, spezifische Wirkungen – also bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen – einzelnen Maßnahmen zuzuordnen. Gewiss gebietet die Rechenschaftspflicht über den Einsatz von Spendenmitteln oder öffentlichen Geldern, Maßnahmen der Friedensförderung und Konflikttransformation ebenso wie entwicklungspolitische Unterstützung zu evaluieren und auf ihren Nutzen hin zu prüfen.

Jedoch gestaltet sich die Wirkungsbeobachtung in diesem Feld weitaus komplizierter als etwa in der klassischen Entwicklungszusammenarbeit. Das liegt zum einen an den begrenzten Ressourcen und der knappen zeitlichen Dauer von Evaluierungsmaßnahmen. Die Aussagekraft von Evaluierungen bleibt zum anderen oft deshalb fragwürdig, weil es schwer fällt, schlüssige Indikatoren zu bilden und weil die Auswirkungen von Friedensförderung und Konfliktarbeit

erst langfristig, das heißt viele Jahre nach dem Abschluss konkreter Maßnahmen und Förderprogramme beurteilt werden können.

Evaluierungen sollten in jedem Fall partizipativ angelegt sein, d.h. die Beteiligten kontinuierlich in den Prozess einbeziehen. Ergebnisse sollten an diejenigen, deren Handlungen untersucht werden, zurückgekoppelt werden. Evaluierungen sollten außerdem schon in die Planung von Maßnahmen integriert werden. Nur so können sie einer realistischen Zieldefinition und der Selbstreflexion der durchführenden Akteure dienen oder diese sogar bei der Entwicklung von Methoden zur Überprüfung ihrer Ziele und Strategien (Selbstevaluierung) unterstützen. Kritische Selbstreflexion und kontinuierliche Selbstüberprüfung sind unabdingbar, wenn externe Akteure in Konfliktregionen intervenieren. Hier gilt es unter anderem auch, unerwünschte und negative (Neben)-Wirkungen von Fördermaßnahmen zu vermeiden.

Grundsätzlich erweist sich aber der Nachweis friedensfördernder Wirkungen von kulturellen Initiativen erst recht als äußerst diffizil. Die Effekte von Bildungsmaßnahmen empirisch zu messen ist aufwändig, weil Erhebungen auf längere Zeiträume hin angelegt werden müssen. Noch schwieriger ist die Feststellung von Wirkungen von Kulturerzeugnissen aus den Bereichen Musik, Literatur, bildende und darstellende Kunst.

Künstlerische Ausdrucksformen können dazu beitragen, Herrschafts- und Gewaltmechanismen zu entlarven oder ausgeschlossenen Narrativen Gehör zu verschaffen sowie alternative Wahrnehmungsformen und Denkmuster anzuregen. Sie können helfen, Gewalt-

erfahrungen zu verarbeiten. Doch die wenigsten Künstler widmen sich mit erklärtem friedenspolitischem Anspruch ihrem Werk. Die Rolle von bildender Kunst, Literatur, Musik, Film und Theater liegt eher darin, politische und gesellschaftliche Trends zu antizipieren und zu spiegeln. Die Suche nach Identität, Leiden und der Wunsch nach Anerkennung drücken sich in vielfältiger Weise über Kultur aus.

Gleichzeitig sollte man sich klarmachen, dass sich Kulturproduktion nur begrenzt durch externe Fördermaßnahmen beeinflussen und in der Regel nicht vor festgelegte programmatische Karren spannen lässt. Oft sind überdies die politisch-ideologischen Botschaften kultureller Ausdrucksformen für Außenstehende, die nur über begrenzte Landeskenntnis verfügen, nur schwer erkennbar und zu interpretieren.

In extrem polarisierten Gesellschaften sollte man sich vor allem darauf konzentrieren, Foren zu schaffen, in denen sich Menschen unterschiedlicher Lager mit den identitätsstiftenden Merkmalen der Kultur der „gegnerischen“ Gruppe auseinandersetzen, diese kennen lernen und begreifen können. Die externe Rolle besteht dann eher darin, Diskussionsprozesse zu moderieren, anstatt politische Bewertungen und Einordnungen vorzunehmen. Lesungen und Ausstellungen können dazu beitragen, solche Dialoge in Gang zu setzen, die es erlauben, den

„Der Erfolg von Dialogprojekten hängt stark davon ab, ob sie zum angemessenen Zeitpunkt und mit adäquaten Zielgruppen durchgeführt werden.“

„Anderen“ in seinen Bedürfnissen zu sehen und gleichzeitig eigene Interessen zu formulieren. Das setzt allerdings voraus, dass ein Umfeld gegeben ist, in dem gegenseitiger Respekt und Sicherheit für die Beteiligten gewährleistet sind.

Externe Fördermaßnahmen in Krisen- und Nachkriegsregionen sollten also weniger auf die „Instrumentalisierung“ kultureller Initiativen für friedenspolitische Zielsetzungen abzielen, als vielmehr auf die Förderung von Pluralität und Begegnungsräumen, die den Diskurs anregen. Sie sollten allerdings dennoch Werte und Prinzipien beherzigen, die Konflikttransformation begünstigen. Dazu gehört vor allem Inklusivität im Sinne der Einbeziehung und Offenheit nicht nur für Akteure, die sich klar in der Unterstützung von Friedensprozessen engagieren, sondern auch für sogenannte schwierige Akteure, die sich diesen Werten widersetzen oder ihnen indifferent gegenüberstehen.

Allparteilichkeit gegenüber den Konfliktparteien ist ebenfalls von Bedeutung. Gleichzeitig darf diese jedoch nicht ausgespielt werden gegen das Prinzip der Parteinahme für Menschen, deren Rechte verletzt werden oder die ihren Interessen in asymmetrischen Konfliktkonstellationen kein Gehör verschaffen können. Aufdeckung und Bewusstmachung von Dominanzkulturen und Strukturen der Ungerechtigkeit bildet eine wichtige Voraussetzung für Konflikttransformation.

Ownership, also Gestaltungsmacht und Selbstbestimmung von Menschen, die in Konflikte eingebunden sind, ist ein weiteres wichtiges Prinzip. Es hängt im Wesentlichen von diesen selbst ab, ob Konfliktursachen erfolgreich bearbeitet und Prozesse der Aussöhnung auf den Weg gebracht werden. Externe Akteure

können sie darin allenfalls unterstützen. Sie sollten nicht nur über kulturpolitisches Knowhow, sondern auch über interkulturelle Sensibilität und Erfahrung verfügen und selbst praktizieren, was sie von den Akteuren vor Ort erwarten: Transparenz der Ziele und Strategien und die Bereitschaft, Beziehungen partnerschaftlich und gleichberechtigt zu gestalten. Die Kooperation zwischen externen und internen Akteuren sollte Räume für wechselseitige Lernprozesse eröffnen. Es bedarf also der Vertrauensbildung auch zwischen den externen und internen Akteuren der Kulturarbeit, einer kontinuierlichen Bedarfsanalyse und eines langen Atems, wie es die Kulturwissenschaftlerin Tina Balla überzeugend formulierte: „Eines mit Geduld vorangebrachten Prozesses, der mit dem Verständnis der jeweiligen Gesellschaft einhergehen muss“, sowie einer „sensibel auf den jeweiligen Konflikt zugeschnittene[n] Planung, mit der man sich Schritt für Schritt von einem Projekt zum nächsten herantasten kann“.

Wenn diese Standards bei der Förderung, Planung und Durchführung kultureller Initiativen berücksichtigt werden, wächst die Wahrscheinlichkeit, dass sie zur Vertrauensbildung, zum Wiederaufbau zerstörter Beziehungen und zur Konflikttransformation beitragen.

Martina Fischer ist Vizedirektorin der Berghof Stiftung für Konfliktforschung in Berlin. Sie ist Mitherausgeberin des „Berghof Handbook for Conflict Transformation“ und hat zu folgenden Themen geforscht und publiziert: Friedensförderung im ehemaligen Jugoslawien; Verknüpfung von Friedens- und Entwicklungszusammenarbeit; die Rolle der Zivilgesellschaft in der Konflikttransformation; Verhältnis von Militär und Gesellschaft; Europäische Friedenspolitik.





Afghanistan und darüber hinaus Auswärtige Kulturarbeit ist in Afghanistan kaum sichtbar und macht nur einen Bruchteil der Milliarden aus, die das Ausland dort seit 2001 ausgegeben hat. Angesichts der dürftigen Ergebnisse des militärischen Engagements, Sicherheit und Frieden zu schaffen, sollten Zivilgesellschaft und Initiativen zu Kunst und Kultur gestärkt werden. *Von Jemima Montagu*



Václav Havel hat einmal konstatiert, wer die Weltsicht verändern wolle, müsse die Bilder verändern. Und hierzu sei die Rolle des Künstlers signifikant: „Der Künstler hat heute eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen. Er ist keine kleine periphere Figur, die reiche Leute unterhält, er wird wirklich gebraucht.“ Hávels Betonung der Rolle des Künstlers und damit auch von Kunst und Kultur bei der Gestaltung der Geschichte rührt zweifellos aus seiner eigenen Erfahrung als Stückeschreiber und Aktivist, der, in die Politik katapultiert, die „Samtene Revolution“ initiierte und zu einer der angesehensten politischen Führungsfiguren wurde. Gezeichnet von langer Krankheit hat er bis zu seinem Tod noch seinen eigenen Weg verfolgen und die Wahrheit seines Zitats durch die Ereignisse

des Arabischen Frühlings 2011 bestätigt sehen können: Dort standen Schriftsteller, Musiker und Künstler in der ersten Reihe ihrer eigenen „Jasminrevolution“.

Im März 2012 jährte sich die Zerstörung der Buddha-Figuren im zentralafghanischen Bamyán-Tal zum elften Mal. Diese Aktion erregte weltweite Empörung und wurde, wie viele sagen würden, eines der Schlüsselereignisse, das genutzt wurde, um nach dem 11. September in Europa und allgemein im Westen öffentliche Unterstützung für die ausländische militärische Intervention in Afghanistan zu gewinnen. Trotz internationaler Abscheu angesichts der täglichen Gewalt, der öffentlichen Steinigungen in Kabuls zentralem Sportstadion und öffentlichen Hinrichtungen an Laternenpfählen waren es auch die Abschaffung der Musik, das Verbot des Fernsehens und die Vernichtung eines 1.500 Jahre alten buddhistischen Erbes, die die öffentliche Meinung umschwenken ließen –, hin zur Unterstützung der vom Militär angeführten Intervention. Das internationale Mitgefühl mit Afghanistan und seinen Menschen wurde durch Kultur ausgelöst.

Wenn dem aber so ist, wenn die internationale Intervention in Afghanistan von einer Empathie mit Kultur mobilisiert wurde, dann könnte man auch sagen, dass die Rolle der Kultur bei diesem Auslandsabenteuer nicht voll erforscht oder ausgeschöpft

worden ist. Von ausländischen Regierungen unterstützte kulturelle Aktivität ist in Afghanistan kaum sichtbar und macht nur einen Bruchteil der Milliarden aus, die das Ausland dort seit 2001 ausgegeben hat. Warum wurde nicht mehr Energie in alternative Formen der Diplomatie oder Entwicklung gesteckt, als militärische Aktionen und das Projekt des Staatsaufbaus scheiterten, insbesondere in die Unterstützung von Initiativen der Zivilgesellschaft und ihrer armen Geschwister Kunst und Kultur?

Feel-Good-Aktion

Die Antwort kennen wir natürlich. Kultur taucht auf der Agenda internationaler Diplomatie und Entwicklung nach wie vor kaum auf und wird im besten Fall als „Soft Power“ angesehen, für gewöhnlich aber als „gefühlsluselig“ oder „feel-good-Aktion“ –, Ausdrücke, die Aktivitäten und ihre Teilnehmer herabsetzen und dazu den wahren Wert von Kultur unterschätzen. Vielleicht ist es aber ein vielversprechendes Zeichen, dass die „Strategie für den Stabilitätsaufbau im Ausland“ des britischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten und Commonwealth-Fragen, die im Juli 2011 veröffentlicht wurde, das folgende Statement enthält:

„Soft Power wird eine bedeutende Rolle bei der Unterstützung unserer Anstrengung spielen. Die Arbeit des British Council ist wichtig, um durch ein gegenseitiges Verstehen von Werten sowie der Rolle von Bürgern, Regierungen und Zivilgesellschaft weltweit Verbindlichkeit und Vertrauen zum Vereinigten Königreich aufzubauen.“

Auch wenn dies ein neues Bekenntnis zum Wert der „Soft Power“ versprechen mag, entmutigt es zu sehen, dass das Wort

„Kultur“ immer noch tabu ist. Im Gegensatz dazu wurde jedoch die Wendung „Herzen und Köpfe gewinnen“ bei der Anti-Aufuhr-Strategie des internationalen Afghanistaneseinsatzes beinahe peinlich inflationär gebraucht und missbraucht. „Herzen und Köpfe gewinnen“, das bedeutete Entwicklungsprojekte, die von schnellem Erfolg gekrönt sind, wie der Brunnenbau, betonte aber auch den „persönlichen“ Kontakt zwischen Soldaten und Afghanen. Soldaten in voller Montur, ausgestattet mit einer Reihe Automatik-Waffen, wurden angewiesen, den Menschen vor Ort die Hände zu schütteln und „Salamaleikum“ zu sagen –, und wirkten dabei für die meisten afghanischen Männer bedrohlich, ganz zu schweigen von den Frauen und Kindern.

Ich habe nicht die Absicht, mich über die Soldaten des internationalen Afghanistaneseinsatzes lustig zu machen und will auch nicht aufrichtige Versuche der interkulturellen Begegnung untergraben, sondern danach fragen, warum nicht mehr getan wurde – und immer noch nicht getan wird –, um kulturelle Initiativen zu unterstützen, in der Nachfolge vieler Beispiele, die nicht nur einen nachweislichen wahren Wert haben, sondern auch „lokal eingebettet“ sind –, initiiert und geführt von Afghanen. Die Kultur einer Nation, die so komplex ist wie jene Afghanistans kann nicht auf einfache Art erklärt werden – sicherlich hätte man doch aus der Erfahrung im Irak mehr Lektionen lernen können bezüglich des Bedarfs an einem verbindlichen und fachkundigen kulturellen Engagement?

Die Friedens-NGO Culture+Conflict reagiert auf mangelndes Wissen und Verständnis für die Rolle der Kultur in Konflikten weltweit, sammelt Beispiele für herausragende kulturelle Projekte und steht in

Kontakt mit Interessenvertretern im „Konflikt-Geschäft“ –, von Regierungsabteilungen, die mit auswärtigen Beziehungen, mit Verteidigung und internationaler Entwicklung zu tun haben bis zu Menschenrechtsorganisationen und NGOs, die bereits in Konfliktzonen arbeiten.

Wir möchten auch eine Plattform für Künstler und Kulturorganisationen schaffen, über die sie ihre Arbeit bewerben und sich mit ihren internationalen Kollegen vernetzen können. Wir wissen, dass bereits herausragende Arbeit geleistet wurde, aber diese Projekte wurden selten dokumentiert und es gibt keinen zentralen Ort, wo man solche Beispiele und Berichte finden kann.

Ich werde natürlich nicht behaupten, dass Kunst und Kultur eine Art universales Allheilmittel sind oder dass sie allein viele hartnäckige Konflikte der Welt lösen können. Kultur und kulturelles Leben gehen jedoch trotz der täglichen Zerrüttung durch Krieg und Konflikt weiter: Ein Buch lesen, Musik hören –, Kultur kann ein Prüfstein der Normalität sein oder eine Zuflucht vor Surrealismus und Schmerz des Konflikts. Kunst und Kultur können Raum für Reflexion bieten, um die Erlebnisse des Krieges zu verarbeiten, oder ein Weg sein, um das nicht Kommunizierbare zu kommunizieren. Es gibt viele außergewöhnliche Beispiele für Projekte, in denen Theaterregisseure, Künstler, Schriftsteller, Musiker, Filmemacher und andere mit Menschen zusammengearbeitet haben, die vom Krieg traumatisiert waren, und in denen die Kunst genutzt wurde, um Menschen zusammenzubringen, „eine gemeinsame Menschlichkeit anzusiedeln“, so Michaela Crimin, Ko-Gründerin von Culture+Conflict, „die Kunst als einen Rahmen zu nutzen, um Wirklichkeiten durchzuspielen, die zu schwer in Worte zu fassen sind, und so einen

Prozess der Rehabilitierung zu beginnen.“

Aber wie die genannten Beispiele zeigen, ist kulturelle Aktivität, egal, ob sie den Menschen und dem vom Konflikt heimgesuchten Ort entspringt oder ob sie durch externe Akteure ermöglicht und unterstützt wird, bekanntermaßen – und zum Glück! – schwer festzunageln. Theater oder Therapie? Eine Ausstellung oder ein Projekt des öffentlichen Engagements? Oder einfach „Kunst“ als Selbstzweck? Selbst hier stütze ich mich auf abgenutzte Begriffe wie „Kultur“ und „Kunst“, bin mir aber bewusst, dass es alleine für diese Begriffe ein großes Spektrum an Interpretationen gibt.

Und hier beginnt das Problem der Definition, der Messung und Bewertung, das viel zu oft offizielle Unterstützung und Förderung kultureller Aktivität verhindert, egal ob im In- oder Ausland. Kunst und Kultur passen selten in die Bewertungsmatrix, die Sponsoren und Steuerzahler erwarten.

Aber kann oder sollte die Kunst denselben Leistungskriterien unterworfen sein wie andere Disziplinen? Das ist eine Frage, die Culture+Conflict genauer untersuchen möchte. Wir wollen herausfinden, ob es Wege gibt, widerstandsfähige und noch flexiblere Rahmenwerke zu entwickeln, um kulturelle Aktivität im Kontext von Entwicklung oder Konfliktbearbeitung zu bewerten.

Wir wissen, dass die Öffnung von Kunst und Kultur gegenüber konventionellen Bewertungsmethoden die Tür zu viel mehr Förderung und Unterstützung, zu größerer Anerkennung von den Sektoren, die sich mit Auslandsbeziehungen und Entwicklung beschäftigen, aufschließen könnte; aber wir schätzen auch die Unabhängigkeit von Kultur –, kritisch zu sein, experimentell und manchmal mit offenem Ausgang.

In der Kunst gibt es wie in jedem anderen Sektor manchmal Niederlagen.

Es gibt jedoch andere Formen kultureller Aktivität, die eine unmittelbar praktische, Kritiker würden sagen „instrumentalisierte“ Natur haben: Bewahrung des Erbes und Erneuerung, Jobs, die durch die Kunsthandwerksbranche geschaffen werden, Festivals, die Gemeinschaften zusammenbringen, die Kreativwirtschaft. Diese Beispiele beziehen sich auf Kultur und Kunst, aber passen zu den Förderungszielen der Regierungsabteilungen für internationale Entwicklung oder den Leitbildern von NGOs.

In Afghanistan war ich einmal für solch eine Hilfsorganisation namens Turquoise Mountain (Türkisfarbener Berg) tätig, eine anglo-afghanische NGO, die ein integriertes Arbeitsmodell entwickelt hat, das Erbe und Erneuerung, Bildung und die Ausbildung von Fertigkeiten, Existenzsicherung und Unternehmen miteinander verband – Kultur war dabei der zentrale Dreh- und Angelpunkt.

Turquoise Mountain wurde als Ergebnis einer Unterhaltung zwischen Prinz Charles und dem afghanischen Präsidenten Hamid

„Ein Buch lesen, Musik hören – Kultur kann ein Prüfstein der Normalität sein oder eine Zuflucht vor dem Surrealismus und Schmerz des Konflikts. Kunst und Kultur können Raum für Reflexion bieten, um die Erlebnisse des Krieges zu verarbeiten, oder ein Weg sein, das nicht Kommunizierbare zu kommunizieren.“

Karzai über das kulturelle Erbe in Afghanistan ins Leben gerufen. Die NGO wurde gegründet von Rory Stewart, inzwischen ein Abgeordneter des britischen Parlaments, und konzentrierte sich auf die Restauration und Erneuerung von Murad Khane, einem historischen Teil der Altstadt von Kabul; die Ausbildung in traditionellen Kunstfertigkeiten (Kalligraphie, Miniaturmalerei, Holzschnitzerei, Keramik und Schmuckherstellung); wirtschaftliche Entwicklung durch die Unterstützung traditioneller Kunsthandwerksbetriebe und das internationale Marketing für das afghanische Kunsthandwerk.

Ich trat der NGO Ende 2006 als eine der Gründungsdirektoren bei, nachdem ich zu Beginn des Jahres Kabul zum ersten Mal besucht und Murad Khane an einem Februartag im Regen gesehen hatte; es konnte da nur als Slum bezeichnet werden. Die Straßen waren von gepresstem Müll übersät. Ich hielt es kaum für möglich, diese verfallenden Häuser und schmutzigen Straßen neu zu beleben.

Heute ist der Bezirk Murad Khane und damit auch die Lebensqualität der Menschen, die dort leben, komplett verwandelt. Aus einer schwindenden Bevölkerung von Immigranten hat sich die Gemeinschaft neu etabliert. Es gibt nun eine ortsansässige staatliche Schule, eine Klinik, und der dort befindliche Abu Fazl-Schrein, die wichtigste Stätte für Schiiten in Afghanistan, hat nun eine renovierte Moschee, einen Hof und kunstvoll geschnitzte Türen.

Der Erfolg des Turquoise Mountain-Projekts beruht zum Teil auf Eigentumsrechten innerhalb der örtlichen Gemeinschaft und der „Steuerung“ durch lokale Machthaber. Die Vorteile für die Gemeinschaft waren greifbar –, gereinigte Straßen, Müllentsorgung, eine Klinik und eine

Schule. Im vergangenen Jahr zog das Ausbildungszentrum für Kunsthandwerk in schön restaurierte Gebäude der Altstadt; Sorgen über lokales Ressentiment haben sich als unbegründet erwiesen. Obwohl es vielleicht in einer vom Krieg zerrissenen Stadt zu hoch gegriffen ist, vom „Bau eines touristischen Angebots“ zu sprechen, haben kleine Kunsthandwerksbetriebe und traditionelle afghanische Restaurants damit angefangen, aus der neuen „Zone für Kulturerbe“ Kapital zu schlagen. Vormalig skeptische lokale Politiker konkurrieren nun darum, in Zusammenhang mit dem Projekt genannt zu werden, und Maßnahmen zur Stadtentwicklung, die den Altstadtbezirk bedroht hätten, sind gestoppt worden. Die Hauptgeldgeber, die internationalen Entwicklungsagenturen der USA und Kanadas (USAID und CIDA) haben die Hilfsorganisation als Vorzeigeprojekt in Afghanistan beworben.

In einheimischer Hand

Die Erneuerung hat über fünf Jahre gedauert und ist nicht billig gewesen – über 25 Millionen US-Dollar sind in dieser Zeit ausgegeben worden. Turquoise Mountain wurde anfangs zu Recht wegen seines zum großen Teil aus dem Ausland einberufenen Personals kritisiert, aber die Zahl ausländischer Mitarbeiter ist von ungefähr 25 im Jahr 2008 auf zwei im Jahr 2012 gesunken. Die internationalen Einsätze sind größtenteils beendet, und die Hilfsorganisation wird nun fast ausschließlich von Afghanen geführt. Alleine darauf kann man stolz sein: Die „Vollendung“ oder der „Ausklang“ eines NGO-Projekts – das gleichzeitig als nachhaltiges Unternehmen zurückgelassen wird – ist in Afghanistan selten, wo NGOs

die Tendenz haben, mit den von Geldgebern zur Verfügung gestellten finanziellen Mitteln exponentiell zu wachsen, deren Aktivität aber abrupt endet, wenn die Geschäfte stillstellen weiterziehen.

Turquoise Mountain konnte konkrete Entwicklungsergebnisse vorweisen: urbane Erneuerung, wirtschaftliche Entwicklung, Aufbau von Lebensgrundlagen, Angebot von gemeinschaftlichen Einrichtungen und Infrastruktur, von Bildung und Fähigkeiten bis hin zur Unterstützung neuer Geschäfte –, und doch waren diese konkret verbunden mit den Bereichen Kunst und Kunsthandwerk. Das Projekt brachte auch einige schwer greifbare Vorteile mit sich, die nicht weniger wichtig sind, aber viel weniger gut messbar, wie etwa die Wiederherstellung eines Sinns für zivilen und nationalen Stolz. Das oft wiederholte Statement des Personals von Turquoise Mountain und der Studenten lautet: „Ich bin stolz auf unser Land und unser Erbe, und ich möchte, dass Menschen auf der ganzen Welt dies wissen, dass sie von Afghanistans schöner Kunst und dem Kunsthandwerk erfahren.“

Die Geschichte von Turquoise Mountain, in der es – was unvermeidlich ist – im Lauf der Zeit Fehlschläge gab, beweist, dass ein kulturelles Projekt nicht nur zu harten und weichen Ergebnissen führen, sondern auch in das größere und wirkungsvollere Narrativ des Aufbaus von nationaler Identität und Stolz hineinspielen kann. Es ist hier berechtigt, von „nationaler Identität“ zu sprechen, weil ethnische Trennungen in Afghanistan so ausgeprägt sind, dass es immer schwer ist, von einer kollektiven nationalen Identität zu sprechen – was dieses Projekt jedoch bewiesen hat, ist, dass alle Afghanen unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit durch den Stolz auf ihr gemeinsames kulturelles Erbe vereint werden können.

Diese „gefühlsmäßig“ Eigenschaften sind natürlich die Essenz der „Soft Power“, aber hätten sie von ausländischen Regierungen und ausländischen Hilfsbudgets unterstützt werden können, ohne mit den greifbaren, messbaren Vorteilen eines Trainings und der Ausbildung von Fähigkeiten, einer Klinik für eine lokale Gemeinschaft etc. verbunden zu sein? Das ist zweifelhaft, aber sicherlich in der Zukunft nicht unmöglich, wenn sich andere Möglichkeiten bieten.

Ein anderes Beispiel ist die Universität von Kabul. Alle Fakultäten der Universität haben eine akademische Partnerschaft mit einer (oder zwei) ausländischen Universitäten –, mit Ausnahme der Fakultät der Schönen Künste. Dabei braucht auch diese Unterstützung bei der Entwicklung ihres Curriculums, ihrer Ausstattung, ihrer Lehre. Aber bisher haben es die ausländischen Regierungen, die in Afghanistan operieren, und ihre jeweiligen Kulturinstitute nicht für nötig gehalten einzugreifen. Welche Kostenvorteile gibt es?, fragen sie vielleicht. Wie kann unsere Investition gemessen werden? Wir wollen eine neue Generation von Ökonomen, Geschäftsleuten und Ingenieuren ermutigen, nicht Künstler, Schauspieler und Musiker...! Aber erinnern wir uns an Václav Havel, den unwahrscheinlichen Präsidenten.

Das bringt mich zurück zu der ursprünglichen Frage, was einen Auslandseinsatz in Kriegs- und Konfliktregionen motiviert und rechtfertigt, und welche Art von Einsatz es sein sollte. Die aalglatten Worte „ausländische Intervention“ erlauben viele verschiedene und sich möglicherweise widersprechende Interpretationen – von harmlosen bis zu schädlichen. Ich würde gerne diese Wendung für die Kultur verwenden. In Kultur zu investieren bedeu-

tet, so glaube ich, in das Fundament einer Gesellschaft zu investieren, das Terrain, aus dem viele konkrete Vorteile wachsen können, und von dem viele weniger greifbare, aber deshalb nicht weniger bedeutungsvolle Vorteile erwachsen: die Wurzeln, die Menschen auf einer emotionalen Ebene verbinden. Wenn wir überhaupt „interventieren“, und die Politik dieser Frage sollte Gegenstand einer eigenen Untersuchung sein, dann glaube ich daran, dass wir durch Kultur die nachhaltigste und erfolgreichste Art internationaler Intervention erreichen können.

Jemima Montagu ist freie Kuratorin und Kulturberaterin. Sie ist Mitbegründerin von Culture+Conflict, einer Initiative, die sich mit der Rolle von Kunst und Kultur in Konflikt- und Postkonfliktsituationen beschäftigt.

Krieg beginnt in den Köpfen Ob Katholiken in Nordirland oder Basken in Spanien: Fremdherrschaft wird auch mit kulturellen Argumenten abgelehnt. Kultur ist zentral an der Konfliktaustragung zwischen unterschiedlichen Gruppen und Ethnien beteiligt. Sie muss zur Konfliktregulierung herangezogen werden. Wie? Grenzüberschreitende Kultur- und Bildungsprogramme können mancherorts wichtiges friedensförderndes Potenzial entfalten. *Von Raphael Vergin*



Kultur ist ein dynamischer, mehrschichtiger, oft unbewusster Identitäts- und Bedeutungsraum. Kultur prägt Wahrnehmungen, Urteile und Ideen von Ich und Gegenüber. Sie trennt mitunter das „Normale“ vom „Absonderlichen“ und kann so in negativer Weise eine „Wir-gegen-die-Anderen“-Mentalität fördern. In zahlreichen innerstaatlichen Konflikten zählen denn auch kulturelle Abwertung und Identitätskrisen marginalisierter Ethnien zu den Konfliktursachen.

Sezessionistische Bewegungen etwa lehnen die Herrschaftsansprüche „der Anderen“ meist mit Verweis auf ihre kulturelle Andersartigkeit ab, so die Katholiken in Nordirland, die Basken in Spanien oder die Palästinenser in Israel. In einem der vergessenen Konflikte unserer Zeit, dem Unab-

hängigkeitskonflikt in der Casamance, den südlichen Landesteilen des Senegal, stellen Nationsbildung und Ethnizität zentrale Konfliktparameter dar: Zugespitzt formuliert negieren die dominierenden Eliten die kulturelle Andersartigkeit der „Peripherie“.

Mit der Gründung der Afrikanischen Union 1963 wurde ein territorial-nationalistisches Modell auf dem Kontinent festgeschrieben. Im Zuge dessen versuchten die Eliten der Nationalstaaten, hier des Senegal, ethnische Identitätsmuster und kulturelle Besonderheiten zu absorbieren, um nationale Einheit und Integration zu erreichen.

Nationale Einheit sollte über Homogenität und Assimilation „peripherer Andersartigkeit“ erreicht werden. Um Zugang zu den politischen und ökonomischen Machtressourcen des Staates zu gewinnen, ist das Subjekt der Peripherie (etwa in der Casamance) gezwungen, die eigene Identität aufzugeben und gleichsam Teil des dominierenden Modells zu werden. Stereotype und abwertende Attribute, wie „bon sauvage“, „anarchisch“ oder „Affen und Palmöl verspeisender Waldmensch“ führten zu Minderwertigkeitsgefühlen innerhalb der diffamierten Ethnien, besonders der Diola, und dem Wunsch, diesen zu entfliehen.

Das Aufbegehren gegen die eigene politische und wirtschaftliche Marginalisierung führt dann in den extremen Ausprägungen entweder zur sozio-kulturellen

Assimilation oder zum gewaltsamen Konflikt, zur Rebellion.

Mit einer kontextspezifischen Konfliktanalyse, die den Fokus auf die kulturelle Dimension richtet, lassen sich deren Potenziale und Grenzen im Rahmen von Konflikttransformation besser einschätzen. Trotz der relativ hohen Bedeutung von Ethnizität im Fallbeispiel müssen gleichsam die politischen und sozio-ökonomischen Voraussetzungen gleichberechtigter Chancen vor dem Hintergrund der universellen Menschenrechte, von Demokratie sowie von Sicherheit und Rechtsstaat für alle ethnischen Gruppen und Bevölkerungsteile garantiert werden. Entscheidend sind zudem Fortschritte im Rahmen von Multi-track-Verhandlungen mit der zersplitterten Rebellengruppe *Mouvement des forces démocratiques de la Casamance* (MFDC). Deren einzelne Fraktionen fordern nach beinahe 30 Jahren Konflikt zum Teil immer noch die Unabhängigkeit und halten den Konflikt, getragen auch von grenzüberschreitenden kriegsökonomischen Strukturen, weiter am Leben.

Geopolitische Implikationen

Der kulturellen Dimension bleibt in der Komplexität des Casamance-Konflikts aber weit mehr als eine Nischenfunktion – sie hat gar geopolitische Implikationen: Wie etwa geht man damit um, dass einheitliche Kulturräume über nationalstaatliche Grenzen hinweg existieren und symbolische Zusammengehörigkeit mit dem Zentralstaat dagegen nicht?

Wenn der deutsche Schriftsteller und Denker Johann Gottfried Herder schrieb, dass „die wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter ein

Zepter“ dem Zweck der Regierungen entgegensteht, dann scheint die Frage durchaus berechtigt, was Regierungen tun können, um Integration trotz beziehungsweise aufgrund von kultureller Vielfalt zu erreichen.

Der senegalesische Historiker Abderrahmane Ngaïdé sieht die Lösung des Problems in grenzüberschreitender Regionalisierung: Diese könne dazu beitragen, die Legitimität des Nationalstaates zu vergrößern und zu gewährleisten, dass die Menschen das Gefühl haben, ihrer ethnischen Verwurzelung verbunden bleiben zu können und gleichzeitig wirtschaftliche Entwicklung innerhalb der Nation verwirklicht zu sehen.

Neben Infrastrukturmaßnahmen, folglich vergrößerter Mobilität der Menschen und erweitertem Handel zum Aufbau eines regionalen Wirtschaftsraums, stellen dann auch grenzüberschreitende Kultur- und Bildungsprogramme wichtiges friedensförderndes Potenzial dar: Die Unterstützung kultureller Aufwertung vormals abgewerteter Ethnien, die Bewahrung von Tradition, Gebräuchen und kulturellem Erbe sowie der Aufbau eines regionalen Bildungszentrums befähigt die Menschen der Region, eine neue, selbstbewusste Identität zu entwickeln, die dem Nationenbildungsprozess zuträglich ist.

Die Vorzeichen in Afrika sind ohne Zweifel gänzlich verschieden von den Erfahrungen mit kriegerischen Auseinandersetzungen und Grenzziehungen in Europa. Regierungen in Afrika lehnen aufgrund eines fehlenden politischen Willens und aus Angst um ihre Herrschaftssicherung solche transnational orientierten Vorschläge vielfach (noch) ab. Auch sind unbeabsichtigte Wirkungen im Umfeld von fragiler Staatlichkeit und Kriegsökonomien in Westafrika möglicherweise noch zu un-

überschaubar. Dennoch könnten gerade die europäischen Kulturinstitute und die europäische Kulturpolitik helfen, indem sie europäische Erfahrungen mit Hybridität, Transkulturalität und Transidentität im Spannungsfeld von Globalisierung, Regionalisierung und Nation einbringen. Grenzüberschreitende Kulturprojekte haben in Europa bereits Konjunktur. In abgewandelter Form ließen sich europäische Praktiken sicherlich auf anderen Kontinenten anwenden.

Auf der (Mikro-)Ebene der derzeitigen Projektarbeit schließlich werden kulturelle Aktivitäten im Sinne von Soft Power unterstützend eingesetzt, um die Folgen der verschleppten Gewalt im Casamance-Konflikt und in anderen Friedensprozessen zu bearbeiten: Interethnische Festivals, Friedensradio, interaktives Theater, Film sowie Fotografie bieten Möglichkeiten und Chancen, das Abwertende, Spaltende und Trennende zwischen den Ethnien zu überwinden und Dialogräume zwischen vormals verfeindeten Parteien zu schaffen.

So werden plötzlich Aufarbeitung, Vertrauensbildung, Menschlichkeit, Versöhnung und Heilung, symbolische Zusammengehörigkeit sowie das Entdecken von Gemeinsamkeiten in der Vielfalt, auch unabhängig von gemeinsamen Sprachen, sichtbar. Dabei ist es wichtig, auf Inklusivität zu achten, besonders abgelegene Regionen und deren Menschen mit einzu beziehen und den Fokus nicht nur auf die urbanen Zentren oder gar Eliten zu legen.

Themen wie nachhaltiges Wachstum (hier Kreativwirtschaft), Genderfragen, Menschenrechte, Bildung, Gesundheit und Klima sollten innerhalb von Projekten im Bereich Kultur und Konflikt thematisiert werden – dann, wenn der Zusammenhang zur gewaltfreien Austragung von Kon-

flikten im regionalen Kontext begründet ist und vor allem den Anregungen und Initiativen der lokalen Bevölkerung entspringt.

Insgesamt ist es wünschenswert, vorrangig bereits existierende lokale Strukturen auf der Basis von partizipativen Bedarfsanalysen zu fördern. Kulturelles Scouting könnte eine lohnende Investition sein, um im Vorfeld von Projektarbeit, nicht nur im Bereich Kultur und Konflikt, interkulturelle Kompetenz sowie Sensibilität für kulturelle Besonderheiten und Bedürfnisse zu erweitern.

Eine Fokussierung auf digitale Medien und deren Potenzial, gesellschaftliche Veränderungsprozesse durch mehr Pluralismus zu unterstützen, ist spätestens seit dem Arabischen Frühling empfehlenswert. Digitale Medien bieten darüber hinaus, etwa im Sinne von erweiterten Mitteln der transparenten Dokumentation von Projektaktivitäten und deren Fortschritten sowie des direkten und interaktiven Dialogs, eine innovative Möglichkeit, die Anbindung von Geldgebern und Spendern an konkrete Projektarbeit zu stärken.

Schließlich ist es aus der Perspektive von Graswurzel-Initiativen wichtig, den Austausch mit politischen Entscheidungsträgern und Konfliktakteuren zu suchen, damit diese ihre Einstellungen, Positionen und Verfahrensweisen den Forderungen der lokalen Bevölkerung und der Gemeinden nach Frieden und Völkerverständigung entsprechend anpassen können und überhaupt zunächst in Dialog, auch miteinander, gelangen.

Kreative Methoden, etwa audio-visueller Art, können bei solcher anwaltschaftlicher Arbeit gewinnbringend eingesetzt werden, um das Bewusstsein der Akteure sowie deren Handlungsentscheidungen zu beeinflussen. Besonders auch Gemeinderadio

ist eine von der lokalen Bevölkerung akzeptierte und weitverbreitete Gesprächsplattform. Unabhängig vom individuellen Bildungsniveau erreicht und informiert Radio und Hörspiel die Menschen flächendeckender sowie emotional und symbolisch oft tiefgründiger, als etwa Konferenzen oder „Runde Tische“. Die These „Krieg beginnt in den Köpfen der Menschen“ aus der Charter der UNESCO besagt im Umkehrschluss, dass auch die Überwindung von Gewalt und Feindschaft in den Köpfen beginnen muss. Hier können kulturelle Aktivitäten ansetzen und ihr kreatives Potenzial zur Unterstützung von Einstellungs- und Verhaltensänderungen entfalten.

Nicht nur kann die Kultur Gewalt und Krieg per se nicht verhindern. Sie trägt mitunter zu Gewalt und Hass bei. Die Ambivalenz von Kultur in Konflikten schreit also förmlich danach, Rufen nach Unabhängigkeit und Freiheit der Künste, zumindest aus Sicht einer praktisch orientierten Konflikttransformation kritisch zu begegnen, ihnen gar Forderungen nach mehr Kontrolle und eine Verantwortungsethik entgegenzuhalten.

Verantwortung in dem Sinne, dass Projekte im Rahmen der zivilen Konfliktbearbeitung trotz aller rechten und gerechten Bemühungen um Partizipation und Selbstbestimmung natürlich immer auch eine externe und intervenierende Funktion besitzen. Wir müssen mit Blick auf die Geldgeber, Spender und Steuerzahler und nicht

„Grenzüberschreitende Kulturprojekte haben in Europa bereits Konjunktur. Das funktioniert angepasst sicherlich auch auf anderen Kontinenten.“

zuletzt mit Blick auf uns selbst, auf unsere eigene Verantwortung und Lernbereitschaft, wissen, ob unsere Projekte nicht auch konfliktverschärfendes Potenzial bergen. Wir müssen daran arbeiten, wie Lessons-Learned-Prozesse mit den Menschen vor Ort besser gesteuert werden können. Dazu bedarf es gewisser Kriterien, Rahmenbedingungen und Indikatoren. Diese müssen allerdings dynamisch, durch Dialog und engen Erfahrungsaustausch aller Akteure im diskursiven Feld Kultur und Konflikt angeregt, stetig weiter geprüft und entwickelt werden, um möglichst viel Frieden zu erzielen.

Es muss der Tatsache Rechnung getragen werden, dass Friedensentwicklung insgesamt derzeit nur sehr schwer und aufwendig exakt und zeitnah messbar ist. Gleichzeitig sollten auch Best-Practice-Beispiele betont werden, die zeigen, wie Wirkungen konzipiert und überprüft werden können.

In Nepal beispielsweise, wo 1996 bis 2006 Bürgerkrieg herrschte und wo wir im Rahmen einer seit einigen Jahren bestehenden Initiative mit dem Namen culture4peace Projekte umsetzen werden, müssen wir uns auch genau diesen Fragen stellen. Gemeinsam mit nepalesischen Partnern aus der Zivilgesellschaft unterstützen wir Dialog- und Versöhnungsprozesse durch aufeinander aufbauende, konflikt sensible Workshop-Formate, Trainings und Gemeinderadio. Interaktives Theater, Film und Hörspiel sind als Komponenten für Folgeprojekte integriert.

Es ist dabei verhältnismäßig einfach, quantitative Wirkungen zu messen, etwa die Anzahl der informierten und in Methoden ziviler Konfliktbearbeitung trainierten Teilnehmer, die Anzahl der Schauspieler, angesprochene Themen, geschätzte Zuhörer der Sendungen oder Anzahl der

Zuschauer bei Filmvorführungen in den Dörfern – Alter, Geschlecht, gesellschaftlicher Status etc.

Deutlich schwerer ist es, Fragen nach der Effektivität, der Intensität des Dialogs oder des transformativen Charakters zu beantworten. Es ist aber möglich, im Rahmen von Monitoring und Evaluation durch Fragebögen, Gruppendiskussionen, Telefoninterviews und teilnehmende Beobachtung qualitative Rückmeldung der Teilnehmer zu bekommen und diesen auch qualitatives Feedback zu geben. Zwischenmenschliches im Rahmen der Umsetzung und Auswertung von Projekten wie Vertrauensbildung, gewaltfreie Kommunikation sowie Dialog- und Konfliktlösungsbereitschaft lassen sich im Feld beobachten und besprechen. Zwar verfolgen Menschen oft auch ihre eigenen Interessen und egoistischen Ziele, Antworten im Rahmen von Befragungen können verfälscht sein. Dennoch, trotz aller Mängel und Unzulänglichkeiten, trotz fehlender Ressourcen – wir haben Erfahrungswerte und Erfolge im Bereich Wirkungsmonitoring und können darauf aufbauen.

Solche praktisch orientierten Informationen aus der Projektarbeit – hier unterfüttert durch die Erfahrungen eines seit 2009 laufenden Projekts des Zivilen Friedensdienstes in Nepal, in dem auch Trainings zu interaktivem Theater eine Hauptrolle spielen – können und sollten durch organisationsübergreifenden Dialog ständig angereichert, erweitert und transparent werden.

Wie können nun aber flexiblere Rahmenbedingungen für kulturelle Aktivitäten in der Konflikttransformation überhaupt gedacht werden? Wie kann es gelingen, das scheinbar unüberwindbare Spannungsfeld zwischen der Ehrung des „Tempels der Künste“ und einer expliziten Friedensagenda aufzulösen? Denn genauso

wie Konfliktursachen stets komplex sind, so sind es auch ihre Lösungsmöglichkeiten. So ist es beispielsweise unbestreitbar, dass freie Meinungsäußerung, ein universelles Menschenrecht, Demokratie und Pluralismus nährt. Diese wiederum – folgt man der Theorie des Demokratischen Friedens – begünstigen unter bestimmten Bedingungen die gewaltfreie Bearbeitung von Konflikten, also Frieden. Man könnte darüber hinaus argumentieren, dass jede Form von Konflikt, auch der gewaltsame, zunächst notwendig und richtig sein kann.

Wacherrüttelnder Künstler

Eine Gesellschaft selbst, bewegt und wacherrüttelt durch den Künstler, der Missstände anprangert und Lösungen aufzeigt, prägt ihre Konflikte und bestimmt deren Form. Nur sehr langsam und oft durch gewaltsame Auseinandersetzungen getragen, konnten sich stabile Staatlichkeit und nationale Einheit in Europa bilden.

Man könnte sagen, man gibt dem freien Künstler einen Beutel voll Geld in die Hand und überlässt ihn mit besten Wünschen seiner Freiheit (oder eben den systembedingten Restriktionen innerhalb seiner Gesellschaft), ohne weitere Maßnahmen wie Sensibilisierung. Mögliche positive wie negative Folgen kann man sich ausmalen.

Fakt ist: Jene, denen es vorrangig darum geht, eine Friedensagenda zu fördern und nicht die Freiheit der Künste, sollten zunächst striktere Kriterien ansetzen, um eine möglichst große Erfolgskontrolle zu gewährleisten. Sie würden damit einer systemimmanenten Logik folgen, die auch darauf aus ist, sich selber möglichst wenig angreifbar zu machen und die eigene Friedensarbeit zu legitimieren. Dadurch würde

viel kreatives Potenzial verschenkt. Aber es würde auch einiger Schaden verhindert, dessen Negativfolgen weitaus schwerwiegender ausfallen können, als die erwarteten Erfolge des eigenen Vorhabens.

Und dennoch ist es nicht ausgeschlossen, eine größtmögliche Freiheit des Künstlers in der Konflikttransformation zu erreichen. Verschiedene Akteure wie der niederländische Prince Claus Fund unterstützen Kultur und Konflikt bereits flexibel. Andere, wie die britische Initiative Culture+Conflict, tragen mit ihren Vorhaben im Bereich Dokumentation und Best-Practice dazu bei, Kenntnisse aus der Projektarbeit zusammenzutragen, auszuwerten und zu bewerben. Fest steht: Die daraus resultierenden Lernerfahrungen sollten möglichst transparent geprüft und breit diskutiert werden, um Erfolge einer flexibleren Handhabung von Wirkungen als starke Argumente gegenüber eher konservativen Geldgebern anbringen zu können.

Grundsätzlich sollten kulturellen Aktivitäten, trotz Wirkungsparadigma, keine grundlegend anderen Auflagen gemacht werden als der Friedensarbeit insgesamt – denn genauso, wie die Wirkungen einer Fachkonferenz nicht exakt und zeitnah messbar sind, so sind die Auswirkungen der Errichtung eines Friedensmuseums genauso wenig bis ins Detail vorhersehbar. Dass beides in der Friedensarbeit gleichsam qualitativ hochwertig konzipiert, umgesetzt und ausgewertet werden kann, Zielgruppen vor Ort zudem wichtige qualitative Aussagen zu solchen und ähnlichen Aktivitäten treffen können, hat für sich allein schon Überzeugungskraft.

Vielleicht hilft es, weniger intensiv über exakte positive Wirkungen zu sprechen, als vielmehr zunächst die Reflexion über unbeabsichtigte Wirkungen voranzubringen.

Dann könnte Freiheit für den Künstler so gedacht sein, dass eine Hintergrundüberprüfung und Vertrauensarbeit schon sehr viel potenziellen Schaden ausschließen kann. Der Künstler könnte in der Folge alles zur Herstellung und Präsentation seines Werks frei wählen und müsste lediglich durch regelmäßiges Monitoring und durch eine abschließende Evaluation zur Dokumentation „ausgewertet“ werden. Zudem können sensibilisierende Workshops integriert werden.

Insgesamt geht es darum, weitere Erfahrungswerte zu sammeln sowie die Ressourcen und die Kapazitäten für die analytische und praktische Bearbeitung der kulturellen Dimension von Konflikten zu erweitern. Ein innereuropäischer Austausch dazu könnte und sollte auch von den europäischen Kulturinstituten inspiriert und in internationalen und fächerübergreifenden Foren intensiv geführt werden, wie dies beispielsweise in der informellen Arbeitsgruppe Kultur und Konflikt unter Koordination des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) der Fall ist. Das legt die wichtige Bedeutung von Kunst und Kultur in Konflikten nahe.

Raphael Vergin arbeitete als Trainee für die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) und mehrere Jahre für die Friedens- und Menschenrechtsorganisation peace brigades international in Nepal und in Deutschland. 2009 gründete er das Projekt culture4peace, mit dem er sich für den interkulturellen Friedensprozess engagiert. Im Rahmen seines Studiums der Politikwissenschaft in Frankfurt am Main untersuchte er „Hindernisse konstruktiver Konfliktbearbeitung im Casamancekonflikt (Senegal)“.

Eine Stimme für die Stimmlosen Die südafrikanische Regierung setzt auf Kultur, um Zusammenhalt und gegenseitiges Verständnis zu erzielen. Und um das lange und schwere Erbe des Kolonialismus und der Apartheid zu überwinden. In Brasilien wird Musik eingesetzt, um die Jugend von Drogen und Kriminalität wegzulocken. Insbesondere Percussion scheint den Nebeneffekt zu haben, Frustration und Aggression in Harmonie zu verwandeln. *Von Bernd Reiter*



Für viele Sozialwissenschaftler sind kulturelle Phänomene etwas Nebensächliches – ein bloßes Abbild der wirklich wichtigen Faktoren, die das Leben bestimmen: Wirtschaft, Vermögenswerte, der Besitz von Produktionsmitteln und die politische Macht, die auf dieser materiellen Basis beruht. Nach Karl Marx bestimmen materielle Bedingungen die sozialen und kulturellen Verhältnisse einer Zeit. Laut Marx und seinen Anhängern darf derjenige bestimmen, was richtig, schön und gerecht ist, der das Geld und die Macht hat. Das Kulturleben reflektiert lediglich die grundlegenden Macht- und Besitzverhältnisse.

Es gibt unzählige Beispiele für die tiefgreifende Strukturierung von Lebenswelten durch mächtige und einflussreiche

Eliten. Und aus diesem Bezugssystem ergeben sich nach wie vor viele aufschlussreiche Fragen und Antworten. Wie jedes andere theoretische Bezugssystem bietet es jedoch nur eine Art, die Wirklichkeit zu betrachten. Eine andere wurde von dem Italiener Antonio Gramsci (1891 bis 1937) entwickelt. In seinen „Gefängnisheften“ dachte er über die Autonomie der Kultur nach, die irgendwann einmal auf eine bestimmte Weise etabliert und definiert wurde. Spätere Autoren, die in der Tradition von dem Deutsch-Österreicher Edmund Husserl (1859 bis 1938) und dem Österreicher Alfred Schütz (1899 bis 1959) schrieben, führten noch detaillierter aus, wie Kultur, die einmal institutionalisiert ist, autonom werden und manchen unmittelbaren Veränderungen der materiellen Bedingungen standhalten kann.

Gramsci führte den Begriff der „Kulturellen Hegemonie“ ein – eine Situation, in der sich eine bestimmte Version oder Definition von Kultur auf die materiellen Bedingungen auswirkt und dabei die Handlungen sowie die Gedanken von Menschen beeinflusst, strukturiert und beschränkt. Nach Gramsci wurde der Inhalt dieser kulturellen Hegemonie fast immer durch Eliten bestimmt, er beschränkte die Möglichkeiten der Armen oder der Arbeiterklasse. Insbesondere Schütz hat ausgeführt, unter welchen Bedingungen bestimmte Verhal-

tensmuster institutionalisiert werden und so ein gewisses Maß an Unabhängigkeit von materiellen Lebensbedingungen ermöglichen.

„Kunst jedoch ist sozial, nicht nur aufgrund der Art ihrer Produktion, in welcher sich die Dialektik von Zwängen und Beziehungen der Produktion konzentriert und auch nicht nur aufgrund der sozialen Herleitung ihres thematischen Materials. Viel wichtiger ist, dass Kunst sozial wird durch ihre Opposition zur Gesellschaft, und diese Position nimmt sie nur als autonome Kunst ein.“

Theodor W. Adorno

.....

Der US-Amerikaner Thorstein Veblen (1857 bis 1929), der etwa zur gleichen Zeit wie Gramsci geschrieben hat, glaubte, dass „feine Leute“ nur deshalb in auffälliger und unproduktiver Weise konsumieren, um sich abzugrenzen und ihren elitären Status neu zu bestätigen. Seiner Meinung nach war die Elitenkultur leer und bedeutungslos und zielte vor allem darauf ab, den Status zu erhalten und wieder neu zu sichern, und eben nicht darauf, zum allgemeinen Wohlergehen beizutragen. Diese Elitenkultur erwuchs nicht einfach aus den materiellen Bedingungen, die sie dann reflektierte, sondern Kultur und Gewohnheiten wirkten vielmehr zurück auf die materiellen Bedingungen.

Der Soziologe deutsch-jüdischer Herkunft Norbert Elias (1897 bis 1990) ging mit dieser Analyse sogar noch einen Schritt weiter, indem er zeigte, dass die oberen Klassen unablässig neue kulturelle Formen und Verhaltensweisen entwickeln, um sich vom Rest der Gesellschaft abzusetzen –, der dann wiederum versucht, die neuesten Eigenheiten der Eliten zu imitieren. Damit beginnt ein nie endendes Katz-und-Maus-Spiel, das immer weniger praktische, vernünftige und zweckmäßige Verhaltensweisen und kulturelle Ausdrucksformen nach sich zieht.

Alle diese Theorien und Bezugssysteme verweisen auf die autonome Macht der Kultur. Kultur, die einmal geschaffen und institutionalisiert worden ist, wirkt sich auch wieder auf die Gedanken und Verhaltensweisen der Menschen aus und bestimmt, was diese für richtig, schön und angemessen halten. Darüber hinaus stimmen die zuvor erwähnten Autoren darin überein, dass Kultur zwar einen Hang zur Elite hat, aber auch das Leben gewöhnlicher Menschen beeinflusst. Denn sie steuert und begrenzt deren Möglichkeiten, auf der sozialen Leiter nach oben zu kommen, indem sie die Gewohnheiten der Reichen nachahmen. Der Statuserhalt ist, in anderen Worten, zum großen Teil performativ, und kulturelle Ausdrucksformen erlauben es, sich dauerhaft abzugrenzen.

Ein solches Bezugssystem erlaubt es auch, über das befreiende Potenzial der Kultur und der Kulturproduktion nachzudenken. Wenn Kultur bis zu einem bestimmten Grad autonom ist und sich auf Möglichkeiten und Werte der Menschen auswirkt, dann besitzt sie auch das Potenzial, ihr Leben in negativer oder positiver Weise zu prägen und zu verändern.

Das entscheidende Element in dieser

Gleichung ist der Inhalt der Kultur mit- samt der Werte und Vorlieben, die sie transportiert. Wenn nun normalerweise die Reichen und Mächtigen den Inhalt der Kultur mit ihren Vorlieben bestücken – Vorlieben, welche nicht echt sind, sondern bestimmt von der Notwendigkeit, sich abzugrenzen –, dann kann eine progressive oder revolutionäre Kultur und Kunst, die auf sozialen Wandel, mehr Demokratie, mehr Teilhabe, mehr Selbstbestimmung und mehr Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichberechtigung abzielt, Werte und Vorlieben, die mit diesen Werten verbunden sind, verbreiten und vermitteln.

Die daraus resultierende Utopie ist die „Bürgerkultur und Bürgerkunst“ –, eine Kultur, die zu einer stärkeren und bedeutungsvolleren Demokratie anregt. Die Demokratie erneuert sich schließlich durch Verbindungen, die im öffentlichen Raum gebildet werden, wie der deutsche Philosoph Jürgen Habermas betont hat – und Kultur und Kunst sind öffentliche Ausdruckweisen par excellence.

Dies ist eine Utopie, weil sich die öffentlichen Räume und die Medien, die diese beeinflussen, informieren und sogar aufrechterhalten, in Wirklichkeit meist in Privatbesitz befinden und damit spezifische und nicht allgemeine Interessen vertreten, von denen die meisten kommerzieller Natur sind. Aber Utopie hin oder her –, wenn Kultur und Kunst als potenziell autonom und gesellschaftlich konstruiert wahrgenommen werden, steckt in ihnen ein Potenzial für sozialen Wandel. Und diese Haltung erklärt auch, wie und durch welche Mittel ein solcher Wandel möglich ist.

In einem wahrhaft demokratischen System sollten öffentliche Räume sowie die Medien, die diese herstellen und beeinflussen, demzufolge demokratische, das heißt

allgemeine Ziele verfolgen, und sie sollten sich inhaltlich mit Themen wie Bürgerschaft, Demokratie, Gerechtigkeit und Gleichberechtigung beschäftigen. Wenn sie dies täten, hätten sie das Potenzial, einen demokratischen öffentlichen Raum zu konstituieren, der eine demokratische Kultur aktiv verbreitet, nicht zuletzt durch die Produktion und Verbreitung demokratischer und aufklärerischer Kunstwerke.

Welt demokratischer Kultur

In so einer Welt hat die demokratische Kultur das Potenzial, all jene zu beeinflussen, die von ihr erreicht werden und sich mit ihr beschäftigen, und dabei nicht nur ihre Gedanken und Handlungen, sondern auch ihre Normen, Werte und Vorlieben zu prägen. Wir können die Macht von Kultur und Kunst erkennen, indem wir uns ansehen, welchen Einfluss sie in den Gesellschaften hat, die am stärksten durch den Markt bestimmt werden. Dort besteht ihre hauptsächliche und hegemoniale Funktion darin, Konsumismus, Individualismus und Materialismus zu verbreiten. Diese Art von Marktkultur ist tatsächlich so durchdringend und mächtig, dass sie das kontinuierliche Funktionieren marktwirtschaftlicher Systeme sicherstellt, immer wieder neue Bedürfnisse sowie einen steten Drang nach Konsum erzeugt. Ohne

„Wo Waffen sprechen, gehen die oft flüchtigen Stimmen von Künstlern, nachbarschaftlichen Gruppen und zivilen Akteuren unter.“

sie könnten Märkte nicht funktionieren und sich konstant erweitern.

Aber was kann die Kultur in Konfliktsituationen erreichen? In einem treffenden Artikel mit dem Titel „Zivilgesellschaft, Pluralismus, Goldlöckchen und andere Märchen in Afrika“ behauptet der amerikanische Politologe Leonard Markovitz (2002), dass die Zivilgesellschaft und infolgedessen auch Kultur und Kunst in Bürgerkriegen und Konfliktsituationen machtlos sind. Wo Waffen sprechen, gehen die oft flüchtigen Stimmen von Künstlern, nachbarschaftlichen Gruppen und zivilen Akteuren unter. Dort, wo sich öffentliche Räume aufgrund von Angst, Hass und gegenseitigem Misstrauen leeren, kann sich dementsprechend auch die Demokratie nicht erneuern. Markovitz zeigt auf, ähnlich wie andere Menschen realpolitischer Gesinnung, dass Staaten und Staatsgewalt die grundlegenden Bürgerrechte auf freie Meinungsäußerung und Versammlungsfreiheit erhalten, durchsetzen und schützen müssen, ohne die demokratische Kultur nicht gedeihen kann.

Wenngleich dieses Argument sicherlich einleuchtend ist und viele Situationen erklärt, in denen Kultur und Kunst durch Waffen, Angst und Gewalt an den Rand gedrängt werden, gibt es doch mehrere empirische Beispiele, die dem widersprechen und vielleicht eine Ausnahme zu dieser Regel darstellen. Zusammen betrachtet erlauben diese Beispiele einige vorläufige Schlüsse und Verallgemeinerungen zur autonomen Macht von Kultur und Kunst in Konfliktsituationen.

Eines der auffälligsten Negativbeispiele für die Macht von Kultur und Medien, ist der Bürgerkrieg in Ruanda. Dort konnten Radiosender auf alte Ressentiments zurückgreifen, aktiv eine Kultur des Hasses

verbreiten und diese letzten Endes zu einem Genozid steigern. Der Bürgerkrieg in Ruanda zeigt deutlich die Macht der Kultur und der Medien, Menschen zu mobilisieren und ihnen analytische Bezugssysteme aufzuzwingen, die Menschen in ihren Gedanken und Handlungen leiten. Ethno-politische Unternehmer, die von ihren Organisationen unterstützt werden, können die Medien einsetzen und manipulieren, um ihre eigenen Ziele voranzubringen und Zwietracht wie Hass zu verbreiten.

Abgesehen von Ruanda haben wir die brutale Macht der Medien in Nazideutschland erlebt, wo sie kulturelle Normen geformt und geprägt haben, und erleben sie überall dort, wo bestimmte Bezugssysteme und Sichtweisen so lange propagiert werden, bis sie zum neuen Mainstream werden. Diese Macht muss jedoch nicht zwangsweise für negative Ziele genutzt werden, da der Inhalt, den die Medien verbreiten, weder vorgegeben noch sonst irgendwie vorab definiert ist.

Ein sehr positives Beispiel für die Macht von Kultur, Medien, Kunst, Zivilgesellschaft und öffentlichem Raum für die Überwindung von Trennung ist das Südafrika nach der Apartheid. Dort begann das neue Ministerium für Kunst und Kultur unmittelbar im Anschluss an die Bekämpfung der Apartheid, kulturelle und künstlerische Veranstaltungen zu unterstützen, die explizit darauf abzielten, die verschiedenen Gruppen Südafrikas zusammenzubringen, die zuvor durch das Gesetz getrennt und auseinandergelassen worden waren.

Ich erinnere mich an ein Treffen mit einem Vertreter der neuen südafrikanischen Regierung in den späten 1990er Jahren, der mir erzählte, dass Südafrika-





ner verschiedener ethnischer Herkunft nun zum ersten Mal zusammenkommen konnten. Kultur und Kunst erwiesen sich als die wichtigsten Bühnen für diese Begegnungen. Es dürfte deshalb keine Überraschung sein, dass Kultur und Kunst in dieser nach wie vor stark gespaltenen Gesellschaft als Bühnen oder Plattformen betrachtet werden, um Zusammenhalt, Austausch, gegenseitiges Lernen und Respekt zu üben. Im Juni 2012 präsentierte das südafrikanische Ministerium für Kunst und Kultur daher eine „Nationale Strategie für die Entwicklung einer inklusiven und kohäsiven südafrikanischen Gesellschaft“. „Dies ist der Entwurf des Ministeriums für Kunst und Kultur (DAC) für eine nationale Strategie des sozialen Zusammenhalts und der Staatenbildung.“ Unter dem Konzept „Ubuntu“, das so viel bedeutet wie gegenseitige Anteilnahme, Teilen und Einsatz für das soziale Wohlergehen, formuliert dieser Bericht die Vision des Ministeriums für Kunst und Kultur als das Bemühen, „die südafrikanische Kultur zu entwickeln und zu erhalten, um den sozialen Zusammenhalt und die Staatenbildung zu sichern“. Weiter heißt es:

„Dieses Mandat leitet sich ab von seinen Rollen als öffentlicher Wächter der verschiedenen Kulturen, Sprachen und des Erbes der Südafrikaner sowie seiner Rolle als nationaler Führer, der innovative Entwicklungen für das gesamte Spektrum der Künste als kreative, wirtschaftliche und soziale Tätigkeiten und Träger einer dynamischen Gesellschaft öffentlich unterstützt. Demzufolge decken die Programme des Ministeriums die Verwaltung von Kunst und Kultur ab in den Bereichen Gesellschaft, Sprache, Förderung des Erbes, nationale Archive, Aufzeichnungen, Bibliotheken und Wappenkunde.“

Die südafrikanische Regierung setzt also auf Kultur und Kunst als Mittel, um Zusammenhalt, gegenseitiges Verständnis und Respekt zu erzielen und um das lange und schwere Erbe des Kolonialismus und der Apartheid zu überwinden. Indem sie dies tut, betont sie die Bedeutung, Relevanz und Macht von Kultur und Kunst. Diese Macht ist beträchtlich, wie sich am Beispiel der integrativen südafrikanischen Sportarten schnell zeigt.

Die Symbolik und der nachhaltige Einfluss von Fußball, Rugby oder Cricket reichen sicherlich über die Menschen hinaus, die unmittelbar an den Spielen teilnehmen. Auch dem Rest der Nation und selbst dem internationalen Sportpublikum wird eine starke Botschaft vermittelt, ihnen werden Werte des Zusammenlebens nahegebracht und es wird die Verbindung gefeiert – und damit errichtet man eine neue demokratische hegemoniale Kultur, die sich positiv auf Werte, Normen und Motivationen von Menschen auswirken kann und somit auch die materiellen Bedingungen ihres Lebens beeinflusst. Es gibt viele ähnliche Beispiele für die Macht von Kultur und Kunst, demokratische Werte zu vermitteln, die Orientierung und Motivation für demokratisches Handeln bieten, Werte, die das Potenzial haben, sich auf die materiellen Bedingungen auszuwirken.

„Die Symbolik und der nachhaltige Einfluss von Fußball, Rugby oder Cricket reichen sicherlich über die Menschen hinaus, die unmittelbar an den Spielen teilnehmen.“

„Kunst hat mit Leben zu tun. Nur aus der Kunst heraus kann ein neues ökonomisches Konzept entworfen werden, mit Bezug auf den Bedarf des Menschen, nicht im Sinne von Gebrauch und Konsum, Politik und Besitz, sondern vor allem im Sinne der Herstellung spiritueller Güter.“

Joseph Beuys

.....

In Brasilien wird häufig Musik eingesetzt, um die Jugend von Drogen und Kriminalität wegzulocken. Weithin bekannte Nichtregierungsorganisationen wie Viva Rio, AfroReggae, ISEK, Pracatum, Bagunçação und viele andere bieten alle Musikunterricht nach der Schule an, um die städtische Jugend in armen und marginalisierten Vierteln in positive und konstruktive Tätigkeiten einzubinden. Im Kampf dafür als voller und gleichwertiger Bürger anerkannt und geachtet zu werden, hat sich Musik als mächtiges Werkzeug erwiesen. Musik ist ein Weg, in die Selbstachtung von Gruppen zu investieren, die in der Geschichte schlecht behandelt und nicht respektiert wurden, Opfer eines tief verwurzelten strukturellen Rassismus.

Als Musiker bekommen arme Jugendliche aus den Städten eine Stimme und einen Platz in einem öffentlichen Raum, in einer Plattform – oder, in diesem Fall, auf einer Bühne. Indem ihre Stimmen gehört werden, können sie das ihnen auferlegte Schweigen brechen und sichtbar werden. Ihre Stimmen bereichern den öffentlichen Raum in Brasilien auf wichtige und nachhaltige Weise, indem sie ihn vielfältiger

machen und ihn zum Nachdenken über die eigene multikulturelle Gesellschaft anregen.

Insbesondere Percussion scheint den Nebeneffekt zu haben, Frustration und Aggression in Harmonie zu verwandeln. Die brasilianische Percussion-Formation „O Zárabe“, gegründet und geleitet von dem aus Bahia stammenden Musiker Carlinhos Brown, veranschaulicht dieses Potenzial. In einem Fernsehinterview, das Brown in den späten 1990er Jahren gab, erklärte er, dass die 200 Männer, die mit ihm laufen, trommeln und singen, während sie durch die Straßen von Bahia ziehen, ihre Energie ebenso dazu nutzen könnten, zu rauben und zu stehlen, indem sie eine „arrastão“ starten, das heißt einen Überfall, der von einer Gruppe von Dieben angeführt wird, die mitnehmen, was immer ihnen in den Weg kommt. Stattdessen, so erklärte Brown, sei „O Zárabe“ ein friedliches, musikalisches *arrastão*, das die Energie der jungen Männer in die Musik umleitet (O Zárabe besteht ausschließlich aus jungen schwarzen Männern).

Die Macht der Musik, Spaltungen zu überwinden, kann man auch in den Vereinigten Staaten erleben, wo die Trennungen zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe weltweit mit am schärfsten sind. In Städten wie New Orleans und Memphis, wo Afroamerikaner die Musikszene dominieren, erleben wir, wie Integration ganz praktisch in Bands und auf Karnevalswagen vor sich geht. Dort beteiligen sich weiße Amerikaner – die ansonsten die Hauptakteure und Profiteure des amerikanischen Rassismus sind – an kulturellen Ausdrucksformen der Schwarzen, und immer wenn sie dies tun, werden sie und ihre schwarzen Bandmitglieder zu einer Einheit. Beide Städte haben eine wich-

tige Geschichte schwarzer Musik, zeichnen sich aus durch diesen ansonsten seltenen Kontakt zwischen Schwarz und Weiß, der ihren Musikszenen zu entspringen scheint, aber letztendlich auch ihre Gesellschaften prägt und sie von den anderen amerikanischen Städten abhebt. New Orleans und Memphis zeigen, dass Kultur, Musik und Kunst ansonsten voneinander getrennte Menschen und Gruppen für ein Projekt zusammenbringen können –, sei es, um als Team zu spielen, eine Band zu gründen oder einfach Kulturereignisse wie Karnevals gemeinsam zu genießen. Wann immer dies passiert, bietet die kulturelle Praxis Orientierung, Motivation und praktische Beispiele für gemeinsame Aktionen, die jene verbinden, die so oft nicht miteinander verbunden sind.

Der argentinische Denker Enrique Dussel und sein französischer Kollege Jacques Rancière plädieren beide dafür, dass wir überdenken müssen, was „das Politische“ ausmacht. Während Dussel behauptet, dass alles politisch ist, meint Rancière, dass die meisten politischen Probleme ihren Ursprung in der Gesellschaft haben, aber mit politischen Mitteln in Angriff genommen werden können. Die meisten politischen Probleme erwachsen tatsächlich aus sozialen und kulturellen Problemen. Um sie erfolgreich anzugehen, braucht es mehr als politische Lösungen.

Wenn Kultur als Instrument genutzt wird, um gesellschaftliche Trennungen, Argwohn oder sogar Hass zwischen Gruppen abzubauen, wird Kultur tatsächlich politisch, wie Dussel meint. Okwui Enwezor, der künstlerische Leiter der Documenta 11 (2002), erklärt dies in seinem Buch „The Short Century“: Kultur und Kunst haben die Macht, Trennungen zwischen Menschen und Gruppen herbeizuführen,

aufzulösen und neu herzustellen. Grundsätzlich ist der Konflikt zwischen Gruppen das Ergebnis, wenn einige Menschen als anders oder besser als andere Menschen dargestellt werden und man damit die Privilegien der Ersteren rechtfertigt. In Krisensituationen wird oft nach dem Staat gerufen, der politisch aktiv werden soll, ein solches Handeln kann aber die Definitionen und Bezugssysteme, die Menschen und Gruppen gegeneinander gerichtet haben, nicht verändern. Kultur und Kunst können es.

Bernd Reiter ist Professor für Politikwissenschaft und Lateinamerikastudien an der Universität von Südflorida in Tampa. Seine Forschungen kreisen um die Themen Demokratie, Bürgerrechte, Partizipation, Zivilgesellschaft und Bildung. In Kolumbien und Brasilien entwickelte er Projekte für Straßenkinder und gefährdete Jugendliche sowie für die Partizipation von Favela-Bewohnern.

Die Wahrheit frei machen Nordirland bewegt sich gerade erst aus jener zerstörerischen Zeit heraus, die von bewaffnetem Konflikt und Mord geprägt war. Die Bilder der Gewalt, die jahrzehntelang aus Belfast weltweit über die Fernschirme flimmerten, sind noch präsent. Wie in vielen anderen Konflikten sind die Wurzeln ebenso kultureller wie politischer und wirtschaftlicher Natur. Kann Kultur helfen, dauerhaften Frieden zu schaffen? *Von Peter Jenkinson*



Wie bei vielen anderen europäischen Nationen sind imperiale und koloniale Abenteuer und Missgeschicke Teil der Geschichte Großbritanniens. Sie betrifft sämtliche Kontinente, erstreckt sich über mehrere Jahrhunderte und steht für eine erzwungene geografische Neuordnung. Diese komplexe britische Geschichte mit Invasion, Menschenhandel, Sklaverei, Ausbeutung und Unterdrückung an vielen Orten der Welt brachte häufig andauernde Gewalt und Konflikte mit sich und mündete letztendlich in ein Ringen um Frieden, Gerechtigkeit, Autonomie und Unabhängigkeit.

Die Lektionen aus dieser langen Zeit imperialer Herrschaft werfen weiterhin

lange Schatten und werden bis zum heutigen Tag entwirrt, auseinandergenommen, beurteilt und angefochten. Zweifellos wird und sollte diese kritische Auseinandersetzung mit Recht und Unrecht noch lange andauern.

Währenddessen treten neue Geschichten zutage, Unrecht wird wiedergutmacht und Geschichte neu erzählt, und es entstehen positivere Beziehungen und Allianzen zwischen ehemaligen Kolonialherren, den Kolonisierten und jenen, die sich irgendwo dazwischen befanden, oder aber bereits bestehende Beziehungen werden erneuert.

Einer dieser Konflikte ist allerdings in unmittelbarer Nähe Großbritanniens zu suchen –, quasi direkt vor der Haustür. Dieser Konflikt hatte über Jahrhunderte tiefgreifende Auswirkungen auf das Leben in diesem Staat und befindet sich erst jetzt in einem ausgesprochen fragilen Anfangsstadium auf dem langen Weg, der schließlich Frieden und Versöhnung bringt: der Konflikt in Nordirland.

Nordirland bewegt sich gerade erst aus dieser zerstörerischen Zeit heraus, die von Sektierertum, Isolationismus, bewaffnetem Konflikt und Mord geprägt war und die unter der Bezeichnung „The Troubles“ in die Geschichte einging. Die Bilder aus dieser Zeit flimmerten jahrzehntelang weltweit über die Fernschirme. Wie

auch in vielen anderen Konflikten – beispielsweise jenen, die sich gerade jetzt in Nahost abspielen – sind die Wurzeln des Nordirlandkonflikts wohl ebenso kultureller wie politischer und wirtschaftlicher Natur.

Uns stellt sich nun folgende entscheidende Frage: Wenn also der Nordirlandkonflikt neben seinen politischen und ökonomischen Ursachen gleichermaßen kulturelle Wurzeln hat, sind dann die Lösungsansätze ebenso kultureller wie politischer und ökonomischer Natur?

Wenn dies der Fall ist – welche Rolle spielt dann die Kultur bzw. vielmehr welche Verantwortung hat sie beim Wiederaufbau, der Wiederherstellung von Verbindungen, der Umgestaltung und einem Neuentwurf des nordirischen Lebens und der Gesellschaft? Was genau kann Kultur tun oder möglich machen, das niemandem sonst gelingt? Warum ist dies so? Und sollte Kultur eigentlich für eine so „zweckbetonte“ Agenda genutzt werden, die sich dem Konfliktmanagement, der Konfliktlösung sowie der Wiederherstellung eines widerstandsfähigen und zielgerichteten zivilisierten Lebens als Staatsbürger, das allen offensteht, verschrieben hat? Oder wird Kultur sich möglicherweise weiterhin als bösartiger Faktor erweisen, der den Wiederaufbau und die „Normalisierung“ verzögert oder gar blockiert? Schließlich stellt sich die Frage, was wir in einem größeren europäischen und internationalen Kontext aus den laufenden Erfahrungen mit Nordirland lernen können.

Ich sollte an dieser Stelle betonen, dass ich trotz irischer und englischer Familienbande aus England und nicht aus Nordirland stamme und somit meine Perspektive eher die eines distanziererten oder sogar bewusst naiven Beobachters ist, der nicht

direkt in die enormen historischen Umwälzungen involviert gewesen ist, die diese Unruheregion am äußeren westlichen Rand Europas in der neueren Vergangenheit geplagt haben. Ich hatte jedoch das Privileg, während der vergangenen fünf Jahre in meiner Rolle als „außenstehender“ Berater mit Nordirland arbeiten zu dürfen und das „Post-Konflikt“-Kunstprogramm der historischen Stadt Derry-Londonderry mitzugestalten. Zuletzt habe ich bei der erfolgreichen Bewerbung der Stadt mitgewirkt, 2013 erste „Kulturhauptstadt des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Nordirland“ zu werden. Es war eine ausgesprochen aufregende und inspirierende Erfahrung, und mir ging es wie vielen Außenstehenden: Die Menschen, der Ort und die vielen ungeklärten Geschichten und Mythen haben mich in ihren Bann gezogen, und ich bin von der Energie und dem Esprit beeindruckt, die eine positivere Zukunft für alle ermöglichen können.

Der Nordirlandkonflikt hat seinen Ursprung in der langen und komplexen Geschichte der oftmals feindseligen Beziehungen zwischen den beiden Inseln Irland und Großbritannien. Die nahezu 400 Jahre zurückliegenden Ereignisse haben diese Beziehungen auf dramatische Weise für immer verändert. 1613 siedelten sich auf Geheiß von König Jakob I. die reichsten Zünfte der City of London in der Provinz Ulster in Nordirland an. Viele von ihnen taten dies nur zögernd. Ulster galt zur damaligen Zeit bei der englischen Krone als unruhigste und am stärksten gälisch geprägte irische Provinz und musste daher unter Kontrolle gebracht werden, bevor sie mit den Feinden Englands in Kontinentaleuropa Bündnisse eingehen konnte.

Die „London Guild Companies“ teilten das beste Land unter sich auf und besie-

delten es mit so genannten „Plantations“. Oftmals ersetzten sie die irischen Namen der Städte und Dörfer durch englische Namen. Sie erbauten die befestigte Stadt Derry als zentralen Verteidigungsposten am Fluss Foyle im Nordwesten von Irland, benannten sie in Londonderry um und etablierten in ganz Ulster neue „englische“ Formen politischer und bürgerlicher Verwaltung. Von diesem Augenblick der englischen (und nachfolgend schottischen) Ansiedlung von Protestanten und Presbyterianern auf irischem (und hauptsächlich katholischem) Gebiet war für die folgenden vier Jahrhunderte die Saat für Spaltung, Zwietracht und Konflikt gesät, die konkret durch Stammeszugehörigkeit und ethnisch-politische Aspekte bedingt waren. Die Besiedlung wurde von vielen Bewohnern der Provinz Ulster sehr viel negativer als ungerechtfertigte und nicht vertretbare englische „Invasion“ gesehen.

Labor des Empire

Von da an beeinflusste das koloniale „Abenteuer“ in Nordirland das britische Expansionsstreben im Ausland. All die Dinge, die man bei der „Plantation of Ulster“ gelernt hatte, wurden in die weltweit rapide wachsende Zahl kolonialer und später imperialer Gebiete Großbritanniens exportiert. Auf diese Weise wurde Ulster zu einem frühen „Labor des British Empire“.

Unfrieden und Konflikt waren in den folgenden Jahrhunderten in der Region nahezu unvermeidbare ständige Begleiter. Die längste Periode systemischer Gewalt und sektiererischen Blutvergießens – „The Troubles“ – hatte Nordirland jedoch ab den 1960er Jahren im Griff. Was zunächst als Bürgerrechtsproteste begann, verselbstän-

digte sich 1972 mit den Ereignissen am „Bloody Sunday“ mit großer Geschwindigkeit. An jenem Sonntag wurden in Derry 14 unschuldige Zivilisten von britischen Soldaten getötet. Zu diesem Schluss kam man erst 2010 als Ergebnis der „Saville Inquiry“, die von der britischen Regierung im Anschluss eingesetzt worden war.

Während der Nordirlandkonflikt auch in Großbritannien ganz einfach und bequem als weit entfernter Kampf zwischen zwei Konfliktparteien auf einer anderen Insel dargestellt wurde, bei dem es um Katholiken gegen Protestanten, Nationalisten gegen Unionisten und Grün gegen Orange ging, ist die Wahrheit, dass von Anbeginn an der dritte Beteiligte an diesem Kampf Großbritannien selbst war, oder zumindest führende britische Politiker und Militärangehörige, obwohl nur wenige dies damals eingestanden oder seitdem eingestanden haben.

Im Laufe des Nordirlandkonflikts verloren in den folgenden 30 Jahren über 3.600 Menschen ihr Leben –, davon 2.000 Zivilisten, 1.000 Angehörige der Sicherheitskräfte und 600 Angehörige paramilitärischer Einheiten. Viele andere trugen bleibende Verletzungen davon. Und in einer so kleinen Provinz mit ausgesprochen engen gemeinschaftlichen und familiären Bindungen waren alle, die dort lebten, zwangsläufig direkt und unmittelbar von dem kräftezehrenden Konflikt betroffen, der sich fast täglich vor ihren Augen abspielte.

Der Nordirlandkonflikt fand in den nationalen und internationalen Medien beispiellose Beachtung. Jahr für Jahr wurden toxische Worte und Bilder des Hasses, des Schmerzes, der Grausamkeit und des Zusammenbruchs in die Welt geschleudert – begleitet von einer Berichterstattung, die

oft wenig objektiv oder gar erklärtermaßen parteiisch war. Für viele Außenstehende stand dieser Konflikt für Nordirland – und für viele ist es bis heute so geblieben. Aber wie immer in Konfliktgebieten gab es jenseits der Medienberichterstattung noch viele andere Realitäten.

Wie in den meisten Konfliktsituationen entschlossen sich viele Bewohner Nordirlands, die Region wegen der zunehmenden Gewalt zu verlassen. Zu ihnen zählten viele Künstler, Kreative und Intellektuelle, die ins selbstgewählte Exil gingen und entweder in andere Regionen der Insel oder andere Teile der Welt zogen –, vor allem nach Nordamerika, wo die irische Diaspora besonders stark vertreten war. Einige kehrten nie mehr zurück. Aber viele, die sich dazu entschlossen, in Nordirland zu bleiben, empfanden es als ihre Verantwortung, sich am aktuellen Geschehen zu beteiligen. Der Künstler John Kindness formulierte es so: „Der Nordirlandkonflikt hat die Agenda verändert – viele von uns verspürten ein Bedürfnis, die Ereignisse auf der Straße in unsere Arbeit einfließen zu lassen.“

Das berühmteste und eindringlichste Beispiel waren die Wandgemälde und Freskenmalereien, die in der gesamten Provinz auf Gebäuden und Wänden der katholischen und protestantischen Communities entstanden und die im Wortsinn künftige Kampflinien zogen. Sie zeigen oftmals extreme und gewalttätige Bilder mit „paramilitärischen“ Kämpfern, Kindern im Kreuzfeuer, Märschen von Anhängern der „Orange Order“, Schießereien aus fahrenden Autos und gefallene Helden. Die schnell voranschreitende Spaltung der beiden Konfliktparteien spiegelte sich in den Wandmalereien, wurde von ihnen hervorgehoben und wohl gleichzeitig vo-

rangetrieben und verherrlicht: Kunst im Dienst von Kohäsion und Spaltung. Aber diese einschüchternden und den Konflikt feiernden Wandmalereien waren und sind nicht die einzige Kulturgeschichte.

Viele etablierte und offizielle Kultur- und Wissenschaftsinstitutionen gerieten durch den Nordirlandkonflikt in eine Art Starre und waren wie gelähmt. Aus Angst, als parteiisch wahrgenommen zu werden, waren sie nicht in der Lage, auf die Situation zu reagieren. Beispielsweise wurde nur wenig zeitgenössische Kunst mit einem direkten Bezug zu den „Troubles“ von tragenden öffentlichen Einrichtungen in Nordirland ausgestellt oder gesammelt, und der Kunstmarkt in anderen Ländern schenkte einer Kunst, die für den Eliteschmack der damaligen Zeit ein zu großes politisches und gesellschaftliches Engagement zeigte, wenig Beachtung.

Trotz der konservativen Haltung der meisten Einrichtungen entstand gleichzeitig eine Welle künstlerischer, kultureller und kreativer Energie, indem der andauernde Konflikt unmittelbar und zeitgerecht in der bildenden Kunst, der Fotografie, Literatur, Dichtkunst, Musik und im Film dokumentiert wurde.

Die Arbeit von Brian Friel und Stephen Rea mit der Field Day Theatre Company, Werke von Literaturnobelpreisträger Seamus Heaney, von Seamus Deane, Michael Longley, Tom Paulin und Pulitzer-Preisträger Paul Muldoon, die mitreißenden Punksongs der Bands „The Undertones“ und „Stiff Little Fingers“, die Bilder und Installationen von Willie Doherty, Rita Duffy, Paul Graham, Victor Sloan, Conrad Atkinson und Richard Hamilton und die Filme von Paul Greengrass, Ken Loach, Pat O’Connor, Alan Clarke und Neil Jordan zeugen alle vom kulturellen Schaffen in

den dunkelsten Jahre des Nordirlandkonflikts und stehen auf ganz unterschiedliche Weise in direkter Verbindung mit den Realitäten und der Komplexität der Region. Ihre Arbeit spiegelte den Konflikt für die Menschen, die ihn durchlebten und legte Zeugnis über ihren Mühen und ihr Leiden ab, während sie gleichzeitig die wichtige Aufgabe erfüllte, die britische und internationale Aufmerksamkeit für die Intensität, Volatilität, Gewalt und die Dynamik des Geschehens in Nordirland zu sensibilisieren und den Fokus stärker darauf zu richten, was in und mit der Region passierte.

Für die in diesen drei Jahrzehnten entstandenen Werke von Künstlern und Kulturaktivisten, die sich in jeder denkbaren Kunstform mit dem Nordirlandkonflikt befassten – von Streetart-Kollektiven über Kreative, die inzwischen international bekannt sind –, existierte keine spezielle gemeinsame Funktion, kein gemeinsames Ziel oder Manifest.

Während dieser Jahre hatte die Arbeit der Künstler ganz unterschiedliche Funktionen: Sie legte Zeugnis ab, protestierte, befragte, bestätigte und feierte, reflektierte im Stillen, gab den Sprachlosen eine Stimme, rief zu Aktionen auf, vernetzte und erneuerte bestehende Kontakte, ergriff Partei, ermutigte zur Empathie, stellte die Gründungsmythen und Klischees in Frage, auf denen der Konflikt beruhte, heilte, inspirierte, billigte Ambiguität, verspottete, lieferte neue Antworten auf uralte

„Jahr für Jahr wurden toxische Worte und Bilder des Hasses, des Schmerzes, der Grausamkeit und des Zusammenbruchs in die Welt geschleudert.“

Fragen und stellte neue Fragen zu alten Antworten, gedachte und trauerte, stieß das Tor zur Welt jenseits von Nordirland auf und – das galt zumindest für einige – suchte nach der flüchtigen Wahrheit jener Situation, die alle durchlebten.

Der Bruder des jüngsten zivilen Opfers des „Bloody Sunday“ 1972 beteuerte in all den Jahrzehnten danach, dass er nur „die Wahrheit frei machen“ wollte. Wenn es auch vielleicht kein gemeinsames künstlerisches Ziel gab, so war dies – die „Wahrheit frei zu machen“ – möglicherweise eine künstlerische Motivation, die alle teilten.

Heute kann man sich den Nordirlandkonflikt nicht mehr ohne diese bemerkenswerten künstlerischen Zeitzeugnisse und das bereitwillige und leidenschaftliche Wirken der Künstler vorstellen. Eigentlich kann man sich keinerlei Konflikt ohne die Zeitzeugnisse und das Wirken von Künstlern und Kulturaktivisten vorstellen. Kunst und Kultur haben sicherlich nicht den jahrzehntelangen Kampf beendet – und vielleicht sollte man das auch niemals von ihnen erwarten. Aber was hat die Kultur getan oder ermöglicht? Auch jetzt ist es vielleicht noch zu früh, genau einzuschätzen, was sie in ganz Nordirland und der gesamten Welt bewirkt hat. Aber ist es nicht in jedem Fall eine entscheidende Erkenntnis, dass wir nicht zuletzt ganz offen und großzügig in der Lage sein müssen, dieses Wissen und unsere schmerzhaft erlangte Erfahrung an Menschen weiterzugeben, die in und mit aktuellen und künftigen Konfliktsituationen leben?

Nordirland gilt heute als Post-Konfliktregion. Ich würde vermuten, dass die Kultur in dieser so genannten Post-Konfliktphase eine Rolle spielen kann, die überzeugender und zielgerichteter ist als je zuvor – auch wenn sie während des Kon-

flikts eine zentrale, mehrschichtige Rolle für ganz unterschiedliche Anhänger spielte –, als Augenzeugin, Demonstrantin, Bindeglied, Provokateurin, im Gedenken und so weiter.

40 Jahre später gibt es zumindest Raum für Reflexion, Neubewertung, Mitgefühl, Offenheit, ein friedliches Innehalten und für Langsamkeit und Geduld. Jetzt ist die Zeit für Gespräche gekommen, die früher nicht möglich gewesen wären, für neue Beziehungen und Partnerschaften – nicht zuletzt mit der übrigen Welt. Ganz entscheidend ist die Gestaltung neuer Generationen, die selbst die „Troubles“ nie erlebt haben, aber die Zukunft zu jener andauernden Geschichte (und zu Geschichten) Nordirlands formen werden, so dass „ihre Geschichte“ eine „gemeinsame“ Geschichte ist: mit der schwierigen Vergangenheit zwar verbunden, jedoch nicht von ihr gefangen oder zur Erstarrung verurteilt. Die Wahrheit kann und wird endlich frei sein.

Die Geschichten Nordirlands werden bald auf einer neuen globalen Bühne präsentiert. Die Stadt Derry~Londonderry – man kann die Stadt durchaus als Schmelztiegel der „Troubles“ bezeichnen – ist angetreten, um die Neuverhandlung der nordirischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu steuern. 2009 waren die Pläne für neue Kulturpartnerschaften und Kollaborationen im Jahr 2013 zur Begehung des 400. Jahrestags der Verbindung von London mit Derry~Londonderry bereits in vollem Gange. Da lobte die britische Regierung in Anknüpfung an Liverpools Erfolg als Kulturhauptstadt Europas (2008) einen Wettbewerb aus, in dem für das Jahr 2013 die erste Kulturhauptstadt des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Nordirland ernannt werden sollte. Unter dem Namen Derry~Londonderry (mit dem

sie von Anfang an signalisierte, dass beide „Traditionen“ einbezogen wurden), beteiligte sich die Stadt mit großem Engagement und sehr viel Leidenschaft an dem Wettbewerb und wurde im Juni 2010 als Siegerin gekürt –, ein weiterer sehr bedeutender Meilenstein in den britisch-irischen Beziehungen.

Die Bewerbung der Stadt trug den Titel „Telling a new story“ („Eine neue Geschichte erzählen“) und basiert auf zwei philosophischen Säulen: Den „zielgerichteten Nachforschungen“, die einen kühnen neuen Blick auf die Vergangenheit und die Gegenwart werfen, um diese Erfahrungen künftig zu nutzen. Hierzu zählt auch ein Rückblick auf die Kultur der „Troubles“.

Die zweite Säule ist das „Fest der Freude“ zur Feier der Energie und der Leistungen, die sich die Stadt und ihre Bewohner auch in den ganz finsternen und schmerzhaften Zeiten der Vergangenheit bewahrt haben. Wenn es eine Antwort (oder mögliche Antworten) auf meine Frage nach der Macht der Kultur als Friedensstifterin und zur Erneuerung in der Zeit nach einem Konflikt gibt, wird man sie wahrscheinlich in dieser Stadt am Rande Europas finden –, im letzten Jahr und der kommenden Dekade, die letzten Sommer mit den Olympischen und Paralympischen Spielen in London begonnen hat. Das Eröffnungskonzert – das „Friedenskonzert“ der Kulturolympiade 2012, das in Zusammen-

„Die Probleme von Krieg und die Zwietracht in unserer Welt sind vielleicht wegen all jener Gespräche entstanden, die nie geführt wurden ...“

Königin Margrethe II. von Dänemark

arbeit mit der Agentur „Peace One Day“ produziert wurde, fand nicht wie erwartet in London, sondern am 21. Juni 2012 in Derry~Londonderry statt. Dies war ein Signal gegenüber der übrigen Welt, dass die Olympischen Spiele in London zum ursprünglichen Schwerpunkt des modernen Olympiagedankens zurückkehren, der Ende des 19. Jahrhunderts von Pierre de Frédy, Baron de Coubertin in einem von Kriegswirren zerrissenen Europa geprägt wurde und der einen Waffenstillstand und Friedensbemühungen in den Vordergrund stellte. Gleichzeitig signalisierte es einen weiteren einschneidenden Zeitpunkt der Verlagerung britisch-irischer Beziehungen. Nach diesem Konzert haben das Vereinigte Königreich Großbritannien und Nordirland einen Dialog rund um Kultur und den Friedensprozess eingeleitet, der von den Olympischen und Paralympischen Spielen 2012 in London im Jahr 2013 nach Derry~Londonderry weitergetragen wird –, gefolgt von Glasgow, wo dieser Dialog 2014 im Rahmen der Commonwealth Games fortgesetzt wird, bevor das Staffelholz des Dialogs an Rio de Janeiro weitergereicht wird, wo 2016 die Olympischen und Paralympischen Spiele stattfinden werden. Es ist zu hoffen, dass die Reise auch von Brasilien aus weitergeht.

Nordirland wird somit eine Schlüsselrolle bei künftigen globalen Gesprächen spielen. Mit diesem Blick auf die Zukunft ist klar, dass die Kollision und der Wettstreit der Kulturen – Englisch gegen Irisch, Protestant gegen Katholik, Loyalist gegen Nationalist, Orange gegen Grün, Insider gegen Outsider – jahrhundertlang den Kern des Nordirlandkonflikts und insbesondere der „Troubles“ im letzten Jahrhundert bildeten. Und so ist es im 21. Jahrhundert gewiss erneut die Kultur, die von innen

und unbedingt auch von außen wirkt, die eine immer wichtigere, tiefer gehende und nachhaltigere Rolle dabei spielen wird, diese angeschlagene Provinz wiederaufzubauen und neu zu denken, die jetzt optimistischer in die Zukunft blickt als jemals zuvor. Diese Rolle der Kultur wird zweifellos eine inspirierende und ermutigende Botschaft an die übrige Welt aussenden. Es wird nicht einfach sein oder schnell gehen. Es wird mehrere Generationen dauern. Es wird sicherlich Rückschläge geben. Es gibt nach wie vor militante Minderheiten, die den Konflikt brauchen, die den aktuellen Frieden nicht akzeptieren und alles tun werden, um ihn zu stören.

Aber der positive Kurs steht jetzt fest und ist nicht mehr aufzuhalten. Es geht darum, die Vergangenheit hinter uns zu lassen, sie gleichzeitig niemals zu vergessen und aus allen denkbaren Perspektiven besser zu verstehen. Der Blick nach vorne durch ein neues Objektiv mit Unterstützung der Kultur wird eine friedlichere, einfühlendere, kreativere und inklusivere Zukunft sichern – und was am wichtigsten ist – es wird eine Zukunft für alle sein.

Peter Jenkinson, Officer of the Order of the British Empire, ist freischaffender Kulturmittler und lebt in London. Er ist außerdem Kodirektor von Culture+Conflict (www.cultureandconflict.org.uk), einer 2011 entstandenen Initiative, die Kunst und Kultur in Konflikten und in der Post-Konfliktarbeit einsetzt und hierzu Forschungsprogramme, themenbezogene Veranstaltungen, Lobbyarbeit und Vernetzung nutzt. Culture+Conflict arbeitet mit Künstlern und Kreativen sowie lokalen, nationalen und internationalen Organisationen zusammen. Weitere Informationen zur Derry~Londonderry UK City of Culture 2013 auf www.cityofculture2013.com und auf „Peace One Day“ www.peaceoneday.org

Die Macht des Künst- lers: Auf der Suche nach einer ge- meinsamen Ebene

Ob Nahostkonflikt, die chinesische Kulturrevolution oder der Zerfall Jugoslawiens: stets spielt Kultur eine besondere Rolle. Und jeder Ort braucht spezielle Ansätze für Kulturinitiativen und Konfliktresolution. Gibt es Gemeinsamkeiten? Wie können Musik, Literatur, bildende Kunst und Gedenkkultur am besten ihre gesellschaftliche Kraft entfalten? Lernen aus Erfahrungen weltweit.





ROAD CLOSED

Das Politische im Poetischen Eine Kultur, die nicht mehr von den „Sehnsüchten der Menschen“ erfüllt wird, erstarrt zu einem Leichnam, einem Instrument, das nur zu leicht von Machthabern missbraucht wird. Zu viele solcher „kulturlosen“ Konflikte, die in Wahrheit Macht- und Interessenkämpfe sind, gibt es. Literatur kann dagegen ankämpfen, denn alle Klassiker sind von einem durchdrungen: dem ästhetischen Widerstand des Einzelnen in der Not. *Von Yang Lian*



2012 bin ich als Fellow an das Wissenschaftskolleg zu Berlin berufen worden, und gleich nach meiner Ankunft im Oktober habe ich ein Gedicht des uigurischen Exildichters Exmetjan Osman (rechte Seite) ins Chinesische übersetzt. Nicht nur seine Schönheit hat mich dazu veranlasst, sondern auch und noch mehr seine gedankliche Tiefe. Sein Titel spielt auf die berühmte arabische Erzählung „Tausendundeine Nacht“ an. Scheherazade ist eine der Hauptfiguren. Der grausame persische König hat sie nur deshalb zur Frau genommen, um sie am nächsten Tag zu töten, aber die kluge Heldin hat ein Mittel ersonnen, um ihre Hinrichtung immer weiter hinauszuzögern: Sie erzählt dem König Geschichten, die ihn fesseln, und das jede Nacht, bis ihr Gebie-

ter sich endlich, in der 1001. Nacht, wahrhaftig in sie verliebt hat. Das Leben wird aus dem Schaffen geboren, die Weisheit bezwingt den Tod.

Das verweist auf die tiefere Bedeutung des Gedichts: Als ein Dichter, der die schmerzhafteste Erfahrung des Exils mit Osman teilt, kann ich nur zu gut nachvollziehen, wie Osman, wenn er an einem stillen, strahlend schönen Tag in einem kleinen Park in der Fremde sitzt, einerseits im Hier und Jetzt lebt, „leidlich hingegeben dem Genuss des Tages“, der Betrachtung des Laubschattens, des Grases und der vorüberschleudernden Menschenscharen, und wie er andererseits in aller Klarheit empfindet, wie sich in diesem Hier und Jetzt ein Riss auftut: Schemenhaft zeichnet sich unter den Passanten Scheherazade ab, und durch das Sonnenlicht sickern all die Nächte, die sich auf einer Messerklinge dehnen; so anmutig die Worte auch ihrem Mund entströmen, niemand weiß schmerzlicher als Scheherazade, um wie viel mächtiger der riesige Schlund des Todes klafft, bereit, sie in dem Moment, da der persische König ihrer überdrüssig wird, zu verschlingen.

Die Wendung von der „Bedeutung des Mordes“ umschließt in poetischer Verdichtung „die Nächte, die endlos vergehen“ und das eigene „Nachsinnen“. Sogleich spaltet sich die Wirklichkeit entzwei in Licht und

Finsternis, die in ihrem Wechsel die komplexe Struktur des Gedichtes ausmachen; der Tag ist erfüllt von der Nacht, die Realität durchdrungen von einer imaginären Vergangenheit. Egal, wohin es ihn verschlägt, ein Exildichter entrinnt niemals dem Schmerz tief in seinem Innern. Doch genau darin liegt auch der Sinn des Exils: Jene „unhörbaren Stimmen“ und „unsichtbaren Lichter“ sind die „dunklen Spiegel des Lebens“, die „mein Schicksal“ – und das Schicksal aller Menschen – „erhellen“.

Am Ende nimmt das Gedicht noch eine unerwartete Wendung. So wie Scheherazade mit ihrer Weisheit die Liebe des persischen Königs erringt, so klingt auch das Gedicht mit einem Ton der Bejahung aus. Aber nicht einen simplen Nationalismus oder religiösen Dogmatismus bejaht es, sondern „die Sehnsüchte der Menschen“: Selbst in den „Nächten, die endlos vergehen“, sind die Risse im Asphalt durchlässig –, so für die Sonne etwa oder für das Gras, das „unter unseren leuchtenden Schritten erschallt“. Exmetjan Osman ist ein muslimischer Dichter, aber sein Gedicht übersteigt alle äußerlichen theologischen Doktrinen („was selbst Gott und Teufel nicht zu weissagen vermögen“) und erfüllt sich im Glauben an den Menschen selbst.

Die gedankliche Kraft dieses Gedichtes übertrifft die vorgefassten Erwartungen, mit denen wir ihm begegnen, bei weitem: Aufgrund der brutalen Unterdrückung der uigurischen Autonomiebewegung durch die chinesische Regierung hätte der Dichter, so erwarten wir, ein nationalistisches Gedicht geschrieben oder ein Gedicht, das den Islam propagiert, oder wenigstens eines wider die Verfolgung. Aber das Gedicht fügt sich in keine dieser kollektiven Ausdrucksformen. Sein poetischer Gehalt ist mir überaus vertraut. Indem es

Die Nächte,
die endlos vergehen in Scheherazades Mund
In einem Park
wo ich im dichten Laubschatten zu sitzen pflege
genoss ich leidlich den Tag
Ich betrachtete das Gras,
das aus den Rissen im Asphalt spross
und den Sonnenschein auf den Gesichtern,
die an mir vorüberzogen
während ich über die Bedeutung des Mordes
nachsann
in den Nächten, die endlos vergehen
in Scheherazades Mund
Da trat eine Wahrsagerin an mich heran
und bat mich um Erlaubnis
in den dunklen Spiegeln meines Lebens
mein Schicksal zu erhellen

Schweigend starrte ich in ihre listigen Augen
Lange muss ich mich verloren haben in Gedanken
Als ich wieder aufblickte
war sie fortgegangen, raschen
Schrittes wie die Nächte, die endlos vergehen
in Scheherazades Mund
Ihre Schritte
hingen den Spaziergängern ringsum wie
Glocken
um die Hälse
und läuteten mit unhörbarer Stimme
Ihre Schritte
leuchteten voll unsichtbarem Licht
als feierten sie das Gras
das aus den Rissen im Asphalt spross

In diesem Augenblick
hätte ich nur zu gern gewusst
ob die Wahrsagerin erraten könnte
was selbst Gott und Teufel nicht zu weissagen
vermögen – die Sehnsüchte der Menschen
seit wir in Parks umherschlendern
leidlich hingegeben dem Genuss des Tages
und der Betrachtung der Sonne nach Nächten,
die endlos vergehen
während das Gras unter
unseren leuchtenden Schritten erschallt

Exmetjan Osman

„die Sehnsüchte der Menschen“ bejaht, hinterfragt es die islamische Kultur und legt die Ressourcen frei, dank derer diese uralte Tradition in die Moderne eintreten kann. Eine solche kritische Selbstreflexion ist die wahre Triebfeder der Poesie. Kollektive Mentalitäten und Schlagwörter welcher Art auch immer liegen Exmetjan Osman fern, mit mir jedoch – einem Dichter, der durch das Nachdenken über die chinesische Kulturtradition zum Schreiben gekommen ist – verbindet ihn eine große Nähe. Im chinesisch-ugurischen Autonomiekonflikt stehen Osman und ich auf gegnerischen Seiten, und doch eint uns eine Geistesverwandtschaft.

Jedes Opfer war zugleich Täter

Wenn ich von „Geistesverwandtschaft“ spreche, so ist das nicht übertrieben, denn uns verbinden Erfahrungen, die ähnlich leidvoll, aber auch ähnlich reich sind. Als die Kulturrevolution 1976 endete, hinterließ sie nicht nur in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ein Trümmerfeld, sondern auch und noch mehr in kultureller und sprachlicher Hinsicht. Keine andere Epoche in der Geschichte der chinesischen Kultur hat das Denken in eine solche Verwirrung, ja Auflösung gestürzt. Im Kontext einer „kulturellen Selbstreflexion“, die die gesamten 1980er Jahre durchzog, nahm unser Schreiben bei einer höchst einfachen Frage seinen Ausgang: „Wer ist schuld?“ Wer sollte für diese Katastrophe tiefster Barbarei und der Aufkündigung allen gesunden Menschenverstands die Verantwortung übernehmen? Wenn sich die überwältigende Mehrheit selbst zu Opfern erklärte, wo waren dann die Täter? War die Wirklichkeit womöglich noch absurder als

die absurde Literatur, und es gab unzählige Opfer, aber keinen Täter?

Die einzig mögliche Schlussfolgerung lautete: Jedes Opfer war zugleich ein Täter. Auf den Masken, hinter denen wir uns verbargen, schmückten wir uns mit dem wohlklingenden Schlagwort vom „Kommunismus“, den wir aus Europa importiert hatten. Tief in unserem Innern jedoch waren wir vom Erbe eines jahrtausendalten autoritären Denkens durchdrungen gewesen. Dieses Erbe hatte besonders die Fähigkeit, auf dem Weg der Reflexion ein individuelles Bewusstsein seiner selbst zu begründen, gründlich ausgelöscht. Und so gelten die nachfolgenden achtziger Jahre mit Recht als ein „Zeitalter der Selbstreflexion“. Mit unseren kritischen Fragen drangen wir tief in die unterschiedlichsten Schichten ein – von der äußeren Realität, der Geschichte und Kultur über die Sprache bis hin zur Psyche. Die politische Katastrophe, die wir erlebt hatten, hatte sich aus einem jahrtausendalten autoritären System und einem gedanklichen Irrweg gespeist, den die Konfuzianer mit ihrem Ideal einer „großen Einheit“ geebnet hatten; in den festen Strukturen der Familie und des Staates vollzog sich die geistige Kontrolle der traditionellen chinesischen Gebildeten.

Im 20. Jahrhundert gaben sich die Chinesen dann fanatischen Träumen von Modernisierung hin, ja, sie versuchten gar, ihre eigene Tradition auszulöschen – und übersahen dabei, dass die ‚Moderne‘ nichts ist, was man wie ein Frachtgut importieren kann, sondern dass sie in der eigenen schöpferischen Transformation einer Kultur verwurzelt sein muss. Wer sich einer klaren Selbsterkenntnis verweigert, wird, unfähig, sich zu modernisieren, nur noch tiefer sinken: geschlagen

mit Blindheit und von der dunklen Seite der Tradition beherrscht. Eben dies ist im China des 20. Jahrhunderts geschehen. Wenn aus unseren Mündern nur noch zwei Parolen kommen – „Hoch lebe ...“ oder „Nieder mit ...“ –, dann sind wir alle Gefolgsleute des autoritären Denkens. Und wenn wir immer längere Fremdwörter nachgeplappert haben – damals „Kommunismus“, „Kapitalismus“, „historische Dialektik“ und „Diktatur des Proletariats“, heute „Post-Kalter-Krieg-Ära“, „postkolonial“, „postrevolutionär“ und überhaupt alles, was irgendwie „post“ ist –, so nur, weil diese Schlagwörter gerade in Mode gewesen sind; um ihre Bedeutung haben wir uns nicht gekümmert. Wer aber kann sich dann noch seiner Verantwortung als Mitschöpfer von „Neusprech“ entziehen? Wir vermögen alles zu sagen, ohne dass es die geringste Bedeutung hätte! Die unausweichliche Folge ist, dass Wort und Sinn auseinanderfallen – bis schließlich bloß noch ein sprachlicher Zynismus triumphiert, der das Denken zersetzt. Die Leere der Wörter leistet nackten Macht- und Interessenspielen Vorschub. All die hohlen politischen Phrasen, die inzwischen so überhandnehmen, sind bereits zu einem organischen Bestandteil der kommerziellen Globalisierung geworden. Dann aber stellt sich die Frage, ob der nachfolgende

„Die Leere der Wörter leistet nackten Macht- und Interessenspielen Vorschub. All die hohlen politischen Phrasen, die inzwischen so überhandnehmen, sind bereits zu einem organischen Bestandteil der kommerziellen Globalisierung geworden.“

Satz nur den Alptraum der Kulturrevolution oder nicht vielmehr die heutige weltweite geistige Krise beschreibt: Wer sich der kritischen Selbstreflexion verweigert, wird zum „Täter“.

„Nieder mit dem Konfuzius-Laden“

Je mehr ich mich an dieser Stelle bemühe, „die zeitgenössische chinesische Kultur“ zu erörtern, desto deutlicher zeichnet sich eine Frage ab: Gibt es diese Kultur überhaupt? Und wenn ja, woraus setzt sie sich zusammen? Und wie sollen wir sie benennen? Ich muss bekennen, dass unter all den vielen fremden Kulturen auf der Welt die klassische chinesische Kultur mir vielleicht die fremdeste ist –, gerade weil mich keine geographische Distanz von ihr trennt. Die Kontinuität der chinesischen Schrift erweckt bei mir (und mehr noch beim Rest der Welt) die trügerische Vorstellung, eine direkte Verbindungslinie führe vom alten zum neuen China. Aber das ist bloß eine Schimäre. In Wahrheit ist das China des 20. Jahrhunderts – vor allem das „zeitgenössische“ China seit 1949 – eine Missgeburt, gezeugt inmitten der Ruinen der traditionellen chinesischen Kultur.

Der Zusammenprall der eigenen Kultur mit der westlichen seit dem Ersten Opiumkrieg (1839–1842) versetzte China einen schweren Schlag, der die Chinesen geradezu von übermäßigem Selbstdünkel in einen Minderwertigkeitskomplex stürzte; nicht willens, sich mit ihrer „Rückständigkeit“ abzufinden, importierten sie in der Folge in großem Maßstab die europäische Kultur, und die Radikalen verstiegen sich gar zu dem Schlachtruf: „Nieder mit dem Konfuzius-Laden!“ All die vielen

Fremd- und Lehnwörter, die ich oben erwähnt habe, sind im Zuge der westlichen „Kulturwelle“ auf dem Umweg über das Japanische, das europäische Begriffe mit chinesischen Schriftzeichen wiedergab, ins Chinesische eingedrungen. Diese europäischen Begriffe aus zweiter Hand machen heute mehr als die Hälfte des Wortschatzes eines chinesischen Städters aus. Das erwähnte Auseinanderklaffen von Wort und Sinn ist deshalb charakteristisch für die sogenannte zeitgenössische chinesische Kultur geworden. Wenn sich etwa das Wort für „Volk“ (renmin) aus dem allgemeinen Wort für „Mensch“ (ren) und aus dem Wort für die unteren Schichten der Gesellschaft, die „einfachen Leute“ (min) im Gegensatz zu den Beamten, zusammensetzt – wann soll man dann noch von „Menschen“, wann von „einfachen Leuten“ sprechen? Wie soll man das entscheiden? Und wer entscheidet es? Der Staatsmacht eröffnet diese semantische Leere die Möglichkeit zu beliebiger Füllung. Man denke nur daran, wie vielen politischen Verfolgungen im Namen des „Volkes“ eben dieses Volk seit Bestehen der „Volksrepublik China“ ausgesetzt gewesen ist.

Ein solches Unheil ist durchaus keine chinesische Eigenheit. In welchem kommunistischen Land während des Kalten Krieges wäre das Volk nicht mit solchen stählernen Worthülsen vertraut gewesen! Ist das nun „die chinesische Kultur“? Oder soll man lieber kurzerhand von einer „kommunistischen Kultur“ sprechen? Deren Mechanismus besteht in einer unergründlichen Zweckentfremdung aller möglichen Begriffe – sei es „Nation“, „Vaterland“, „Kultur“, „Geschichte“ oder schlicht „international“ – durch die Staatsmacht. Eine „Zukunft“, die mit evolutionistischen Phrasen verbrämt und auf die

Logik der Wirtschaft gestützt war, entflammte mehr als zwei Generationen von Chinesen zu einem Enthusiasmus, der für den inneren Widerspruch zwischen den Schlagwörtern „Vaterland“ und „international“ blind war.

Millionen junger Menschen, die wie mein Vater aus begüterten Verhältnissen stammten und gleichwohl das Kapital als verworfen verachteten, schlossen sich aus der Sehnsucht heraus, in China eine Gesellschaft von Gleichen aufzubauen, der Kommunistischen Partei an und verschrieben sich mit der aufrichtigsten Hingabe der Vernichtung ihrer eigenen Klasse. Viele von ihnen verdienen bis heute den Namen von Idealisten reinsten Wassers. Doch bei allem Respekt vor ihren Idealen kann man unmöglich die Augen davor verschließen, dass eine Katastrophe wie die Kulturrevolution in eben solchen leeren „Idealen“ wurzelte. Blicken wir heute zurück, so sehen wir mit Bestürzung, dass einem Land, das sich seiner „fünftausendjährigen Kultur“ rühmt, die Humanität und der gesunde Menschenverstand so gründlich abhanden gekommen sind, dass es nun so elementare Dinge wie den Respekt vor Privateigentum neu erlernen und mühsam ein Rechtssystem und eine moralische Ordnung wieder aufbauen muss.

Ich nenne dieses China eine „Missgeburt“, weil es zwar, wie man zugeben muss, eine Transformation durch die Moderne durchlaufen hat, aber diese Transformation sich bloß aus minderwertigen Quellen in West und Ost speiste und zutiefst gescheitert ist. Von der modernen chinesischen Kultur, die die Generation unserer Väter erträumte, ist nichts wahr geworden.

In gewisser Hinsicht bin ich der, wie ich sie nenne „alpträumhaften Eingebung“ der Kulturrevolution aufrichtig dankbar,

denn ohne sie wären wir womöglich noch immer in einem stumpfsinnigen Zaudern befangen. Erst der Schock des Erwachens hat eine Kettenreaktion des kritischen Fragens ausgelöst. Nun erst erkennen wir das ganze Ausmaß unserer Not: Weder können wir das Erbe einer „chinesischen Kulturtradition“ fortführen noch den Westen einfach aufpfropfen.

Wenn rings um uns lauter „Fremde“ sind, bleibt uns keine andere Wahl, als uns selbst zum „willentlichen Fremden“ zu werden: Indem wir unser individuelles Potenzial neu entfalten und die unterschiedlichsten Ressourcen aus Vergangenheit und Gegenwart, In- und Ausland zu einer neuen Synthese führen, können wir eine zeitgenössische chinesische Kultur ganz eigener Prägung schaffen. Um ein Leitmotiv der Modernisierungsdiskussion des 20. Jahrhunderts – die traditionelle chinesische Kultur als „Substanz“, die modernen westlichen Wissenschaften als praktisch angewandte „Funktion“ – aufzugreifen: Wir müssen das eigenständige Denken zur „Substanz“, die Kulturen aus Vergangenheit und Gegenwart, China und dem Ausland zur „Funktion“ machen. Solange es uns nicht gelingt, eine offene,

„Erst der Schock des Erwachens nach der Kulturrevolution hat eine Kettenreaktion des kritischen Fragens ausgelöst. Nun erst erkennen wir das ganze Ausmaß unserer Not: Weder können wir das Erbe einer ‚chinesischen Kulturtradition‘ fortführen noch den Westen einfach aufpfropfen.“

im Wachstum begriffene Tradition zu begründen, haben wir überhaupt keine Tradition, sondern nur eine nicht enden wollende Vergangenheit.

Wenn ich den Fall der chinesischen Kultur so ausgiebig analysiere, dann tue ich das in der Überzeugung, dass dies kein müßiges Unterfangen ist, sondern dass, wer keine komplexe und tiefgehende Kenntnis der eigenen Kultur gewonnen hat, auch keine anderen Kulturen verstehen kann. Auch wenn die Welt im Zuge der Globalisierung des Kapitals näher zusammengerückt ist, so geht diese „Nähe“ keineswegs mit mehr Verständnis einher, im Gegenteil: Meist verschärfen sich die Konflikte nur noch. Seit dem Ende des Kalten Krieges haben die Vorurteile und Spannungen zwischen den Völkern und Religionen überall auf der Welt nicht ab-, sondern zugenommen. Seit 1991, seit dem Ende des Ersten Irakkriegs, ist die Welt noch misstrauischer gegenüber der Frage, ob ein Krieg „gerecht“ ist oder nur profitabel. Und seit dem Arabischen Frühling mögen wir zwar wissen, von was wir uns „befreien“, aber wissen wir auch, zu was?

Samuel P. Huntington hat versucht, den Zustand der Welt nach dem Kalten Krieg als „Zusammenprall der Kulturen“ zu definieren, aber diese These ist äußerst simplifizierend und typisierend: Erstens vermag sie den Gegensatz von Arm und Reich, von dem in einem globalen kapitalistischen Umfeld jede Kultur in ihrem Innern durchdrungen ist, nicht zu erklären; und zweitens verschleiert sie, indem sie die kulturellen Konflikte überzeichnet, gänzlich den gegenseitigen Nutzen, den Interessengruppen aus unterschiedlichen Kulturen voneinander haben. „Sie haben nichts gegen Mischlinge, solange sie sie selbst aufgezogen haben“, hat ein bekann-

ter palästinensischer Schriftsteller einmal zu mir gesagt.

Eine meiner schönsten Erinnerungen, an die ich noch immer oft zurückdenke, ist die Begegnung mit dem Dichter Adonis im Jahre 2003 in Jordanien. Im Verlauf unserer Unterhaltung kam er bald auf den Nutzen des autoritären arabischen Herrschaftssystems für die Religion zu sprechen. Auf diesen Punkt gestützt, erklärte er unmissverständlich: „Ich bin gegen den Islam.“ Mich hat diese Aussage tieferschüttert. Der Grund war: Verglichen mit der ideologischen Kontrolle, die ich am eigenen Leib erfahren hatte, erstreckte sich die religiöse geistige Kontrolle, gegen die sich Adonis auflehnt, ins Uferlose (nämlich in eine Zeit weit vor den ersten Vorboten irgendeines Arabischen Frühlings)! Und was mich noch mehr erschütterte: Die Kraft zur Selbstreflexion, die Adonis seiner eigenen arabischen Kultur entgegenbrachte, ähnelte meinen chinesischen Erfahrungen so sehr!

Mehr als das: uns verbindet eine „Geistesverwandtschaft“. Auf der Grundlage charakterlicher Integrität ist ein tiefes Vertrauen zwischen uns entstanden. Seitdem stehen wir als Erste unter den zeitgenössischen chinesischen und arabischen Schriftstellern in einem direkten Gedankenaustausch. Unsere Lage ist die gleiche: Wir kämpfen beide an einer doppelten Front. Zum einen sind wir konfrontiert mit den komplexen Schwierigkeiten unserer jeweiligen Kultur auf ihrem Weg in die Moderne (aber auch mit den daraus erwachsenden Bereicherungen), zum anderen mit den weitgehenden Simplifizierungen der übrigen Welt (vor allem des Westens) uns gegenüber, namentlich einer Reduzierung auf die Ideologie im Falle von China und einer Reduzierung auf Nation und Religion im Falle von Arabien.

Und auch die Art, wie wir auf diese Herausforderungen reagieren, ist überaus ähnlich. Erstens: Nach innen halten wir daran fest, den kulturellen Wandel mit eigenständigem Denken und kreativer Individualität voranzutreiben. Zweitens: Nach außen wenden wir uns gegen alle Simplifizierungen, die das Niveau des Gedankenaustausches senken. Drittens: Gegenüber der Welt nehmen wir eine Haltung allseits kritischer Reflexion ein. Die Lehre aus der chinesischen Geschichte des 20. Jahrhunderts lautet: Eine jede Kultur muss ihre moderne Selbsttransformation auf eine kreative Anverwandlung dessen gründen, was an positivem eigenem Erbe auf sie gekommen ist. Andernfalls wird es dieser Kultur wie der chinesischen ergehen: Statt wahrhaft westliches Gedankengut bei uns heimisch zu machen, haben wir bloß einen „Kommunismus“ nach sowjetischem Muster importiert –, einen Kommunismus, den im Westen niemand haben wollte.

Ein ähnliches Problem treibt auch Adonis geistig um. Im Sufismus hat er ein Erbe gefunden, das sich für eine Modernisierung des Islam von innen heraus fruchtbar machen lässt. Bei meiner ersten oberflächlichen Beschäftigung mit dem sufistischen Gedankengut entdeckte ich zu meinem Erstaunen, dass schon im zehnten Jahrhundert Mansur al-Halladsch (858–922) verkündete: „Ich bin die Wahrheit!“ Der Mensch vermag in sich selbst den Bereich höchster Spiritualität, die Einswerdung mit Allah durch die Liebe, zu erlangen. Diese zutiefst anthropozentrische Auslegung des Islam führte dazu, dass die Herrschenden al-Halladsch verstümmelten und hinrichteten. Und doch: Welch einen prägnanten, glanzvollen geistigen Weg hat er gebahnt – einen Weg, der

über zehn Jahrhunderte hinweg bis hin zu Adonis, ja sogar Exmetjan Osman führt! Noch bemerkenswerter ist, dass die heutige muslimische Religionsgemeinschaft in der chinesischen Provinz Xinjiang (auch „Ost-Turkestan“ genannt) sich unter dem Einfluss von Sufis, die auf der Flucht vor Verfolgung ins Exil gegangen waren, gebildet und ausgebreitet hat. Als Anhänger der anthropozentrischen Tradition des Islam sollten sie nicht etwa die Feinde all jener Chinesen sein, die in ähnlicher Weise nach einer chinesischen Moderne streben, im Gegenteil: Beide Gruppen sollten einander Weggefährten sein, die sich gegenseitig inspirieren und anspornen.

Nun dürfte sich auch das Thema „Kulturen und Konflikte“ endlich klären lassen. Eine Kultur, die über ein vitales Vermögen zur Selbstreflexion verfügt, wird nicht nur keine Konflikte hervorbringen, sondern im Gegenteil Konflikte lösen; sie wird keine Feindseligkeit schaffen, sondern Verstehen. Wenn ich von einem „vitalen Vermögen zur Selbstreflexion“ spreche, so meine ich damit die Fähigkeit zur kritischen Selbsthinterfragung in jeder Kultur. Diese Fähigkeit bahnt gleichzeitig Wege zu unabhängigen Denkern in anderen Kulturen –, auch und gerade in Kulturen, die als gegnerische Konfliktparteien abgestempelt worden sind.

Im Zentrum einer jeden Kultur hat schon immer die Schaffung eines individuellen Bewusstseins als Ziel gestanden –,

„Die Kraft zur Selbstreflexion, die der Dichter Adonis seiner eigenen arabischen Kultur entgegenbrachte, ähnelte meinen chinesischen Erfahrungen so sehr!“

so wie der Sinn der Demokratie in der Aufklärung liegt. Eine Mehrheit, die sich dem unabhängigen Denken und der eigenen Wahl verschließt, ist anfällig für ein extremistisches autoritäres System. Man kann sagen: Zwischen lebendigen, von schöpferischen Individuen beseelten Kulturen wird es kaum je zu Konflikten kommen. Umgekehrt erstarrt eine Kultur, die nicht mehr von den „Sehnsüchten der Menschen“ mit Leben erfüllt wird, zu einem Leichnam, einem Instrument, das nur zu leicht von den Machthabern missbraucht wird. Wie viele solcher „kulturlosen“ Konflikte, die in Wahrheit Macht- und Interessenkämpfe sind, gibt es auf der Welt!

Die Missgeburt der offiziellen „kommunistischen Kultur“ Chinas in den letzten über fünfzig Jahren war eine allgemeine Diktatur, unter der über eine Milliarde Chinesen – Han-Chinesen, Tibeter, Uiguren und Mongolen gleichermaßen – zu leiden hatten. Im Zuge einer staatlichen Geschichtsklitterung wurde dieses „China“ kurzerhand mit dem Kaiserreich unter den verschiedensten vorigen Dynastien gleichgesetzt –, insbesondere mit jenem China, das von der mandschurischen Qing-Dynastie beherrscht worden war und dessen Territorium Tibet, Xinjiang, die Mongolei und weite Gebiete nördlich der Großen Mauer bis hin zum Stanowoi-gebirge umfasst hatte.

Die historischen Komplexitäten ignorierte man bei dieser Gleichsetzung bewusst: Die Qing-Machthaber nämlich hatten die Bevölkerung in gesellschaftliche Klassen eingeteilt – Mandschuren, Mongolen, muslimische Hui-Chinesen, Tibeter und Han-Chinesen – und sich mit den anderen Minderheiten verbündet, um die Han-Chinesen, die sie selbst an Zahl um das Hundertfache übertrafen und sich

dennoch zur untersten Schicht der Gesellschaft herabgedrückt sahen, unter Kontrolle zu halten. Deshalb war der Dalai Lama als das Oberhaupt des tibetischen Buddhismus damals sogar der spirituelle Lehrer des Kaisers. Und die Hui-Muslime in Xinjiang genossen ungeachtet ihrer von der Qing-Dynastie niedergeschlagenen Aufstände einen gesellschaftlichen Status, der weit höher war als der der Han-Chinesen.

Mit seinem Schlachtruf „Verjagt die Tataren, verwirklicht die Republik!“ bereitete Sun Yat-sen dann Anfang des 20. Jahrhunderts den Boden für die begriffliche Verwirrung des Kampfs um Demokratie mit dem Kampf der Nationalitäten. Der innere Widerspruch, der darin angelegt war – einerseits machte sich Sun aus purem Pragmatismus die ethnischen Vorurteile zu Nutzen, andererseits propagierte er eine Demokratie, die auf den allgemeinen Menschenrechten gründen sollte –, legte sich wie ein dunkler Schatten auf ein ganzes Jahrhundert chinesischer Geschichte und stiftete auch in den Köpfen der übrigen Welt Verwirrung: Den Konflikt zwischen dem chinesischen Volk und seinen autoritären Machthabern hielt man nun fälschlicherweise für einen Konflikt zwischen verschiedenen Ethnien. Dieser Irrglaube hat in beträchtlichem Maß zu einer Verflachung des historischen Denkens beigetragen und, schlimmer noch, es den Machthabern erlaubt, der Unterdrückung vermeintlicher „Nationalitätenkonflikte“ den Anschein von Legitimität zu verleihen.

In ähnlicher Weise beruht die heutige verfahrenere Lage im Nahen Osten keineswegs auf einem „kulturellen Konflikt“ zwischen Palästinensern und Israelis, sondern ist das historische Produkt egoistischer und verantwortungsloser westlicher Kolonialisten. Haben die westlichen Intellektuellen

sich eingehend genug damit auseinandergesetzt? Ich meine: wirklich auseinandergesetzt und nicht bloß höflich (oder zum Selbstschutz?) geschwiegen. Beim Denken sollte man alle Höflichkeit ablegen. Der Sklavenhandel beispielsweise ist ausgiebig erforscht worden. Aber wie steht es um den Ersten Opiumkrieg, eines der schmutzigsten Kapitel der menschlichen Geschichte? Dieser Krieg hat die „moderne Geschichte“ Chinas mit all ihren Deformationen direkt heraufbeschworen. „Gibt es“, so habe ich einmal einen bekannten britischen Historiker gefragt, „eine eingehende Monografie zu den Opiumkriegen?“ Der Mann war für einen Moment wie vor den Kopf geschlagen. Auch dies ist ein Beispiel für den Mangel an kritischer Selbstreflexion in einer Kultur. Nicht nur Arabien und China bedürfen dieser Fähigkeit zur eingehenden Selbstreflexion, sondern in nicht geringerem Maße auch Europa und Amerika. Heute, in Zeiten der Globalisierung, haben die grassierenden Ausflüchte der „politischen Korrektheit“ und der Profit als die einzige harte Währung die Unterschiede zwischen den Kulturen längst eingeebnet und die Menschheit in einem einzigen Egoismus und Zynismus vereint. Vor unser aller Augen ist nur der eine Konflikt noch übrig: Schau nur, dort

„Die verfahrenere Lage im Nahen Osten beruht keineswegs auf einem ‚kulturellen Konflikt‘ zwischen Palästinensern und Israelis, sondern ist das historische Produkt egoistischer und verantwortungsloser westlicher Kolonialisten.“

ist der Profit – willst du ihn mit Händen greifen oder vor ihm davonlaufen? Aber wohin kannst du vor ihm fliehen? Angesichts dieser allgemeinen Realität ist der Einzelne nie hilfloser gewesen.

Welt brüllender Parolen

Aber habe ich damit nicht mein Thema verfehlt? Wenn ein Konflikt sich erst einmal so weit verfestigt hat, was nützt dann noch ein Gedicht? Kann es irgendetwas überwinden oder verändern? In der Tat: Ein chinesischer Dichter, der ein Gedicht eines uigurischen Dichters übersetzt, wird an der Realität nichts ändern. Exmetjan Osman lebt immer noch im Exil. Die Welt brüllt immer noch Parolen. Die bunte Wüste des Kommerzes zeugt immer noch von der geistigen Krise des Menschen. Am Ende bleibt eine immerwährende Trostlosigkeit, die jenseits der Grenzen von Zeiten und Sprachen allen ernsthaften Dichtern auf der Welt nur allzu vertraut ist. Kein aufrichtiger Dichter kann ihr entrinnen.

Und doch: Es geschehen wundersame Dinge. Egal, wie heftig ein sogenannter „Konflikt“ auch tobt, man braucht nur die Dichter der jeweiligen Nationalitäten zu einer gemeinsamen Lesung zusammenzubringen – Han-chinesische und uigurische, Han-chinesische und tibetische, irakische und amerikanische, türkische und kurdische, russische und tschetschenische, polnische und litauische, ja sogar palästinensische und israelische –, und schon wird man beobachten: In ihrer Freilegung von Daseinsempfindungen, ihrem Streben nach poetischer Erkenntnistiefe und ihrem Bemühen, sich bis an die äußerste Grenze der Sprache vorzutasten, sind sie einander vollkommen gleich!

Diese Verbundenheit schafft eine gemeinsame „Grammatik“. Dank ihrer kann ein Gedicht tiefer hinabreichen als die Sprache, über Schlachtfelder hinweg von einem Herzen zum anderen; und dabei erkennt man die Klassiker anderer Kulturen als seine eigenen. Denn alle Klassiker sind von einer Urbedeutung durchdrungen: dem ästhetischen Widerstand des Einzelnen in der Not. Die vor 2300 Jahren erhobenen „Fragen an den Himmel“ (Tianwen) haben bis heute die Haltung des Dichters als eines „Fragenden“ festgeschrieben, so wie sie Qu Yuan eingenommen hatte, jener Dichter aus dem Reich Chu, der sich in der Verbannung schließlich in einem Fluss ertränkte. Ein ähnliches Schicksal erlitt der Verfasser der „Metamorphosen“, der römische Dichter Ovid: Auch er starb in der Verbannung. Und auch dem Tang-zeitlichen Dichter Du Fu, der den Schmerz eines unstillen Wanderlebens fern von Hofe in unvergleichlichen Versen sublimierte, erging es ähnlich –, genauso wie Dante, Celan, Mandelstam und Zwetajewa. Für die Dichter war die Welt noch nie ein Paradies. Jeder geistig Suchende lebt unweigerlich im Exil.

So erschließen sich mir nun auch zu guter Letzt „die Nächte, die endlos vergehen“, in Exmetjan Osmans Gedicht. „Endlos“, weil wir keinem Versprechen irgendeines illusorischen „Fortschritts“ glauben können. Jedes Gedicht (ja sogar jeder Satz darin) endet mit einem „Unmöglich“, der Dichter jedoch beginnt unaufhörlich mit dem Unmöglichen und macht sich selbst zum „poetischen Anderen“ (The Poetical Other). Das Wort „poetisch“ treibt hier den gedanklichen Gehalt und die Dynamik, die dem Begriff der „Poesie“ von Natur aus innewohnen, bis zum Äußersten. Wenn ich sage, dass ich meine Gedichte nicht im

allgemein gebräuchlichen „Chinesisch“ schreibe (weil es das gar nicht gibt), sondern in meinem eigenen „Yanglich“, dann habe ich in dem Gedicht „Die Nächte, die endlos vergehen in Scheherazades Mund“ schon Exmetjan Osmans „Osmanisch“ gefunden. Sein Gedicht hat mich nicht enttäuscht. Dieses in einem so ruhigen Ton gehaltene und doch mit seiner Abfolge von Licht, Nacht und wieder Licht so machtvolle Poem erhellt mit seinem Glanz nicht nur seinen uigurischen Autor, es hat auch mich erhellt. Und es wird – davon bin ich überzeugt – jeden Chinesen, der es liest, tief bewegen. Gedichte geben dem Blick eines lyrisch geprägten Ichs eine Tiefe und Klarheit, die auch seine Haltung gegenüber Nationen und Staaten, Sprachen und Religionen bestimmt.

Deshalb unterstütze ich Osmans Kampf um die Bewahrung der uigurischen Sprache und Kultur, genauso wie ich mich mit aller Kraft dafür einsetze, die Reinheit des Chinesischen zu bewahren. Und weil ich mich gleichzeitig auch für die Transformation der chinesischen Kultur auf dem Weg in die Moderne engagiere, lehne ich mich zwangsläufig gegen die Alleinherrschaft der Kommunistischen Partei auf, die den Minderheiten ihre Rechte aberkennt.

Zu den schönsten Erfahrungen gehört es für mich, wenn Dichter Seite an Seite sitzen und einander übersetzen, einander Bild für Bild und Satz für Satz in eine andere Sprache hinübertragen und dabei, gestützt auf ihr blitzartiges poetisches Verstehen, tief in das Werk des anderen eindringen – in solchen Momenten fühlen sie nur innige Verbundenheit und keinerlei Konflikt. Im Jahre 2006 kam mir, gleichfalls in Berlin, im Dialog mit dem südafrikanischen Dichter Breyten Breytenbach, der die Leiden von Konflikten zur Genüge

am eigenen Leib erfahren hat, der folgende Satz in den Sinn: „Gedichte sind unsere einzige Muttersprache.“ Dieser Satz fasst die Schönheit der poetischen „Grenzüberschreitung“ bündig zusammen. Im Jahre 2012, auf der Jahresversammlung des Internationalen P.E.N. in der südkoreanischen Stadt Gyeongju, sind wir – einige chinesische, uigurische und polnische Dichter – übereingekommen, nicht länger auf irgendwelche „politischen Lösungen“, die auf undurchsichtigen Geschäften beruhen, zu warten, sondern selbst kurzerhand aktiv zu werden. Mit jedem Gedicht überwinden wir Konflikte und knüpfen ein zartes, funkelndes Netz des Verstehens. Dies ist die Haltung, die wir Dichter angesichts der heutigen Herausforderungen einnehmen. Das „Poetische“ ist seinem Wesen nach immer schon politisch. Verglichen mit dem Getöse der „Konflikte“ sprechen die Gedichte nur mit leiser Stimme, und doch ist ihr Nein vernehmlich. Auf diese Weise vermögen sie – wie das Licht der Weisheit, von dem Exmetjan Osman spricht – die Dunkelheit der „Nächte, die endlos vergehen“, zu durchbrechen.

Yang Lian ist chinesischer Dichter und derzeit Stipendiat am Wissenschaftskolleg in Berlin. 2012 gewann er den renommierten Internationalen Nonino-Literaturpreis. Er wurde 1955 als Sohn von Diplomaten in der Schweiz geboren und wuchs in Peking auf. 1979 schloss er sich einer Gruppe von Dichtern an, die die Zeitschrift „Jintian“ veröffentlichten. Zurzeit des Massakers am Platz des Himmlischen Friedens befand er sich in Neuseeland und beteiligte sich an den Protesten gegen das Vorgehen der chinesischen Regierung. Kurz darauf wurden seine Werke in China auf die Zensurliste gesetzt und Yang Lian wurde die chinesische Staatsbürgerschaft entzogen. Zuletzt auf Deutsch erschienen: „Aufzeichnungen eines glückseligen Dämons – Gedichte und Reflexionen“ (Suhkamp, Frankfurt am Main 2009).

Nicht nur Versöhnungstheater Seit dem Ende des Bosnien-Krieges 1995 ist viel von Aussöhnung die Rede gewesen. Und so hat man für viel Geld den Ratsschlag internationaler Experten eingeholt, ganz so, als handele es sich bei Aussöhnung um eine Art Technologie und nicht um, so die lexikalische Definition, „Bereinigung, Verständnis, Kompromiss“ zwischen Nachbarn. Doch worauf kommt es wirklich an?

Von Slavenka Drakulić



Das Aufsehen war groß, als im November 2010 der serbische Präsident Boris Tadić den kroatischen Staatschef Ivo Josipović traf. Tadić besuchte das Massengrab in Vukovar und bat um Verzeihung für das Massaker, das die Jugoslawische Volksarmee und serbische Paramilitärs im Herbst 1991 angerichtet hatten. Das war das erste Mal, dass ein serbischer Präsident öffentlich sein tiefes Bedauern über dieses Verbrechen äußerte.

Gleichsam im Gegenzug fuhr Josipović, der sich in seinem ersten Amtsjahr als Präsident stärker als jeder seiner Vorgänger für eine Versöhnung engagiert hat, zum Dorf Paulin Dvor, wo kroatische Paramilitärs im Dezember 1991 achtzehn serbische und einen ungarischen Zivilisten getötet hatten.

Das waren beeindruckende Gesten, mit denen die Staatsmänner gewissermaßen symbolisch den Teufelskreis der Gewalt durchbrechen wollten. Auch das bosnische Staatspräsidium schloss sich ein paar Tage später an und rief zur Aussöhnung auf. Bakir Izetbegović, das neueste Mitglied des Präsidiums, entschuldigte sich „für jeden unschuldigen Menschen, der durch die Armee von Bosnien-Herzegowina getötet worden ist“.

So wohlwollend dieser Schub an versöhnungspolitischer Aktivität bei der internationalen Gemeinschaft und den Menschen in der Region aufgenommen wurde, so kritisch waren die Fragen, die anschließend gestellt wurden: Handelte es sich bei all den gut gemeinten Gesten und Reuebekundungen nicht eher um ein Versöhnungstheater für die Weltgemeinschaft? Wo bleiben die Listen der verschwundenen Kriegsgefangenen? Wann werden geraubte Kulturgüter an Kroatien zurückgegeben? Wann können die Flüchtlinge in die Krajina zurückkehren?

Es ist und bleibt schwer, Politikern vom Balkan uneingeschränkt Glauben zu schenken, selbst wenn sie mit den edelsten Absichten zu handeln scheinen. Doch um in Sachen Versöhnung weiterzukommen, muss man ihnen Glauben schenken können. Wir müssen damit beginnen, ihre Worte ernst zu nehmen und davon aus-

gehen, dass sie tatsächlich darauf abzielen, Wahrnehmungen und Haltungen der Nationen zueinander zu ändern. Tadić und Jospović haben einen ebenso klaren politischen Willen zur Aussöhnung demonstriert wie vor ihnen der damalige kroatische Präsident Stjepan Mesić, der im Jahre 2003 in Belgrad offiziell sein Bedauern äußerte. Im März 2010 verabschiedete das serbische Parlament die richtungsweisende „Erklärung von Srebrenica“. Zwar wird das Wort Genozid nicht explizit gebraucht, doch wird die Verantwortlichkeit der serbischen Armee für das Blutbad im Juli 1995, bei dem rund 8.000 Bosniaken ermordet wurden, klar benannt.

Kapitalismus schlägt Patriotismus 1:0.

Seit dem Ende des Bosnien-Krieges 1995 ist viel von Aussöhnung die Rede gewesen – insbesondere im Ausland. Und so hat man für eine Menge Geld den Ratsschlag internationaler Experten eingeholt, ganz so, als handle es sich bei Aussöhnung um eine Art Technologie und nicht um, so die lexikalische Definition, „Bereinigung, Verständnis, Kompromiss“ zwischen Nachbarn. Nach endlosen Sitzungen kamen die Experten zu dem Schluss, dass es wichtig sei, zusammenzuarbeiten. Aha. Es folgte eine Reihe von Empfehlungen, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Ganz so, als ob die Menschen in Kroatien, Serbien, Bosnien und Kosovo das nicht selbst wüssten.

Dass eine gewisse „Zusammenarbeit von unten“ schon stattfindet, dafür genügt ein Blick auf die kriminelle Szene der Region. Stoisch und unbeirrt setzt man die vor dem Krieg betriebenen illegalen Machenschaften fort: vom Schmuggel und Tausch

von Treibstoffen, Waffen, Menschen und Tabak bis hin zu Auftragsarbeiten wie Attentaten. Auch die Geschäftsleute kooperieren nach wie vor auf allen Ebenen, sei es in der Öffentlichkeit oder im Verborgenen. Die Slowenen waren die Ersten, die ihre Produkte nach Serbien exportierten: Kapitalismus schlägt Patriotismus 1:0.

Als der Economist-Redakteur Tim Judah 2009 einen Artikel über die „Jugosphäre“ veröffentlichte, löste er vor allem in Kroatien eine Welle des Protests aus. Er schrieb über die ungebrochene Kooperation auf allen Ebenen, die beweist, dass die Folgestaaten des ehemaligen Jugoslawien weiterhin einen einheitlichen Raum bilden, ungeachtet aller nationalistischen Ideologie, die eine solche Zusammenarbeit als „antipatriotisch“ verurteilt. „Die Zeiten sind hart“, so Judah; es sei daher kaum verwunderlich, dass die Menschen den Vorteil einer gemeinsamen Sprache und eines ähnlichen Konsumverhaltens ausnutzten.

Allein in den vergangenen Monaten habe man viele neue Initiativen beobachten können: von der Gründung einer gemeinsam von Slowenien, Kroatien und Serbien betriebenen Eisenbahngesellschaft über ein Treffen der Lotteriegesellschaften von Mazedonien, Slowenien, dem Kosovo, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Kroatien, in dem eine Fusion anvisiert wurde, bis hin zur Unterzeichnung von Auslieferungsabkommen zwischen Kroatien und Bosnien sowie zwischen Kroatien und Serbien und einem Abkommen zur militärischen Kooperation zwischen Serbien und Kroatien – ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Nun war es weniger der Hinweis auf solche Formen der Zusammenarbeit, weswegen Judahs Artikel kritisiert wurde, als

vielmehr das Wort „Jugosphäre“, das man als beleidigend empfand. Doch nicht einmal die schärfsten kroatischen Nationalisten (die, nebenbei bemerkt, auch Slowenien beschuldigen, Kroatiens Beitritt zur EU zu blockieren) konnten einen Unternehmer wie den Kroaten Emil Tedeschi davon abhalten, seine Aktivitäten nach Slowenien, Bosnien, Montenegro, Mazedonien und Serbien auszuweiten. Tedeschi selbst zieht die Bezeichnung „Südosteuropa“ vor, während andere vom „Westbalkan“ sprechen – Hauptsache, das Präfix „Jugo“ wird vermieden. Nichts dokumentiert anschaulicher, wie nationalistische Vorbehalte und Wertvorstellungen die Zeiten überdauern, unabhängig davon, wie die Zusammenarbeit in der Realität funktioniert.

Der Hauptunterschied zwischen den Versöhnungsbemühungen der vergangenen 15 Jahre und den aktuellen Entwicklungen ist, dass sehr lange kein sichtbarer politischer Wille dahinter stand. Der jüngste Anstoß kam durch eine neue Generation von Politikern, die sich einem EU-Beitritt ihrer Länder augenscheinlich weit stärker als ihre Vorgänger verschrieben hat. So hat sich Serbien, lange Zeit als „Schurkenstaat“ gehandelt, dazu durchgerungen, verschiedene Abkommen zu unterzeichnen. Inzwischen ist das Land

„Stoisch und unbeirrt setzt man die vor dem Krieg betriebenen illegalen Machenschaften fort: vom Schmuggel und Tausch von Treibstoffen, Waffen, Menschen und Tabak bis hin zu Auftragsarbeiten wie Attentaten.“

Mitglied des Regionalen Kooperationsrats (RCC, ehemals Stabilitätspakt für Südosteuropa), Unterzeichner des Mitteleuropäischen Freihandelsabkommens (CEFTA) und der Partnerschaft für den Frieden (PfP), einem 1994 gegründeten Programm zur militärischen Zusammenarbeit zwischen der NATO und mittlerweile 23 europäischen und asiatischen Staaten.

All das soll Serbiens Verhandlungsbasis in Sachen Abschaffung der Visumpflicht für die EU stärken und das Land enger an die Union binden. Obgleich man die Haltung der EU zu einem Beitritt Serbiens nicht gerade als enthusiastisch bezeichnen kann, so weiß man in Brüssel doch, dass die Stabilität in der Region untrennbar mit einer Beitrittsperspektive für alle Länder verknüpft ist, ungeachtet des genauen Zeitpunkts.

Wenn Geschäftsleute zusammenarbeiten, wenn kroatische Verleger an Buchmessen in Belgrad teilnehmen, wenn die Fußballmannschaften der Länder gegeneinander antreten, wenn die Menschen ihre Familien auf der anderen Seite der Grenze besuchen können, ohne dass Verrat vermutet wird, braucht man dann überhaupt eine Politik der Aussöhnung? Oder sollte man es, wie von einigen Beobachtern vorschlagen, bei spontanen Bottom-up-Methoden belassen?

Werfen wir doch einmal einen Blick in die kroatische Presse. Da wird ein Tim Judah der „Jugonostalgie“ angeklagt, da wird ein Kroat als „Verräter“ bezeichnet, der seine Fabrik an einen Serben verkauft, da gibt es Widerstand, wenn ein Hotel oder eine Werft mit serbischem Kapital erworben wird. Die Mehrheit der Serben, Kroaten oder Bosnier ist Umfragen zufolge ausgesprochen weit davon entfernt, mit der Idee versöhnt zu sein, dass ihre Nachbarn





nicht mehr ihre Feinde sind. Ist da der Gedanke nicht naheliegend, dass Versöhnung mindestens ein paar Generationen länger benötigen würde, wenn wir das Geschäft den Bürgern überließen?

Weder Krieg noch Frieden „passieren“ spontan. Kriege sind das Ergebnis eines politischen Willens, sie werden durch eine Rhetorik der Gewalt vorbereitet, die Feindbilder schafft und Aggression rechtfertigt. Vergleichbares gilt für Frieden und Versöhnungsprozesse. Beide müssen „von oben“ eingeleitet und gesteuert werden, nur dass die Werte, die dabei von oben nach unten propagiert werden, das genaue Gegenteil sind: Toleranz und Zusammenarbeit. Der erste Schritt zur Versöhnung besteht also in einem entschiedenen politischen Willen. Nicht als einmalige Geste der Verzeihung, sondern als ein Akt, an den sich Programme anschließen, die für neue Werte werben und alle Schichten der Gesellschaft erreichen. Wenn man die deutsch-französische Versöhnung, um ein Beispiel zu nennen, in die Hände von Otto Normalverbraucher und Monsieur Toutlemonde gelegt hätte, würden wir wohl immer noch 100 Jahre auf ein vereinigtes Europa warten.

Die Voraussetzung und unabdingbare Grundlage für Versöhnung ist Gerechtigkeit. Doch Gerechtigkeit kann es nur in Verbindung mit Wahrheit geben. Ohne ein Rechtssystem, in dem den Kriegsverbrechern der Prozess gemacht wird – und in dem die Fakten über die Verbrechen vorangegangener Kriege offengelegt werden –, ist jede Versöhnung zum Scheitern verurteilt.

In Kroatien etwa besteht das Haupthindernis für Versöhnung in dem über zwei Jahrzehnte gehegten und gepflegten Irrglauben, die kroatische Armee könne per

Definition gar nicht für Kriegsverbrechen verantwortlich gemacht werden, da sie im Auftrag der nationalen Verteidigung gehandelt habe: mit der Folge, dass man Kriegsverbrecher als Kriegshelden betrachtet. Und so wird auch der Internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag als eine feindlich gesinnte Institution wahrgenommen, nicht als Instrument zur Wahrheitsfindung.

Herrschte in Serbien bis zur Erklärung von Srebrenica in Politik und Gesellschaft eine Kultur der Leugnung vor, so wird der Versöhnungsprozess in Bosnien und Herzegowina durch den Sonderstatus eines geteilten Landes erschwert. Und das nicht nur auf administrativer, sondern auch auf psychologischer und emotionaler Ebene. Täter und Opfer leben im selben Land, der selben Stadt oder sogar dem selben Dorf und der selben Straße.

Wenn wir neue Werte vermitteln, dann heißt das, dass wir auch einen neuen psychologischen Rahmen schaffen. Die Bürger zu grenzüberschreitender Zusammenarbeit zu ermutigen, wird nicht mehr nötig sein –, die findet ja bereits statt.

Wichtiger ist es, den Menschen zu vermitteln, dass die Zusammenarbeit, der Handel, die gegenseitigen Besuche und der Versuch, sich von Feindbildern zu verabschieden – dass all das nicht nur „politically correct“, sondern auch politisch erwünscht ist. Es sollte einem kroatischen Autor möglich sein, in Serbien ein Buch zu veröffentlichen, und einem kroatischen Musiker, in Serbien ein Konzert zu geben, ohne dass er einen medialen Spießrutenlauf zu erwarten hat, wie es noch bis vor kurzem die Regel war.

Doch wie kann eine Regierung eine solche Botschaft übermitteln? Nun, zum

Beispiel indirekt, indem sie gemeinsame Projekte unterstützt, angefangen bei Abkommen wie dem Regionalen Kooperationsrat oder der Partnerschaft für den Frieden, bis hin zu kleineren Initiativen wie Gesangswettbewerben oder dem viel beschworenen Schüleraustausch. Dass die Massenmedien dabei eine wichtige Rolle spielen, ist keine große Überraschung. Von dort aus werden Wertvorstellungen ins alltägliche Leben transportiert, nicht umgekehrt. Begänne die Regierung damit, systematisch antinationalistische Werte zu vermitteln, so dürften die öffentlichen Fernsehanstalten bald folgen. Vielleicht nicht zwangsläufig – aber es ist zumindest nicht unwahrscheinlich, dass die Sender akzeptieren würden, dass nicht Nationalismus und Hass, sondern Versöhnung das Thema der Stunde ist. Das Privatfernsehen, ohnehin weniger anfällig für nationalistische Propaganda und stets mit dem Blick auf die Einschaltquoten, würde mit hoher Wahrscheinlichkeit auf diesen Zug aufspringen.

Positive Signale an seine Nachbarn auszusenden ist viel wert, aber doch nur eine kurzfristig wirksame Strategie. Eine neue Regierung, ein neuer politischer Wind kann die öffentliche Meinung schnell wieder in Richtung Nationalismus umschlagen lassen – was in den neunziger Jahren

„Wenn man die deutsch-französische Versöhnung in die Hände von Otto Normalverbraucher und Monsieur Tout-le-monde gelegt hätte, würden wir wohl immer noch 100 Jahre auf ein vereinigtes Europa warten.“

bekanntlich auch geschah. Um wirklich neue Werte zu etablieren, brauchen wir einen langfristig angelegten Ansatz und an allererster Stelle die Ausbildung eines Geschichtsverständnisses. Wenn dieser Prozess damit beginnt, dass Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt werden, so muss er damit fortgeführt werden, dass die Geschichte erforscht und durch Bücher und Schulbücher den Weg in die Öffentlichkeit findet. Die Ausbildung eines Geschichtsverständnisses muss auf Fakten, nicht auf Mythen und Ideologie basieren.

Schaut man sich die Geschichtsbücher heute an, so stößt man auf mitunter sehr widersprüchliche Informationen. Kroatien etwa hadert 65 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs noch immer mit der Tatsache, dass das Land in seiner bis dato einzigen Phase der Unabhängigkeit ein faschistischer Marionettenstaat war, der Unabhängige Staat Kroatien (NDH). Der erste Präsident der neu gegründeten Republik, Franjo Tudjman, wurde nicht müde zu verkünden, dass das neue Kroatien auf dem Fundament des alten aufbaue. In der kroatischen Verfassung jedoch liest man das genaue Gegenteil: Der neue Staat basiert auf Antifaschismus – ein Indiz für die anhaltende Spaltung des Landes in Sachen Vergangenheitsbewältigung.

In allen postjugoslawischen Gesellschaften sind die Menschen daran gewöhnt, mit derlei Widersprüchen zu leben. Während des Kommunismus kontrastierte ihre Erinnerung für gewöhnlich mit der offiziellen Geschichtsschreibung. In einem Land, in dem kommunistische Ideologie, Folklore und Mythen vorherrschten, aber belastbare historische Fakten fehlten, fiel die Verbreitung von Propaganda nicht schwer. Ein Beispiel: Nach 1945 wurde die Anzahl der im Konzentrationslager Jase-

novac während der NDH-Zeit getöteten Zivilisten auf rund 700.000 taxiert, wohingegen sich vier Jahrzehnte später die wesentlich realistischere Zahl 60.000 durchsetzte. Ebenso umstritten ist die genaue Zahl der zehntausenden kurz nach Kriegsende in Bleiburg ermordeten NDH-Soldaten und Zivilisten. Es war schlicht unvorstellbar, dass Titos ruhmreiche Armee Kriegsverbrechen begangen haben sollte. Generationen von Jugoslawen wuchsen mit dem Widerspruch auf, die „Wahrheiten“ in den Schulbüchern nicht anzweifeln zu dürfen, während sie zuhause einer ganz anderen Version der Geschichte ausgesetzt waren. Es war einfacher, nicht gegen das Dogma anzukämpfen.

Zu wenig Geschichte, zu viel Erinnerung

Bisher hat es zu wenig Geschichte und zu viel Erinnerung gegeben – das ist einer der Gründe dafür, dass man in den neunziger Jahren so schnell zu den Waffen griff. In jedem Fall sind Geschichts- und Schulbücher sowohl Teil der Lösung als auch Teil des Problems. Die Historiker sollten ein für alle Mal damit aufhören, sich zu Sklaven der herrschenden Ideologie zu machen und stattdessen damit anfangen, Fakten vorzulegen.

Aber Bildung ist ein langfristiger Prozess. Bildung, die Versöhnung schaffen will, muss mehr sein als bloße Korrektur der Schulbücher. Um zur Versöhnung zu gelangen, braucht jede Gesellschaft einen Konsens. Um die Wahrheit zu verbreiten, bedarf es eines öffentlichen Forums. Eine verantwortungsvolle Gesellschaft, die Versöhnung will, muss das können. Deutschland etwa war seinerzeit dazu in der Lage.

Die Kultur kann einer solchen Debatte als Forum dienen. Doch wie können Kunst und Kultur der Versöhnung dienen, wenn die Mehrheitskultur und ihre Institutionen – etwa die serbischen und kroatischen Akademien der Wissenschaften – Nationalismus propagieren? Ähnlich wie die Massenmedien dient die Kultur vor und während eines Krieges als Vehikel der nationalistischen Propaganda. Es wäre falsch, von der versöhnenden Rolle der Kultur so zu sprechen, als sei sie ganz unabhängig vom politischen Willen.

Unsere Erwartungen an die Möglichkeiten der Kultur sind in der Regel zu hoch. Die Kultur soll uns befähigen, eine bessere, eine friedlichere, eine gerechtere Gesellschaft zu werden. Dieser Vorstellung von den Möglichkeiten der Kultur im Versöhnungsprozess liegt die Annahme zu Grunde, dass Künstler und Intellektuelle, dass gebildete Menschen im Allgemeinen eine höhere moralische Instanz verkörpern: Gerade weil sie gebildet sind, sollten sie es besser wissen als der Rest. Doch dem ist nicht so.

Wieder und wieder hat die Geschichte bewiesen, dass Kultur hervorragend dafür geeignet ist, Propaganda in totalitären Regimen zu fördern. Warum? Weil die Moral von Künstlern und Kulturbürokraten in keiner Weise von der anderer Menschen abweicht. Überdies bestand in Jugoslawien (sowie auch anderswo) eine Tradition kultureller Servilität für das Regime – es gab praktisch keine andere nennenswerte Form der Kultur. Das wiederum ist durch eine Art Überlebensstrategie zu erklären: Aus Gründen des Selbstschutzes waren Künstler und Intellektuelle gleichsam gezwungen, Staatsbedienstete zu werden. Daher nimmt es kaum Wunder, dass es gerade jene Gruppen waren, die in

den achtziger Jahren den Nationalismus propagierten. Schriftsteller, Akademiker, Journalisten, Mitglieder von Kulturinstitutionen: Alles gebildete Menschen, die zu Zahnradchen in der nationalistischen Propagandamaschine wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, „Fremde“ in der Gesellschaft auszumachen, die Leute auf den bewaffneten Konflikt, den Krieg einzuschwören. Sie machten ihre Aufgabe gut.

Ein geradezu emblematisches Bild aus dem Jahre 1993: Radovan Karadžić – Poet, Psychiater und Präsident der Republika Srpska – steht auf den Hügeln oberhalb von Sarajewo; bei ihm der russische Dichter Edward Limonow, der mit einem Maschinengewehr in Richtung Stadt schießt.

Wer über die Rolle der Kultur im Versöhnungsprozess spricht, darf von ihrer Fähigkeit, Ideologie und Propaganda zu produzieren, Menschen zu manipulieren und Massenmord vorzubereiten und zu rechtfertigen, nicht schweigen. Das Gegenteil trifft jedoch wahrscheinlich ebenso zu – wenn Kultur sich in eine Propagandamaschine verwandeln kann, dann kann sie auch, zumindest in einer Demokratie, die die freie Verbreitung von Ideen ermöglicht, stets ein Schlüssel zur Versöhnung sein. Doch das kann nur funktionieren, wenn staatlich unterstützte Projekte frei von politischem Missbrauch sind. Verglichen mit anderen Staatsaufgaben, etwa der Rüstung, kann Kultur bei verhältnismäßig geringen Kosten viel erreichen. Für gewöhnlich

„Wieder und wieder hat die Geschichte bewiesen, dass Kultur hervorragend dafür geeignet ist, Propaganda in totalitären Regimen zu fördern.“

kommt ihr nur ein Bruchteil des staatlichen Budgets zu. Es wäre vielleicht gut, ein wenig mehr in sie zu investieren.

Natürlich, Versöhnung fand und findet bereits statt, im kleineren wie im größeren Rahmen. Fast zwei Jahrzehnte sind seit Beginn der Kriegshandlungen vergangen. Eine neue Generation ist seither erwachsen geworden. Wenn es jedoch diese Generation ist, anhand derer wir Fortschritte in der Versöhnung festmachen wollen, dann ist der Befund wenig erfreulich. In einer aktuellen Meinungsumfrage unter kroatischen Schülern im Alter von 17 und 18 Jahren gaben nur 27 Prozent an, dass sie die NDH für einen faschistischen Staat halten. Mehr als 40 Prozent waren der Meinung, dass die Kroaten im Land mehr Rechte als Angehörige nationaler Minderheiten haben sollten. Wiederum 40 Prozent sprachen sich gegen eine Verfolgung kroatischer Kriegsverbrecher aus und jeder zweite (49 Prozent) gegen einen EU-Beitritt Kroatiens. Auch wenn die Umfrage nicht repräsentativ für die gesamte kroatische Jugend sein mag, so bestätigt sie doch den weiterhin dominierenden Einfluss nationalistischer Werte. Ein Miniaturporträt der neuen Generation, das zunächst wenig Anlass zur Hoffnung für eine Regierung böte, die den nötigen politischen Willen mitbrächte. Aber es sollte uns doch zu raschem und entschlossenem Handeln motivieren, wollten wir noch in diesem Jahrhundert Versöhnung erreichen.

Schließlich kommt man nicht umhin, auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien ein Paradoxon zu beobachten. Zuerst kam die Unabhängigkeit, dann der Zerfall Jugoslawiens in einer ganzen Reihe blutiger Kriege. Zehntausende Opfer waren zu beklagen: eine zurückhaltende Schätzung geht allein für Bosnien von über

100.000 Toten aus. Hunderttausende wurden vertrieben oder umgesiedelt, ganz zu schweigen von jenen, die verkrüppelt oder zu Waisen wurden. Zwischen 30.000 und 50.000 Frauen, die meisten von ihnen Bosniakinnen, wurden vergewaltigt. Heute, gerade einmal eine Dekade nach dieser Tragödie, wollen all diese neu geschaffenen Staaten der EU beitreten und im Verbund mit Nachbarn leben, die sie, historisch betrachtet, erst gestern noch umbrachten.

Warum für Unabhängigkeit kämpfen? Wozu Krieg? War es ein Bürgerkrieg? Gab es einen einzelnen Schuldigen? Wie viele Opfer hatte man auf allen Seiten zu beklagen? Fragen wie diese sind schwierig zu beantworten, Akzeptanz dafür in der Gesellschaft zu finden ist noch schwieriger. Doch es sind diese Fragen, mit denen sich Versöhnungsprogramme auf allen Ebenen auseinandersetzen müssen, und dafür bedarf es des nötigen politischen Willens.

Noch einmal: Versöhnung zu erreichen ist nicht einfach und braucht vor allem Zeit. Doch die Dinge könnten schneller gehen und weniger kompliziert sein, wenn ein echter politischer Wille bestünde, der, angefangen bei den Regierungen, zu einem „von oben“ gesteuerten Versöhnungsprozess führt. Zumindest würde man sich gerne vorstellen, dass sich ein solcher Ansatz lohnen könnte, nachdem das Laisser-faire der vergangenen 15 Jahre gescheitert ist. Immerhin, die neueste Meldung lautet, dass der serbische Präsident Boris Tadić Kroatien zum zweiten Mal binnen eines Monats besucht hat – im Gefolge diesmal mehr als 70 serbische Geschäftsleute.

Slavenka Drakulić ist eine der bekanntesten kroatischen Schriftstellerinnen und Journalistinnen, ihre Romane und Sachbücher wurden in viele Sprachen übersetzt. Sie schreibt u.a. für das „New York Times Magazine“, die „Süddeutsche Zeitung“ und „La Stampa“. Sie lebt in Wien und Istrien. Dieser Text ist eine veränderte Fassung eines Beitrags, der in der Zeitschrift „Internationale Politik“ erschienen ist.

Problemzone Europas Ende der achtziger Jahre waren es ausgerechnet Vertreter der Kultur, der Literatur, der Publizistik, des Theaters und des Films, die pathetisch die vermeintliche Opferrolle der Serben im Zweiten Weltkrieg bejammerten und damit die Ausgangsbasis für den jugoslawischen Konflikt legten. Einer der ersten Leidtragenden des serbischen Nationalismus war die kleine Provinz Kosovo. *Von Beqë Cufaj*



Am 30. Januar 2012 übergoss sich vor einem Einkaufszentrum in der kosovarischen Stadt Prizren ein albanischer Bürger mit Benzin und versuchte, sich zu verbrennen. Glücklicherweise war ein nicht im Dienst befindlicher Polizist unter den zahlreichen Passanten. Er griff energisch ein und rettete dem Unzufriedenen das Leben.

Dieses Ereignis ist insofern erwähnenswert, als ebenfalls in einem Januar, nämlich am 14. Januar 1968, der tschechische Student Jan Palach sich aus Protest gegen den sowjetischen Einmarsch auf dem Wenzelsplatz in Prag verbrannte und damit Proteste im ganzen kommunistischen Block auslöste. Der „Prager Frühling“ gehört zu den denkwürdigsten Geschehnissen der jüngeren Menschheitsgeschichte.

Und vor etwas mehr als einem Jahr, am 4. Januar 2011, leitete der tunesische Gemüsehändler Mohamed Bouazizi mit seiner Selbstverbrennung in der Stadt Sidi Bouzid die Serie der ganz Nordafrika verändernden Volksrevolten ein, die nun als „Arabischer Frühling“ bekannt sind.

Natürlich wäre es naiv, den glücklicherweise vereitelten Versuch des Prizrener Bürgers, sich anzuzünden, in eine Reihe mit diesen historischen Ereignissen zu stellen. Ob die Tat im Falle eines Gelingens Massenproteste in Prizren, Prishtina und anderen Städten und Dörfern Kosovos und damit einen „albanischen Frühling“ mit eventuellen gesamt-balkanischen Auswirkungen ausgelöst hätte, bleibt erheblich zu bezweifeln. So jedenfalls blieb es bei einer Zeitungsmeldung.

Platz in der europäischen Völkerfamilie

Am 17. Februar 2012 feierte die Republik Kosovo, der jüngste Staat Europas, den vierten Jahrestag ihres Bestehens. Davor lagen Jahrzehnte und Jahrhunderte, in denen die Albaner überhaupt, vor allem aber die Albaner Kosovos, wenn man es ein wenig pathetisch ausdrücken möchte, Knechtung erfuhren, Widerstand leisteten, für ihre Freiheit und einen, sagen wir, norma-

len Platz in der europäischen Völkerfamilie kämpften. Soweit unterschied sie recht wenig von den benachbarten Völkern.

Augenfällig ist allerdings die dramatische Verspätung, mit der diese Bestrebungen gekrönt wurden. Die Ursachen liegen weit zurück, sie sind in der willkürlichen Neuordnung der politischen Landschaft in Südosteuropa zu Beginn des letzten Jahrhunderts zu suchen, als die beiden bis dahin dort dominierenden Mächte, das osmanische und das österreichisch-ungarische Reich, zusammenbrachen. Zurück blieben gefährliche Minenfelder, die Jahrzehnte später auf dem Balkan viel Blut kosteten. Zu den hauptsächlichen Leidtragenden gehörten die Albaner Kosovos, die in einen schweren Konflikt mit den Serben gestürzt wurden.

Auch wenn es albanische politische und kulturelle Kreise nicht gerne wahrhaben wollen: Während ihrer jahrhundertelangen Abhängigkeit vom osmanischen Reich, bis zu einem gewissen Grad aber auch während der serbischen Kolonisierung in den letzten achtzig Jahre des vergangenen Jahrhunderts, verstanden es die Albaner durchaus, sich ganz von selbst oder auch willentlich diesen Regimen anzupassen. Wahrscheinlich hing ihr Überleben von der Voraussetzung ab, den islamischen Glauben sowie ordentliche Portionen der Mythologie, der Traditionen, der Sprache und Kultur der osmanischen und slawischen Herren anzunehmen. Doch die ethnisch eigenständigen Albaner mit ihrer originären Sprache und Kultur und ihrer noch fest gefügten patriarchalischen Sippenorganisation bewahrten sich gerade im zerklüfteten und schwer zugänglichen nördlichen Hochland einen starken Kern widerständigen Potenzials.

Nach dem Ersten Weltkrieg begann

Albanien seine unstete, von vielen Rückschlägen und Rückschritten gekennzeichnete Entwicklung als selbständiger Staat, während die im – auf der Londoner Botschafterkonferenz der Großmächte abgetrennten – Kosovo verbliebenen Albaner, weitgehend unbeachtet vom restlichen Europa, versuchen mussten, der slawischen Bedrückung im Rahmen der serbisch-kroatisch-slowenischen Monarchie standzuhalten. Als rückständigste Region des südslawischen Staatsgebäudes kam das außerdem stets durch Repressalien bedrohte Kosovo nur mühsam voran. In den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts galt die Brandschatzung zahlreicher albanischer Dörfer in Kosovo als rechtmäßiger Akt staatlicher Gewaltausübung. Daraus lässt sich die traurige Tatsache erklären, dass die Eroberung des Balkan durch die Truppen Nazideutschlands vielen Albanern Kosovos gelegen kam, versprachen sie sich davon doch die gleichsam geschenkte Herstellung der nationalen Einheit in etwas, das bis heute unter dem Schreckbegriff Großalbanien bekannt ist.

Die Rache war grausam. Der Sieg der Kommunisten nach der Vertreibung der Naziarmeen vom Balkan ersetzte die jugoslawische Monarchie durch einen so-

„Die ethnisch eigenständigen Albaner mit ihrer originären Sprache und Kultur bewahrten sich gerade im zerklüfteten und schwer zugänglichen nördlichen Hochland einen starken Kern widerständigen Potenzials.“

zialistischen Staat mit Josip Broz Tito an der Spitze. Kosovo erhielt den Status einer „Autonomen Sozialistischen Provinz“ im Rahmen der Republik Serbien und im Rahmen der jugoslawischen Föderation.

Vor allem in den ersten 20 Jahren des Tito-Regimes war Kosovo die deutlich ärmste Region des 20-Millionen-Staates und hatte es in jeder Hinsicht schwer. Davon zeugt die Tatsache, dass rund 90 Prozent der kosovarischen Albaner im Jahr 1945 nicht lesen und schreiben konnten. Gewaltige Schwierigkeiten und soziale Dramen spielten sich nach dem Platzen des Traums von der Vereinigung mit dem nun ebenfalls kommunistischen Albanien ab. Kleine, auf einzelne Gebiete beschränkte albanische Aufstände in den fünfziger Jahren wurden von der jugoslawischen Polizei und Armee mit Leichtigkeit niedergeworfen.

Derweilen begannen sich die Albaner Kosovos aber auch allmählich an die Un-erlässlichkeit zu gewöhnen, sich mit dem Tito-Regime wenigstens teilweise zu arrangieren, ohne sich allerdings je als normaler Teil des Staatsgefüges zu verstehen.

Schulische Integration

Unter Tito begann sich auch Belgrad den Albanern gegenüber anders zu verhalten als die Vorkriegsmonarchie. Der Versuch der schulischen Integration der Albaner blieb nicht erfolglos. Kinder und Jugendliche durften nun in ihrer Muttersprache lernen und konnten danach in Belgrad, Sarajewo, Zagreb, Lubjana oder Skopje ein Studium absolvieren. Zurück in Prishtina, begannen sie als Ärzte, Journalisten, Schriftsteller, Regisseure oder auch Politiker zu arbeiten. Die erste Zeitung in

albanischer Sprache, ideologisch streng auf dem Kurs der kommunistischen Partei Jugoslawiens, erschien bereits 1945, die erste albanische Literaturzeitschrift „Jeta e Re“ („Das neue Leben“) im Jahr 1949. Während der Zeit der großen Studentenbewegungen in Europa, am 18. November 1969, wurde in Prishtina die erste albanischsprachige Universität gegründet. In schroffem Widerspruch zu den Fortschritten auf dem Gebiet der Bildung und Kultur standen die politischen Repressalien dieser Zeit, die Massenvertreibung albanischer Moslems in die Türkei, die Internierung und Inhaftierung junger albanischer Intellektueller unter Federführung des Chefs der berüchtigten jugoslawischen Geheimpolizei OZNA bzw. UDBA, des Serben Aleksandar Ranković, eines engen Mitarbeiters von Marschall Tito. Diese mehr als zwanzig Jahre dauernde Periode brachte zweierlei ans Licht: obwohl als Vorkämpfer sozialistischer Gleichberechtigung eingetreten, hielten die Serben, wenn es um die Albaner ging, nicht viel davon, während die Albaner sich in ihrer Überzeugung bestätigt sahen, dass die Serben unabhängig von der politischen Couleur Besatzer und Kolonisatoren waren. Bis heute ist nicht geklärt, ob womöglich Kosovo und die Unterdrückung der albanischen Bevölkerung dort für Tito der Grund waren, sich von Ranković zu trennen

Fakt ist auf jeden Fall, dass Ende der sechziger und besonders in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Autonomie Kosovos im Rahmen der jugoslawischen Föderation erweitert wurde. Die Albaner hatten nicht nur eigene Zeitungen, Fernsehanstalten, Hochschulen, Journalisten und Schriftsteller, Regisseure und Theater, sondern auch eine eigene politische Vertretung in der Föderation

durch dem Regime, der herrschenden Ideologie und Marschall Tito treue albanische Politiker.

So kam es auch zu der ersten vorsichtigen Öffnung der Grenze zwischen Kosovo und Albanien. Studenten und Wissenschaftler, Kunst- und Kulturschaffende beider Länder kamen miteinander in Kontakt, Filme und Bücher wurden getauscht, so dass die albanischen Schriftsteller Kosovos endlich stolz vermelden konnten, dass sie auch im „Mutterland“ veröffentlicht wurden.

Das Enver-Hoxha-Regime in Tirana bezog in den Prozess der Festlegung der albanischen Standardsprache auch kosovarische Wissenschaftler ein. Diese vorsichtige Annäherung zwischen zwei Ländern, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg erst umarmt und dann verkracht hatten, hielt bis zum Tod von Josip Broz Tito am 4. Mai 1980 an.

Gleich danach begann ein neues Kapitel in den Beziehungen der slawischen Völker des jugoslawischen Staates untereinander und den Albanern Kosovos gegenüber. Zahlenmäßig bildeten die Albaner Kosovos, Makedoniens, Montenegros und Südserbiens, obwohl sie in als Minderheit bezeichnet wurden, zusammen die drittgrößte Bevölkerungsgruppe nach den Serben und Kroaten und vor den Slowenen, Montenegrinern, bosnischen Moslems und Makedoniern. Die Gründe der Massenproteste albanischer Studenten in Prishtina im März 1981 sind bis heute nicht restlos geklärt, aber gut in Erinnerung ist noch die Losung, mit der sie durch die Straßen zogen: „Kosovo – Republik!“.

Das Ergebnis war eine Verschärfung der Politik Belgrads gegenüber Prishtina und den Albanern. Die zur von Tito hinterlassenen Nomenklatur gehörenden

albanischen Politiker bemühten sich in gewisser Weise um einen Ausgleich zwischen den Interessen des Kommunistischen Bundes und den Belangen der albanischen Bürger Kosovos. Die durch die Erkrankung und schließlich den Tod Enver Hoxhas verunsicherte Führung Albaniens schloss die Grenze und verweigerte den Störern des eingefrorenen Status Quo in Kosovo die Unterstützung.

Dies kam den Kommunisten Jugoslawiens gelegen, die in der Öffnung gegenüber Albanien den Hauptgrund für die Unruhen sahen. Kleine marxistisch-leninistische Zellen und links orientierte Gruppen traten mittlerweile in Prishtina und in der kosovarisch-albanischen Diaspora in Deutschland, der Schweiz und Österreich offen gegen das jugoslawische Regime auf und verbreiteten die Idee der Vereinigung aller albanischen Gebiete auf dem Balkan. Der prominente albanische Journalist und Schriftsteller Jusuf Gërvalla, der vor Demonstrationen 1979 nach Deutschland geflohen war, wurde am 17. Januar 1982 zusammen mit seinem Bruder Bardhosh und Kadri Zeka, einem Mitarbeiter, im Städtchen Untergruppenbach in Süddeutschland erschossen. Auch wenn dieser Mord bis heute offiziell nicht aufgeklärt ist, zweifelte und zweifelt niemand daran, dass er auf das Konto des jugoslawischen Geheimdienstes ging, der zuvor schon eine ganze Anzahl kroatischer politischer Emigranten liquidiert hatte. Gërvallas Ermordung machte in Prishtina vollends klar, dass es kein Zurück mehr gab. Die Freiheiten der „sozialistischen Selbstverwaltung“ vor 1981 waren, angestachelt von Belgrad, einem Klima der Spannungen und der gegenseitigen Denunziation unter den Albanern gewichen. Alles wurde kontrolliert: die Presse, die

Kunst, das Theater und der Film, und natürlich auch die Literatur.

In einem Staat, in dem Titos Fehlen jeden Tag spürbarer wurde, nahm auch bei Serben und Kroaten die politische Unzufriedenheit zu. Um die Albaner Kosovos, die in den siebziger und achtziger Jahren merkbare Fortschritte in ihrer Infrastruktur, Wirtschaft und Kultur zu verzeichnen gehabt hatten und sich allmählich von den patriarchalischen Strukturen und der Großfamilie abwendeten, kümmerte sich, weil der Konflikt sich verlagert hatte, keiner mehr. Der Nationalismus der Serben, des zahlenmäßig größten und mächtigsten Volks in Jugoslawien, war inzwischen aus dem Himmel der Mythen und der Religion ins politische Belgrad herabgestiegen. Bis heute fällt es schwer, sich damit abzufinden, dass ausgerechnet Vertreter der Kultur, der Literatur, der Publizistik, des Theaters und des Films als erste die nationalistischen Kampagnen lostraten und pathetisch die vermeintliche Opferrolle der Serben im Zweiten Weltkrieg und besonders unter der kommunistischen Führung des einmal als Kroat, einmal als Slowene denunzierten Tito bejammerten.

„In schroffem Widerspruch zu den Fortschritten auf dem Gebiet der Bildung und Kultur standen die politischen Repressalien dieser Zeit, die Massenvertreibung albanischer Moslems in die Türkei, die Internierung und Inhaftierung junger albanischer Intellektueller.“

Memorandum der serbischen Akademie der Künste und Wissenschaften

Solchem Ungeist war es zuzuschreiben, dass zu einer Zeit, da die Fundamente des roten Imperiums in Osteuropa zu wanken begannen und stürzten, die politischen Eliten in Jugoslawien den Weg des hasserfüllten Nationalismus, des Chauvinismus und des Krieges einschlugen. Natürlich war Kosovo wieder der erste Leidtragende.

Nach dem berühmten Memorandum der serbischen Akademie der Künste und Wissenschaften, das Genugtuung und Entschädigung für die Viktimisierung der Serben sowie die Herstellung der serbischen Herrschaft samt Religion und Seele über jegliches Stück Erde forderte, wo sich auch nur ein einziges serbisches Grab befinde, erschien ein ehemaliger kommunistischer Apparatschik namens Slobodan Milošević auf der Bildfläche, der, nachdem er seinen politischen Ziehvater Ivan Stambolić hatte umbringen lassen, binnen kürzester Zeit den politischen Thron Belgrads erklomm, um sich bald in einen der schrecklichsten Diktatoren zu verwandeln, den Europa nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt hat.

Die Aufhebung der Autonomie Kosovos wurde schnell und ohne großes Zaudern vollzogen, begleitet von Protesten der Albaner und der Ermordung, Folterung und Inhaftierung Hunderter und Aberhunderter junger Menschen dort. Milošević setzte den ganzen von Tito ererbten politischen und militärischen Apparat in einer blutigen Kampagne ein, die sich aus heutiger Sicht gerade deshalb so unerträglich darstellt, weil sich ihre Widersinnigkeit klar und deutlich erwiesen hat.

Das Scheitern der Verhandlungen über eine friedliche Auflösung des ehemaligen Jugoslawien führte zu blutigen Kriegen, die vor allem unter der Zivilbevölkerung Opfer forderten. Es begann in Slowenien und Kroatien, doch erst die besondere Grausamkeit der Ereignisse in Bosnien-Herzegowina brachten schließlich die Einsicht, dass sich der Friede kaum ohne eine militärische Intervention der NATO herstellen lassen. Die Bilder von Flüchtlingskolonnen und dem zerschossenen Sarajewo sowie Begriffe wie „Massengrab“, „Vukovar“ oder „Srebrenica“ bewirkten den öffentlichen Rückhalt für die militärischen Maßnahmen gegen Miloševićs reguläre und irreguläre Truppen.

Die Albaner Kosovos bauten während dieser Zeit unter der Führung des pazifistischen Literaten Ibrahim Rugova parallele Institutionen auf, um den serbischen Versuchen einer gewaltsamen Einverleibung entgegenzuwirken. Positiv an diesem „Staat im Staat“ war aus heutiger Sicht zweierlei: die Aufrechterhaltung eines albanischsprachigen Bildungssystems in privaten Räumlichkeiten sowie die Sensibilisierung der Weltöffentlichkeit für die Unterdrückung der Albaner durch das Milošević-Regime. Ende der neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts wurde in Europa ein ganzes Volk von einer kaum zehn Prozent der Bevölkerung umfassenden (serbischen) Minderheit mit der Unterstützung von Polizei und Militär in klassischer Weise beherrscht und unterdrückt.

Die Albaner Kosovos waren seit 1989 von der Verwaltung, dem Bildungssystem, den politischen Strukturen, den Medien, der Wirtschaft, dem Gesundheitswesen und dem Kulturbetrieb des für sie zuständigen Staates faktisch ausgeschlossen und

somit auf die parallele Organisation oder besser Improvisation angewiesen. Tausende und Abertausende junger Menschen beiderlei Geschlechts verließen in dieser Situation das Land und suchten Zuflucht in Deutschland, der Schweiz, Österreich, Amerika. Es waren vor allem die finanziellen Leistungen dieser neuen Diaspora, die ein gerade hinreichendes Funktionieren des „Parallelstaats“ sicherten. Die „Regierung“ und die politischen Parteien verfügten über ausreichende Mittel, um Vertreter ins Ausland zu schicken, die das, was „Weltmeinung“ genannt wurde, auf die Probleme Kosovos aufmerksam machen sollten.

Rugova und seine Weggefährten durften sich wahrhaftig wie „Staatsmänner“ vornehmen. Dass sie unterwegs und bei ihrer Rückkehr an den Grenzen ihre serbischen Personalausweise und Pässe zeigen mussten, minderte bei ihnen nicht das Gefühl der eigenen Wichtigkeit. Schließlich hatte das Parlament des Kosovo schon 1991 zur Republik ausgerufen, die jedoch außer von Albanien, das sich zu dieser Zeit in den stürmischen Gewässern der Demokratie wild rudern an der Oberfläche zu halten versuchte, von niemandem anerkannt wurde. Ein solches virtuelles Staatswesen hatte es in Europa noch nie gegeben.

Die Vereinigten Staaten von Amerika und die westeuropäischen Staaten, die tatsächlich geglaubt hatten, mit dem Dayton-Vertrag das Blutvergießen im ehema-

„Die Albaner Kosovos bauten unter Führung des pazifistischen Literaten Ibrahim Rugova parallele Institutionen auf.“

ligen Jugoslawien unter Ausklammerung der Kosovofrage lösen zu können, standen spätestens nach den Demonstrationen der serbischen Opposition im Jahr 1997 vor der Erkenntnis, dass es für Milošević nur eine Möglichkeit gab, sich an der Macht zu halten, nämlich dorthin zurückzukehren, wo er eine Dekade zuvor seine politische Karriere begonnen hatte: Kosovo.

Rugovas pazifistische Bewegung

Dort begann die pazifistische Bewegung von Ibrahim Rugova allmählich an Vertrauen zu verlieren. Der Weggang Zigtausender von jungen Albanern aus Kosovo, die in den Ländern ihrer Emigration ganz andere Verhältnisse kennen lernten, dazu die Entdeckung, dass man per Satellitenschüssel amerikanische, britische, deutsche, schweizerische oder österreichische Fernsehsender empfangen konnte, machten nicht nur die Scheinhaftigkeit der eigenen Republik offensichtlich, sondern stärkten auch die Hoffnung bei den Albanern, der Westen werde nicht einfach zuschauen, wie sie von den Krallen des serbischen Tigers zerfetzt wurden, dem es nur darum ging, möglichst schnell einen neuen Konflikt vom Zaun zu brechen, um sich die von Zoran Đinđić energisch geführte Opposition vom Leib zu halten.

Das Timing stimmte. Denn zur gleichen Zeit sammelten sich junge Albaner aus Kosovo, die in der Emigration ein paar Deutschmark und amerikanischen Dollars gespart hatten, in dem vom autokratischen Regime von Sali Berisha 1997 an den Rand eines Bürgerkriegs gebrachten Albanien. Eine „Befreiungsarmee Kosovos“, kurz UÇK gerufen, erschien auf der Bildfläche und schuf noch im gleichen Jahr

in verschiedenen Regionen Kosovos Stützpunkte und Krisenherde.

Miloševićs Militärmaschine antwortete mit aller Härte. Noch ein neuer Krieg auf dem Balkan begann, doch diesmal war es der letzte, denn das brutale Vorgehen von Miloševićs Soldaten und Paramilitärs in den Dörfern von Drenica und Dukagjini forderte den Westen heraus, zwischen den Konfliktparteien zu vermitteln.

Die Konferenz von Rambouillet in Frankreich, wo das gesamte politische Spektrum der Albaner Kosovos mit Miloševićs Beauftragten zusammenkam, brachte weniger als nichts. Dem Westen blieb nichts anderes übrig, als mit einer Luftkampagne gegen die Milošević-Truppen in Serbien und Kosovo seinen Friedensbemühungen Nachdruck zu verleihen. Im letzten Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts war Europa in einen neuen Krieg hineingeraten, der die Gemüter erregte, die öffentliche Meinung spaltete, vor allem aber großes Leid hervorrief. Der berühmte deutsche Philosoph Jürgen Habermas sprach in dem erbitterten Diskurs über die NATO-Intervention von einer „völkerrechtlich legitimierten Nothilfe“. Miloševićs Rache bestand in der Vertreibung von einer Million Albanern aus Kosovo; mehr als 10.000 Menschen albanischer Nationalität wurden getötet. Im Westen sah man sich vollends in der Verantwortung, dieser Tragödie ein Ende zu setzen. Nach 78 Tagen Luftkrieg erkannte Milošević seine Niederlage an und zog die serbischen Truppen aus Kosovo ab, deren Rückzug sich zahlreiche kosovarische Serben und Angehörige von Minderheiten anschlossen, die sich vor der Vergeltung der im Juni 1999 in das freie Kosovo zurückkehrenden Albaner fürchteten.

Die Angst der serbischen und anderen

Minderheiten war durchaus nicht unbegründet. Die Racheakte der Albaner waren mehr als brutal. Die in Kosovo stationierten NATO-Soldaten der KFOR und die auf der Grundlage der Resolution 1244 des Sicherheitsrats der UNO gestartete größte Mission in der Geschichte der Vereinten Nationen unter der Bezeichnung UNMIK befanden sich zwischen zwei Feuern: die Albaner feierten sie als Befreier, die Serben verfluchten sie als Besatzer. Die Internationalen standen vor der Aufgabe, die Rückkehr der Vertriebenen und den Wiederaufbau sicherzustellen, aber auch die Rechte der Serben und der anderen Minderheiten zu schützen. Kosovo hatte in den Nachkriegsmonaten und -jahren zahllose traumatische Erlebnisse zu verkraften. Hunderte von humanitären Organisationen strömten ins Land, um Unterstützung zu geben, von Tierschutzgruppen über technische Hilfswerke und Vermisstensuchverbänden bis hin zu Minenräumorganisationen. Es darf an dieser Stelle auch nicht verschwiegen werden, dass die Angehörigen der „Befreiungsarmee Kosovos“, die nach dem Einmarsch der NATO-Truppen aus den Bergen herabgestiegen waren und sich der Städte bemächtigt hatten, ihre einstige Losung „Wir sind bereit, für das Vaterland zu sterben“ in „Stiehl und raffe zusammen, soviel du nur kannst“ abgeändert hatten.

Dies führte dazu, dass die aus der betreffenden Militärformation hervorgegangenen Parteien bei den ersten freien Wahlen in Kosovo ein Debakel erlebten, während der Pazifist Ibrahim Rugova, den viele seiner internationalen Freunde bereits für politisch tot gehalten hatten, eine Wiederauferstehung erlebte. Rugovas Demokratische Liga war gefordert, mit Unterstützung der UN-Mission pro-

visorische Regierungseinrichtungen auf die Beine zu stellen, die vom Nullpunkt aus den Neuaufbau in Angriff nahmen. Oder besser gesagt, nach jahrzehntelangem Mangel von einer Position im Minus aus. Rugovas Partei hatte in den neunziger Jahren die „parallele“ Staatsmacht innegehabt, und Korruption war für sie keineswegs ein unbekannter Begriff. Zieht man noch die mit Abenteuererum sich paarende Ignoranz der UN- und anderer Missionare gegenüber den Bedingungen im Land in Betracht, wird man sich nicht wundern, dass Unterschlagungen und der großzügige Missbrauch westlicher Hilfsfonds für eine Vielzahl ausländischer Helfer und kosovarische Politiker zum gemeinsam betriebenen Sport wurden.

Damit das nicht so auffiel, pflegte die kosovarische Politik mit einem gewaltigen Aufwand an Pathos den Kult des heldenhaften Befreiungskriegs. Die albanischen Politiker fütterten die hungrige Bevölkerung mit medialer Ersatznahrung: Hauptsache, ihr seid dank unserer heroischen Anstrengungen davongekommen und leidlich frei, der Rest wird sich schon ergeben! Man möchte den Schriftsteller Thomas Bernhard zu Hilfe rufen: „Es ist nichts zu loben, nichts zu verdammen, nichts anzuklagen, aber es ist vieles lächerlich, es ist alles lächerlich, wenn man an den Tod denkt.“

Der massive Zustrom von Helfern der UN, der EU und aller möglicher NGOs löste in Kosovo einen regelrechten Kulturschock aus, der noch nicht verdaut ist. Andererseits konnten die großen Tragödien der Welt – der 11. September, Afghanistan, Irak – nichts daran ändern, dass die Angst vor Konflikten im südöstlichen Teil Europas weiter besteht. Die albanische Mehrheit in Kosovo war inzwischen mehr-

fach nahe daran, an der neu erworbenen Freiheit zu verzweifeln, wie es auch schon anderen Völkern widerfahren ist.

Die Enttäuschung schmerzt besonders, weil sie doppelt ist: Die internationale Gemeinschaft, die Riesensummen ausgab und Scharen von Missionaren in Bewegung setzte, war noch nicht einmal imstande, die Haushalte mit ausreichend elektrischer Energie zu versorgen, von anderen Bedürfnissen ganz zu schweigen, und von den einheimischen Politiker ist schon gar nichts zu erwarten. Das war der Nährboden dessen, was 2004 als „Märzproteste“ in die Geschichte einging. Kaum fünf Jahre nach der erlangten Freiheit brannte es in Kosovo erneut, und die Hauptleidtragenden waren diesmal die Angehörigen der Minderheiten, vor allem die serbische Bevölkerungsgruppe in Kosovo.

Immerhin begann die internationale Gemeinschaft daraufhin Druck auf Prishtina und Belgrad auszuüben, damit sie sich an den Verhandlungstisch setzten und miteinander über den Status von Kosovo verhandelten. Milošević stand inzwischen in Den Haag vor Gericht, Đinđić war wegen seiner dem Westen und den Nachbarländern gegenüber offeneren Politik brutal ermordet worden, aber an den Verhandlungspositionen bei den albanisch-serbischen Gesprächen hatte beides nichts geändert.

Mit dem finnischen Expräsidenten Matti Ahtisaari und dem Diplomaten

„Der massive Zustrom von Helfern der UN, der EU und aller möglicher NGOs löste in Kosovo einen regelrechten Kulturschock aus, der noch nicht verdaut ist.“

und hervorragenden Balkankenner Albert Rohan als Vermittlern wurden in Wien zwei Jahre lang Marathongespräche zwischen Prishtina und Belgrad geführt, deren einziges mögliches Ergebnis die Unabhängigkeit Kosovos nach dem Vorschlag von Präsident Ahtisaari sein konnte. Obwohl er eine erhebliche internationale Aufsicht sowie weitgehende Selbstverwaltungs- und Autonomierechte für die Serben Kosovos vorsah, akzeptierten die Albaner den Kompromiss schließlich als Voraussetzung einer international sanktionierten Loslösung von Serbien.

Und so rief das Parlament in Prishtina am 17. Februar 2008, einem Sonntag, in Abstimmung mit der Europäischen Union und den USA die unabhängige Republik Kosovo aus, womit einer der blutigsten Konflikte in Europa beendet wurde. Serbien erkannte die Unabhängigkeit Kosovos nicht an und wird seine Position auch nicht ändern. Am schärfsten stellen sich die serbisch-kosovarischen Probleme weiterhin im Nordteil des Landes dar, und die Verhandlungen zwischen Prishtina und Belgrad unter EU-Mediation dauern an. Die Hoffnung auf eine Lösung ist noch nicht geschwunden, aber es wird Druck nötig sein, um den Republiken Serbien und Kosovo die Einsicht zu vermitteln, dass nur Teil der europäischen Familie werden kann, wer die demokratischen Kriterien dafür erfüllt. Paradoxerweise ist den politischen Kreisen beider Länder an dem Grenzkonflikt gelegen. Es ist leichter, die serbische wie die albanische Bevölkerung mit eingefrorenen Konflikten zu versorgen als mit einer guten Regierung!

Nach vier Jahren Unabhängigkeit ist Kosovo noch weit entfernt von der Erfüllung der gesetzten Kriterien. Obwohl er den Schritt in die Unabhängigkeit gemein-

sam mit den internationalen Freunden bestens managte, geriet der neue Staat bald in die Krallen der Korruption und der organisierten Kriminalität, Wahlfälschung, Misswirtschaft und dergleichen sind an der Tagesordnung.

Trotz Eulex, der größten Rechtsstaatlichkeitsmission der Europäischen Union, gilt Kosovo nach wie vor als Problemzone, das Gerichtswesen ist unterentwickelt und durch Korruption und politische Beeinflussung belastet. Die Bürger Kosovos sind die einzigen aller Balkanländer, denen das visumsfreie Reisen in Europa verwehrt wird. Es gibt nichts zu beschönigen. Die letzten beiden Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts mögen schwer zu ertragen gewesen sein, die zehn Jahre des Engagements der Vereinten Nationen ein Chaos, aber seit der Unabhängigkeit stehen die albanischen Kosovaren einem noch größeren Dilemma gegenüber. Es wird Zeit, dass sie sich mit sich selbst und den Realitäten auseinandersetzen. Um ein würdiges Mitglied der westlichen Völkerfamilie zu werden, müssten sie sich vom politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Klientelismus befreien, doch davon ist nichts zu spüren. Die eklatante Armut (das Bruttosozialprodukt pro Kopf der Bevölkerung erreicht in Kosovo gerade einmal den afrikanischen Durchschnittswert), die alle Bereiche und Schichten der Bevölkerung betreffende Korruption, das katastrophale Image ihres Staates in Europa und überall in der Welt lassen großen Optimismus nicht aufkommen.

Die Bürger Kosovos leben unverändert in einer virtuellen Realität, die durch das Fernsehen, das Internet, die Presse und ihren leicht verbogenen Traum von der Zugehörigkeit zu Europa aufrechterhalten wird. Die Unzufriedenheit ist groß, von einer Auflehnung gegen die korrupten und

von den Internationalen damit erpressten, um der Aufrechterhaltung der Stabilität aber gestützten politischen Klasse ist aber nichts zu merken.

Kommen wir noch einmal auf den eingangs angesprochenen Selbstverbrennungsversuch in Prizren zurück, um den Grund für den dramatischen Akt zu nennen: Das Einkaufszentrum hatte sich geweigert, einen Plasmafernseher zurückzunehmen, den der Mann ein paar Tage zuvor gekauft hatte. Seine Empörung darüber war so groß, dass er seinen Protest fast zur Tragödie getrieben hätte.

Die entscheidende Frage, vor der Kosovo steht, ist folgende: Was wird geschehen, wenn die albanische Bevölkerung eines Tages erkennt, dass die erwähnte virtuelle Realität nur ein (Selbst-)Betrug ist, der die elementarsten Lebensbedürfnisse genauso unerfüllt lässt wie den Wunsch, der westlichen Zivilisation und Mentalität anzugehören?

Beqë Cufaj, Jahrgang 1970, ist ein kosovo-albanischer Schriftsteller, der mit seiner Familie in Stuttgart lebt. Er hat Sprach- und Literaturwissenschaft in Prishtina studiert und schreibt heute für diverse Zeitungen auf dem Balkan und in Westeuropa, darunter die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, die „Neue Zürcher Zeitung“ und „Courrier International“. Er hat mehrere Bände mit Essays und Prosa veröffentlicht. Zuletzt wurde von ihm der Roman „projekt@party“ im Secession Verlag veröffentlicht, für den er im November 2012 den „Preis des Wirtschaftsclubs im Literaturhaus Stuttgart“ überreicht bekam, der Autoren auszeichnet, die sich mit Themen der Wirtschafts- bzw. Arbeitswelt kritisch und literarisch anspruchsvoll auseinandersetzen.

Mit zwei Augen sehen Die Haltung des Westens basiert zu oft auf Interessen, es fehlt an Gefühl und Objektivität. Ernsthafter kultureller Dialog und die Akzeptanz der Kultur des Anderen sind nötig, damit Kultur helfen kann, internationale Konflikte und solche innerhalb von Gesellschaften zu lösen. Dieser Dialog sollte fair sein, fordert die ägyptische Schriftstellerin Salwa Bakr. *Von Salwa Bakr*



Es war kein Zufall, dass die alten Ägypter Tiere ihrer Umgebung wie Adler, Krokodile und den weißen „Bano“-Vogel, dessen Macht in seinem bitteren Fleisch liegt, das andere Tiere nicht kauen und schlucken können, verehrten und für heilig hielten. Die Macht, welche schon immer die Grundlage für Gefühle der Überlegenheit bildet, dient als Rechtfertigung, um sich über andere Nationen zu erheben und diese gegebenenfalls zu „korrigieren“. Wir können das auch auf mehreren Wandbildern der alten ägyptischen Tempel sehen, welche die babylonische Gefangenschaft der Juden darstellen.

Die Vorstellung, dass man gegenüber anderen Menschen anders und überlegen ist, bildet den Kern jedes ethno-kulturellen

Rassismus. Dieser Kern nährte oft in der Geschichte die Feuer der Aufstände, sei es innerhalb lokaler Gemeinschaften, sei es auf internationaler Ebene. Die Vorstellung von Überlegenheit rechtfertigt Gewalt und Aggression, und es ist dieser Gedanke, der in unmenschlicher Weise mit Verehrung und Machtausübung verbunden ist.

Jeder politische, wirtschaftliche oder militärische Konflikt wird von kulturellen Ideen angetrieben und genährt. Die Aggression gegenüber dem Anderen kann dabei auf dem Gefühl beruhen, sich von diesem zu unterscheiden. Und obwohl Religion ein Bestandteil der Kultur ist, kann sie die Gewalt neu aufleben lassen und an ihre jeweiligen Bedingungen und Anforderungen anpassen, denn sie ist heilig und absolut.

Ich erinnere mich daran, dass die ägyptische Regierung in den 1970er Jahren lebende Schafe aus Bulgarien importierte, die als Opfergaben für das islamische Opferfest verkauft und geschlachtet werden sollten, gemäß der Geschichte des Propheten Ibrahim und seines Sohnes Ismail. Doch die Menschen in Ägypten weigerten sich trotz des billigeren Preises der bulgarischen Schafe, diese Tiere zu kaufen oder zu schlachten, da Bulgarien ein kommunistisches Land war und seine Bewohner Ungläubige. Man machte Witze über diese Schafe, die sich auch äußerlich von den ägyptischen Schafen unterscheiden.

Ein anderes Beispiel: Abgesehen vom Zweiten Weltkrieg, als die Briten Inder in die Truppen ihrer Armee aufnahmen und Ägypten und Indien Kolonien der britischen Krone waren, hatten die Ägypter keinen Kontakt mit Indern. Doch früh beschrieben Ägypter Inder als dumm, nachdem sie festgestellt hatten, dass Inder Heiden waren, die Kühe als heilige Tiere verehren. Diese Situation steht scheinbar in einem religiösen Kontext, hat aber einen kulturellen Kern – nämlich die Feindseligkeit gegenüber der britischen Herrschaft. Das religiöse Thema ist tatsächlich kultureller Natur.

Kulturelle Referenzpunkte, die durch die Religion beeinflusst sind, liefern ein perfektes Beispiel dafür, wie Konflikte geschürt werden.

Juden dachten, dass sie das von Gott erwählte Volk sind, und Muslime waren stolz darauf, die beste Nation zu sein, die zu den Menschen hinausgeht, aber sie nannten jeden, der nicht Arabisch sprach, absonderlich. Auch Perser wurden absonderlich genannt, obwohl sie den Arabern im Mittelalter kulturell überlegen waren.

Arabische Historiker kategorisieren die Revolution und die Konflikte über wirtschaftliche und soziale Themen, welche die Perser gegen den arabischen islamischen Staat starteten, als rassistische Revolutionen gegen die islamische Religion. Diese Revolutionäre seien moralisch verkommen, hieß es, sie führten sexuelle Beziehungen und akzeptierten öffentliche Beziehungen, welche die Religion verbietet. Zudem seien sie selbst Ungläubige. Genau solche Gedanken nutzte Jahrhunderte später auch die englische Besatzungsmacht in Ägypten, um das Volk gegen den Kommunismus und die Kommunisten aufzubringen

Und das wirkt bis heute noch nach:

Ähnlich ging der politische Islam gegen die zivile säkulare Bewegung vor, nachdem die Revolution des 25. Januar 2011 einsetzte, während der ersten Parlamentswahlen und des Referendums über die Verfassungsartikel, die nach der Revolution formuliert wurden. Jeder, der säkular ist, war demnach ein Ungläubiger und von Natur aus moralisch verkommen. Durch die Wahlen zeigten die Islamisten, dass derjenige, der die Verfassungsartikel befürwortet, die im Sinne ihrer Interessen verändert worden waren, in den Himmel kommt, aber derjenige, der ihnen nicht zustimmt, in die Hölle fährt.

Von Religion durchtränkte Kultur

In einigen Regionen der Welt, in denen es viel Analphabetismus und Ignoranz gibt, ist die von Religion durchtränkte Kultur des Volkes das Mittel, um einen Konflikt zu entzünden. Miteinander konkurrierende Mächte instrumentalisieren jeweils Elemente der Kultur, um die Masse zu bewegen und davon zu überzeugen, dass sie durch eine Konfliktpartei repräsentiert wird. Und dass es in ihrem eigenen Interesse liegt, sich gegen eine andere Konfliktpartei zu stellen.

Während des Bürgerkriegs im Sudan, der zur Teilung des Landes führte, rechtfertigte man den Krieg und die anschließende Teilung mit kulturellen Aspekten. Die Tatsache, dass der Sudan ein multikulturelles Land ist, rechtfertigt diese Teilung aber nicht. Das Problem bestand und besteht in der autoritären Regierung. Sie basiert auf der Lüge religiöser Herrschaft, die für die Probleme und Tragödien in diesem an natürlichen Ressourcen reichem Land verantwortlich ist. Das Regime ver-

folgte nicht nur die Menschen im Süden, sondern alle Bürger – und tut dies immer noch. Muslime wie auch Christen werden weiter unterdrückt. Jeder bezog sich auf kulturelle Unterschiede, um den Konflikt zu verstärken und seinen wirtschaftlichen Kern zu verschleiern.

Während der Revolution des 25. Januar in Ägypten betrieben offizielle Medien, die sich gegenüber dem Regime Mubarak loyal verhielten, eine Kampagne gegen die revolutionären und liberalen Bewegungen, die sich auf beliebte kulturelle Referenzpunkte stützte.

Ein Medienvertreter zielte mit einer Kampagne darauf ab, Mohammed al-Baradei anzugreifen, den früheren Direktor der Internationalen Atomenergiebehörde. Es hieß, er könne kein Vertreter der populären Kräfte sein, die sich gegen Mubaraks Regierung richten. Der Medienvertreter begründete dies damit, dass al-Baradei keinerlei Beziehung zum Volk hätte. Sein Leben hätte er außerhalb Ägyptens verbracht und dort für die Vereinten Nationen gearbeitet. Er wisse nicht, dass ein Bauer mit Gewalt Nahrung in die Mäuler von Enten stopft. Damit ist gemeint, dass der Bauer auf dem Boden sitzt und den Vogel lähmt, indem er seine Beine festhält, ihn dann zwangsweise mit Bohnen oder Getreide füttert und dann Wasser hinzugibt, damit das Tier schnell fett wird und man

„Während des Bürgerkriegs im Sudan bezog sich jeder auf kulturelle Unterschiede, um den Konflikt zu verstärken und seinen wirtschaftlichen Kern zu verschleiern.“

nicht warten muss, bis es das Futter von selbst aufpickt.

So versuchte man sich über al-Baradei lustig zu machen. Es wurde verbreitet, er lebe in einem Elfenbeinturm, weit entfernt von der Lebenswirklichkeit armer Menschen.

Dann gab es den Test auf Jungfräulichkeit, den einige Armeeeoffiziere bei verhafteten Mädchen durchführten, weil sie sich im Zuge der Revolution 2011 an den Protesten auf dem Tahrir-Platz beteiligt hatten. Das Militär versuchte, das Publikum gegen die Demonstranten aufzubringen. In der Kultur des Volkes sind moralische Tugenden und Jungfräulichkeit miteinander verbunden. Man schädigte den Ruf der Mädchen, und dies führte zwangsläufig dazu, dass die meisten Familien ihre Mädchen daran hindern wollten, an Protesten gegen die Militärherrschaft teilzunehmen und Demokratie zu fordern.

Das erinnert vielleicht auch daran, wie während der Studentenrevolution in Ägypten im Jahr 1972 viele junge Männer, die nicht lesen und schreiben konnten, mit den zentralen Sicherheitskräften zusammenstießen, nachdem einige der Protestierenden angegeben hatten, dass Soldaten versuchen, protestierende Mädchen anzufassen oder zu belästigen. Das weckte das Mitgefühl der Menschen für die protestierenden Studenten und sie bekamen Unterstützung, denn in der lokalen Kultur gilt es als großes Verbrechen, Mädchen zu belästigen.

Es besteht kein Zweifel: Immer wieder werden kulturelle Bezüge hergestellt, um Konflikte anzuschüren. Das zeigte sich etwa im ersten Golfkrieg zwischen Iran und Irak, der in der Zeit der Regierung von Saddam Hussein stattfand. Die Wurzeln des Konflikts liegen viele Jahrhun-





derte zurück. Sie finden ihren Ursprung in der Rivalität zwischen Mesopotamien (Gebiet des heutigen Irak) und Persien (Iran). Ein ideologisch-kulturell vorgeschobener Grund für den Beginn des Krieges lag im Kampf um die Herrschaft über die rohstoffreiche Provinz Chuzestan: Der Kampf zwischen Arabern und Persern, die Befreiung Arabistans, der mehrheitlich arabischen Bevölkerung von der Fremdherrschaft. Auf irakischer Seite war diese Ideologie insofern erfolgreich, da schiitische Iraker gegen schiitische Iraner das Kriegsgeschehen maßgeblich beeinflussten.

Davon abgesehen kann Kultur eine positive Waffe sein, um Konflikte zu beenden oder zu entschärfen. Das fehlende kulturelle Wissen über den jeweils anderen ermöglicht dagegen eine ganze Reihe von Irrtümern.

In früheren Zeiten kamen viele junge Leute aus der islamisch geprägten Welt zum Studium in verschiedene westliche Länder. Studenten aus dem Orient lebten mehrere Jahre in einem westlichen Land, lernten dort den Alltag kennen und lebten mit den Einheimischen. Daraus gingen Generationen hervor, welche die anderen verstanden und so der Gefahr der Intoleranz vorbeugten.

Die Kultur des Anderen auf Reisen und durch eigene Erfahrungen kennenzulernen, führte dazu, Wissen über den Westen, seine Künste und Kulturen zu generieren und zu sammeln. Heute hat es den Anschein, dass diese Art von Neugier auf den Westen im Rahmen eines übergeordneten Projekts, nämlich für sein eigenes Land eine andere Weltgegend zu erkunden und mit spezifischen Erfahrungen nach Hause zurückzukehren, verlorengegangen ist. Immer weniger junge Menschen haben nun die Möglichkeit, die anderen Kulturen

durch unmittelbaren täglichen Kontakt kennenzulernen.

Ganz anders liegt der Fall der Menschen, die im Westen leben, aber schon mit kulturellen Vorbehalten dorthin kommen, um sich selbst darin zu bestätigen, dass man den Westen fürchten muss.

Von den Kreuzzügen bis zum modernen Israel

Die Menschen, die am 11. September 2001 das World Trade Center in New York attackierten, gehörten zu diesem neuen Typus, der mit einer voreingenommenen Haltung in den Westen kommt. In den Augen dieser Menschen ist der Westen böse, hat nur seine eigenen Interessen im Blick und hasst den Islam und die Muslime seit der Zeit der Kreuzzüge. Diese Gedanken werden noch verstärkt durch die Bitterkeit, die diese Menschen angesichts der Geschichte des westlichen imperialen Auftretens und angesichts der Voreingenommenheit des Westens für den Staat Israel empfinden. Diese Menschen können keine andere Art des Umgangs miteinander finden als Gewalt. Wegen ihrer religiös-kulturellen Bezugspunkte kämpfen sie mit den Taliban in Afghanistan und werden im Namen der Religion zu Piraten in Somalia. Sie halten ihren Krieg gegen die (westlichen) Ungläubigen für gerecht, sie sehen ihn als Kampf für Gott und die Religion.

Leider genügen die ergriffenen technischen Sicherheitsmaßnahmen, mit denen man gegen diesen sogenannten internationalen Terrorismus kämpft, nicht. Das Problem ist in der Kultur verankert. Es entsteht der Wunsch, den Anderen auszulöschen, weil die anderen kulturellen Bedeutungen ausgelöscht werden sollen.

Vor Jahren traf ich in Zürich einen Ägypter, der bei der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia arbeitete. Er freute sich, eine ägyptische Schriftstellerin zu treffen, die von dieser Stiftung eingeladen war. Aber er sagte mir, dass er seine elfjährige Tochter nach Ägypten schicken werde, da er sich in der Schweizer Gesellschaft Sorgen um sie mache. Diese Gesellschaft sei moralisch fragwürdig, und sexuelle Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen seien verbreitet. Ich sagte zu ihm: „Aber Sie leben im Westen, und Ihre Frau, die Mutter Ihrer Kinder, ist Schweizerin. Sie haben sie in einer freien Beziehung kennengelernt und dann geheiratet. Warum erlauben Sie Ihrer Tochter nicht, was Sie sich selbst erlaubt haben?“

Dies ist ein gängiges Beispiel für einen muslimischen Mann, der eigentlich ein Vorbild sein sollte, da er in eine moderne Kultur eingedrungen ist. Es gibt auch Beispiele von Mädchen, Töchter von Immigranten der dritten oder vierten Generation, die einen Schleier tragen und kein Arabisch sprechen. Sie leben im Westen, erhalten aber ihre muslimische Identität und Kultur. Von aufgeschlossenen Europäern werden sie akzeptiert.

Viele Studenten amerikanischer und anderer ausländischer Universitäten in der arabischen Welt haben keine antiwestliche Haltung, sie haben aber die Kultur ihrer Religion. Sie haben den Ehrgeiz, im Westen eine alternative islamische Kultur zu

„Wegen ihrer religiös-kulturellen Bezugspunkte kämpfen sie mit den Taliban in Afghanistan und werden im Namen der Religion zu Piraten in Somalia.“

finden. Das bedeutet, sie sind das lebende Beispiel für einen westlichen Stil mit einer islamischen Identität. Jeans und Make-Up und dazu einen Schleier zu tragen, schließt sich nicht gegenseitig aus. Es ist auch kein Widerspruch, in einer gebildeten Familie Englisch oder Französisch zu sprechen und zu fasten und andere religiöse Bräuche zu pflegen.

Der politische Islam bringt auch Denker hervor, die den anderen ablehnen, hassen oder sogar Gewalt einsetzen. Etwa als ein dänischer Karikaturist eine Zeichnung anfertigte, die den Prophet der Muslime beleidigt, oder als ein Mitglied des holländischen Parlaments den Islam und die Muslime ohne nachvollziehbaren Grund verteufelte. Es gibt keinen ernsthaften kulturellen Dialog, der Erklärungen für dieses Verhalten liefert.

Der Ärger der Muslime, der sich erklärt durch den Hass der Christen auf die Muslime und ihre Feindseligkeit ihnen gegenüber seit der Zeit der Kreuzzüge, wird nichts anderes hervorbringen als mehr junge Freiwillige für den Krieg mit den Taliban aus Ägypten, Saudi-Arabien, Jemen, Pakistan und anderen islamischen Ländern. Der Dialog kommt nicht zustande, und dies ist die Basis für Kultur- und Religionsfanatiker, die meinen, es gäbe keine Hoffnung für den Westen; es gibt dann kein vernünftiges Denken und kein Verständnis mehr für den Anderen.

Diejenigen, die zum politischen Islam tendieren, fragen sich, warum der Westen angesichts der Massaker an Muslimen in Myanmar schweigt, aber aufgeregt über den Völkermord in Ruanda debattierte. Die einzige Erklärung, die Islamisten für diese widersprüchliche Situation haben, lautet, dass es sich bei den Niedergemetzelten um Muslime handelt und der Westen den Islam

und Muslime hasst. Und einige dieser Islamisten denken vielleicht daran, eine Bombe zu legen oder eine gewaltsame Aktion durchzuführen, um gegen diese feindliche Haltung des Westens gegenüber den Muslimen zu protestieren. Man erinnert sich an Gewaltakte wie die Versuche, die dänische Botschaft in Beirut niederzubrennen, als der Konflikt um die Karikaturen ausgebrochen war, die den Propheten beleidigen. Fehlender Dialog und fehlendes Verständnis für die andere Kultur sorgt für mehr Gewalt und Zerstörung in der Welt.

Während der Gespräche über das Nilwasser, die nach der Revolution des 25. Januar stattfanden, zeigte sich, dass dieses Problem im Wesentlichen kultureller Natur ist. Die ignorante Haltung der Angestellten und ägyptischen Diplomaten gegenüber Schwarzafrika, die kulturelle Diskriminierung, mit der sie mit Ländern des Nilbeckens verhandelten, war der Grund dafür, dass diese Länder die Verteilung der Wasseranteile des Nils überdachten und ganz besonders den Anteil Ägyptens. Ägypten, das Land mit dem größten Anteil, scheint sich nicht um die Probleme zu kümmern, unter denen diese Länder leiden.

Gute Ergebnisse durch Gespräche mit diesen Ländern konnten erzielt werden, nachdem eine ägyptische Delegation, an der einige der Rebellen des 25. Januar teilnahmen, zu ihnen reisten und den Schwarzafrikanern versicherten, dass das Mubarak-Regime und seine Vertreter diese Diskriminierung nicht nur gegenüber den Ländern des Nilbeckens an den Tag gelegt hatten, sondern zuallererst gegenüber den Ägyptern selbst. Ägypten ist ein afrikanisches Land, aber das Mubarak-Regime behandelte Schwarzafrika und speziell die Länder des Nilbeckens, als ob es sich um eine Gruppe andersartiger Länder han-

deln würde. Ernsthafter kultureller Dialog und die Akzeptanz der Kultur des jeweils Anderen sind die Grundlagen dafür, dass Kultur effektiv zur Lösung internationaler Konflikte und Konflikte innerhalb unterschiedlicher Gruppen von Menschen beitragen kann. Aber dieser Dialog sollte fair sein, und man sollte dabei mit zwei Augen schauen, nicht nur mit einem. Ein mitfühlender Blick auf die Probleme des anderen ist das A und O eines konstruktiven und produktiven Dialogs.

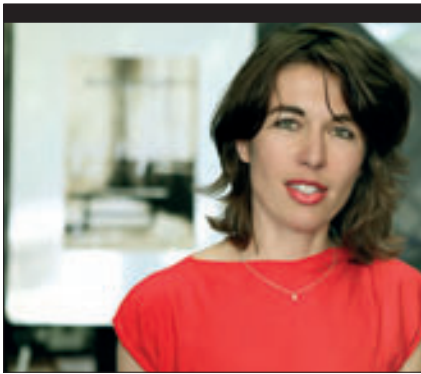
Einige fragen sich, wie der Westen darauf bestehen kann, die Menschenrechtslage in China zu kritisieren, während er gleichzeitig darauf besteht, repressive und diktatorische Regime zu unterstützen, wie es mit dem Regime Mubaraks der Fall war. Sie fragen sich auch, warum der Westen angesichts der Revolution im Sudan und der Unterdrückung von Oppositionellen durch das sudanesischen Regime schweigt und sich auf die syrische Opposition und die Massaker des Regimes von Baschar al-Assad an seinen Gegnern konzentriert. Die Haltung des Westens basiert nur auf Interessen, es fehlt ihr an Gefühl und Objektivität. Dies verhindert kulturelles Verständnis, das aber Konflikte auf der ganzen Welt beenden könnte.

Ja, das Element Kultur ist wichtig und wirksam. Und vielleicht ist es die Basis, um einige internationale Konflikte zu lösen –, aber unter der Voraussetzung, dass es objektiv und fair zum Einsatz kommt.

Salwa Bakr zählt zu den führenden Schriftstellerinnen Ägyptens und lebt in Kairo. Sie setzt sich publizistisch für den interkulturellen Dialog zwischen der arabischen und westlichen Welt ein; der Schwerpunkt ihres Werks, das Romane und Erzählungen umfasst, ist die Situation der Frauen in Ägypten.

Vom Balkon der Besserwisser Niemand wird ein Buch schreiben oder eine wissenschaftliche Studie verfassen, während ihm die Kugeln um die Ohren fliegen. Dennoch ermöglicht Kultur dem Menschen auszuhalten, was nicht auszuhalten ist. Und es nicht nur hinzunehmen, sondern darüber hinaus zu denken und zu leben. Ein Erfahrungsbericht der österreichischen Schriftstellerin Andrea Grill.

Von Andrea Grill



Wer über bewaffnete Konflikte schreibt, befindet sich in keinem, riskiert damit in den Augen derjenigen, die momentan in der Bedrohung leben, die Rolle einer lächerlichen Randfigur, wie die vom Balkon kommentierenden Besserwisser aus der Muppet Show, bestenfalls unterhaltsam. Die Münder gehen, freundlich breit, auf und zu. Was sollen diese Zeilen jemandem bringen, der tatsächlich einen bewaffneten, gewaltsamen Konflikt erlebt? Wer wird, weil er diese Zeilen liest, weiße Fahnen schwingen?

Der Auftrag, den ich hier angenommen habe, ist zum Scheitern verurteilt, merke ich. Was soll ich, die ich im sicheren und reichen Teil Mitteleuropas lebe und aufgewachsen bin, und die Konflikte, über die

hier gesprochen werden soll, nur aus den Nachrichten oder Berichten kenne, so, wie die Kunst sie im Nachhinein beschreibt, dazu sagen? Klingt nicht alles, was ich sage, überflüssig und aus der Position des Betrachters gesagt? Gesagt, ohne dabei gewesen, ohne selbst in Gefahr gewesen zu sein?

Ich kann mich theoretisch mit dem Wort „Konflikt“ beschäftigen, zur Kenntnis bringen, dass es im lateinischen „confligere“ wurzelt, von „zusammentreffen“ erzählt und von „kämpfen“, könnte heranziehen, was Philosophen der letzten zweitausend Jahre dazu zu sagen wussten, könnte das Gute im Konflikt an sich betonen, das Potenzial des Konflikts; die Wichtigkeit des Konflikts per se für jede künstlerische Tätigkeit, für die menschliche Existenz unterstreichen.

Kultur, Politik, Wirtschaft? Womit ließe sich der gewaltsame Konflikt am leichtesten ausrotten?

Was hier in mir zusammentrifft und miteinander kämpft, sind zweierlei Gedanken. Der erste an die Kultur. Wieder so ein Wort, ein Wort, das aus dem Lateinischen kommt und etwas über sich verrät. „Cultura“, Bearbeitung, Pflege, Ackerbau. Kultur ist alles, was nicht ohne den Menschen da wäre; die Felder, die Fichtenplantagen, die Weinberge, die Orangenhaine, die Autobahnen, die Bergbahnen, die Stauseen, die Landung auf dem Mond, die Sa-

telliten um den Mars – Technik, bildende Kunst, Literatur, Recht, Politik, Moral, Religion, Wirtschaft, Wissenschaft. Alles, was nicht Natur ist.

Kultur kann etwas sein, das eine Gruppe Menschen verbindet, ihre Art und Weise, mit dem Leben umzugehen; Kultur kann das alle Menschen Verbindende sein, das diese Spezies von den Tieren unterscheidet, zur Kultur gehören Politik und Ökonomie. Politik kümmert sich um die öffentlichen Dinge, die Einrichtung und Steuerung von Staat und Gesellschaft. Ökonomie verteilt Ressourcen. Zur Kultur gehört auch die Kunst. Zur Kultur gehört sogar der Konflikt.

Ökonomie kann Kunst verteilen, wie eine knappe Ressource. Politik kann Kunst verbieten, wenn sie die in ihrem Staat lebenden Menschen in eine gleichmachende gedankliche Richtung zwingen will. Aber alle drei sind sie aus der Kultur entstanden, in dieser Hinsicht ihre Kinder, Geschwister, die ohne einander nicht sein können, einander bedingen, aber miteinander streiten wie nur Geschwister streiten können. Weil sie wissen, ihre Beziehung ist für immer festgelegt. Sogar wenn sie miteinander brechen, bleiben sie miteinander verwandt.

Scharfe Minen in der Gesellschaft

Kinder haben keine Konflikte. Kinder streiten. Der Streit ist die aktive Form des Konflikts, in der der Kampf ausgetragen wird; als Waffen sind – im Idealfall – nur Worte und Sätze zugelassen, der Streit ist – im Idealfall – die Form des Kampfes, die keine körperlichen Wunden zur Folge hat, eng verwandt mit der Diskussion, diese bleibt aber eher wissenschaftlichen Lebensräumen vorbehalten.

Erwachsene kennen neben dem Streit auch latente, schwelende Konflikte, unausgesprochene, unausgetragene Konflikte. Sie liegen als scharfe Minen in der Gesellschaft, wann sie explodieren, weiß niemand. Solange sich niemand bewegt, ist die Gefahr aufgehoben. Ein falscher Tritt könnte sie auslösen. Wir gehen lieber nirgendwo mehr hin.

„Als ich einen belgischen Abgeordneten der Grünen fragte, wieso ein dem europäischen Publikum unbekannter Politiker wie Herman Van Rompuy zum Präsidenten des Europäischen Rats gewählt worden ist, antwortete er ohne Zögern: Er ist nett, gutmütig, meidet Kontroversen und ist vor allem unauffällig“, schreibt Petros Markaris in seinem Buch „Finstere Zeiten“, in dem er die Krise in oder eigentlich: mit Griechenland untersucht und nach ihren Ursachen forscht. „Fast hätte ich auf Griechisch den Zusatz „der Arme!“ hinzugefügt. Wenn die Griechen über jemanden ein gutes Wort sagen, dann ergänzen sie ihr Lob oft mit dem Wort „der Arme!“ Zum Beispiel: „Er ist ein sehr aufrichtiger Mensch, der Arme!““

„Kunst lebt von Widersprüchen“, schreibt Petros Markaris.

Widerspruch impliziert Auseinandersetzung. Die Literatur ist ein Reservat für den Konflikt in seiner Wildform; ein Konfliktschutzgebiet. Der Schriftsteller, der Philosoph gestattet sich ein innerliches Zusammentreffen, kämpft mit sich selbst, das heißt: Er nimmt sich ernst. Er streitet mit anderen, weil er sie ernst nimmt. Ohne Widersprüche, ohne Konflikte gibt es weder Kunst noch Wissenschaft; nur Kunsthandwerk.

In der Europäischen Union habe die Unauffälligkeit den Vorteil, Spannungen zu verdecken, so Markaris ein paar Sätze

weiter unten. In Europa ersticken wir den Konflikt, wir Armen. Der Konflikt verrottet, wir halten uns die Nase zu, in der stillen Hoffnung, eines Tages würden Ameisen, Regenwürmer oder derartige fleißige Wesen ihn weggetragen haben.

Das steht aber hier nicht in Frage. Die Frage betrifft die Rolle von Kunst innerhalb eines gewaltsamen Konflikts. Kann sie Frieden stiften? Versöhnung? Ich stelle mir Kultur als Putzmittel vor. Cif, Meister Propper – diese Firmen, jedenfalls: eine zähflüssige weiße Creme, die den Konflikt wegwischt wie einen Schmutzleck. Oder als Feuerwehrauto. Mit heulender Sirene und Blaulicht rast die Kultur heran, der aufflammende Konflikt wird gelöscht, mit Schaum und Wasser. Oder einfach erschlagen, mit einer Schaufel. Da, schon zuckt er nicht mehr.

Im Theaterstück „Allegretto Albania“ des albanischen Autors Stefan Çapaliku heißt eine der Figuren „Versöhnung“. Sie ist die lächerlichste von allen. Sie bringt ihren Schützlingen immer ausgerechnet die Dinge, die diese Leute am wenigsten brauchen, überflüssiges Zeug. Einer aus Gründen der Blutrache monatlang in ihrem eigenen Haus eingeschlossenen Familie bringt sie einen Röntgenapparat, mit dem niemand umgehen kann. Sie ist gleichzeitig Fernsehsprecherin und berichtet in den Nachrichten allabendlich über die Erfolge ihres eigenen humanitären Hilfsprogramms. Zur Lösung des Konflikts der Blutrache instal-

liert sie im Haus der Familie Computer und eine Internetverbindung; das Problem zwischen den beiden Familien soll per E-Mail ausdiskutiert werden. Die Aktivitäten der Frau Versöhnung sind bei der betroffenen Familie nicht unbeliebt, sie bringen Abwechslung. Viel mehr aber nicht.

Konkrete Hilfe stellt schließlich ein geldgieriger Bauherr bereit, dem nur daran liegt, diese Leute aus dem Gebäude hinaus zu kriegen, damit er an der Stelle ein profitversprechendes Hochhaus errichten kann. Er organisiert ihnen, so sieht es zumindest aus, eine Fluchtmöglichkeit ins Ausland, nach EU-Europa. Sie schauen sich die Route auf Google Earth an und verlassen das Haus.

Das Stück zeigt gut, in welche Rolle ein Außenstehender – leider oft – gerät, wenn er guten Willens zu vermitteln sucht, die Rolle desjenigen, der bestenfalls amüsiert.

In meiner Jugend, in den neunziger Jahren, wurden in einer Gegend, die weniger weit von meinem Heimatort entfernt war, als die Hauptstadt des Landes, täglich hunderte, tausende Menschen umgebracht; ich meine die auf dem Gebiet des einstigen Jugoslawiens stattfindenden Kriege, später auch als „Balkankonflikt“ bezeichnet. Den Menschen, die es schafften, nach Österreich zu fliehen, begegnete ich, half ihnen vielleicht, übersetzte für sie. Dennoch blieb ich Außenstehende. Auf den Gehsteigen meiner Stadt saßen Kinder, schauten in den Himmel, stundenlang, zuckten zusammen beim Geräusch eines Flugzeugs, zogen den Kopf zwischen die Schultern. „Bang! Bang!“ brüllten die Kinder, hüpfen plötzlich beidbeinig im Kreis. Eine Bombe, schmeißt ihm endlich eine Bombe auf den Kopf, brüllten sie. Ich erzähle davon, sie tun mir leid; die Kinder wie ihre toten Eltern; die vergewaltigten

„Im Theaterstück ‚Allegretto Albania‘ des albanischen Autors Stefan Çapaliku heißt eine der Figuren ‚Versöhnung‘. Sie ist die lächerlichste von allen.“

Frauen; ihre Augen, was sie sehen mussten, soll ein Mensch nicht sehen müssen.

Wie aber aus dem Mitleidzustand herauskommen?

Der italienische Philosoph Giorgio Agamben spricht in seinem Buch „Kindheit und Geschichte“ von der Zerstörung der Erfahrung. Sie finde ihr „notwendiges Korrelat nicht in der Erkenntnis, sondern in der Autorität, d.h. im Wort und in der Erzählung“, schreibt er. „Niemand scheint heute mehr über genügend Autorität zu verfügen, um eine Erfahrung zu garantieren, und wenn jemand trotzdem darüber verfügt, so denkt er nicht daran, das Fundament der eigenen Autorität auf einer Erfahrung zu gründen.“ Ein Kennzeichen der heutigen Zeit wäre demnach die Un-erfahrbarkeit. Und da ich ein Kind meiner Zeit bin, ist mir diese Sichtweise nicht fremd. Ich möchte trotzdem mit einer eigenen Erfahrung aufwarten.

Ich versuche, von einem gewaltsamen Konflikt zu erzählen, der konkret in den Verlauf meines Lebens eingegriffen hat. Als die hochbetagte Großmutter eines Freundes eine Kalaschnikow packte und damit von der Terrasse ihres Hauses in Tirana in die Luft schoss, bedeutete das für mich, dass ich meine Diplomarbeit nicht machen konnte wie geplant. An sich keine große Sache, aber etwas, das mich damals sehr real betraf. Und darum geht es mir hier. Um konkrete Erfahrungen.

Albanien 1997

Das war im Jahr 1997, als in Albanien nach dem Zusammenbruch der sogenannten „Pyramidenspiele“ – halsbrecherischen Bankspekulationen – zahllose Albaner ihre Vermögen verloren. Innerhalb kür-

zester Zeit führte das zu Anarchie, Bandenkriegen, innerhalb kürzester Zeit war die albanische Bevölkerung fast lückenlos bewaffnet. Die Waffen stammten aus noch in kommunistischer Zeit angelegten, großen Waffenlagern. Man musste bewaffnet sein, wie die Großmutter meines Freundes, wollte man nicht unversehens ausgeraubt oder ermordet werden. Plötzlich schien das Land in eine historische Periode versetzt, in der es lokale Herrscher gab, die ihr „Rayon“ ausbeuteten. Nur war es doch ein wenig eine andere Zeit, denn im Grunde war jeder sein eigener König. (Und in gewisser Hinsicht dauert diese Zeit in Albanien bis zum heutigen Tag an.) Nur waren manche stärkere Könige als andere.

Für mein Forschungsvorhaben hatte ich ein Stipendium des Staates Österreich erhalten. Nachdem die Unruhen in Albanien bekannt wurden, erhielt ich umgehend einen Brief, in dem das Stipendium zurückgezogen wurde und mir im Namen des Staates, dem ich angehörte, untersagt wurde, meine Forschungsarbeit fortzusetzen, da dies die Sicherheit von Leib und Leben gefährden würde.

In diesen Monaten telefonierte ich oft mit Freunden in Albanien. Manchmal hörte ich durchs Telefon im Hintergrund Schüsse. Meine Freunde versicherten mir immer wieder, alles sei halb so schlimm, ich solle mir keine Sorgen machen, sie seien persönlich nicht in Gefahr. Es herrsche „nur“ Chaos. Einige meiner Freunde machten sich in dieser Zeit einen Namen als Journalisten oder als Übersetzer, indem sie ausländische Journalisten durchs Land begleiteten.

Ich wich mit meiner Forschungsarbeit aufs benachbarte Griechenland aus; bei meinem Thema handelte es sich um eine ökologische Studie zur Artenvielfalt medi-

terrainer Tagfalter, an sich machte es wenig aus, ob ich sie hundert Kilometer weiter nordöstlich durchführte. Für mich machte es aber viel aus. Ich lernte Griechisch, befand mich unversehens in einem Land, das ich kaum kannte, in dem ich bisher noch nicht gewesen war, in dem ich nicht vorgehabt hatte, zu leben; nur wenige Stunden Fahrzeit entfernt von meinem eigentlichen Ziel, aber es war ruhig, friedlich. Man konnte dort arbeiten.

Warum erzähle ich das?

Weil es, fürchte ich, ein Beispiel dafür ist, wie hilflos Kunst und Kultur gewaltvollen Konflikten gegenüberstehen. Niemand wird ein Buch schreiben oder eine wissenschaftliche Studie durchführen, während ihm die Kugeln um die Ohren fliegen. Während des Ersten Weltkriegs gab es eine Reihe von Literaten, die den Krieg romantisierten, manche meldeten sich freiwillig an die Front, in jedem Fall schufen sie im deutschsprachigen Raum einen ideologischen Überbau für den Krieg, den sie mit Tapferkeit, Mut, ehrlichem Kampf assoziierten, von dem naturgemäß keine Rede war. Sogar große Schriftsteller wie Robert Musil oder Thomas Mann, um nur einige Beispiele zu nennen, sprachen sich damals nicht gegen den Krieg aus – im Gegenteil. Einigen davon kostete dieser Kriegsenthusiasmus das Leben. Georg Trakl, der expressionistische Dichter aus Salzburg, wurde als Apotheker nach Galizien berufen (er hatte sich eigentlich für

„Während des Ersten Weltkriegs gab es eine Reihe von Literaten, die den Krieg romantisierten, manche meldeten sich freiwillig an die Front.“

Albanien gemeldet, wurde dort aber nicht genommen), wo er, nachdem er gezwungen war, neunzig verwundete Soldaten zu verarzten, an Erschöpfung und einer Überdosis Kokain starb.

„Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken und unter ihnen, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige gebrechliche Menschenkörper“, formuliert Walter Benjamin den Zustand der Hilflosigkeit, den ich meine.

Ich frage meine albanische Großmutter, was sie für das Wichtigste im Leben hält.

An dich selbst glauben, sagt sie, und kämpfen.

Beide Teile der Antwort erstaunen mich. Die Frau, die ich meine albanische Großmutter nenne, ist vor neunundachtzig Jahren in Istanbul geboren. Als Kind kam sie nach Saranda, damals ein Fischerdorf, an der südalbanischen Küste, damals Teil des Osmanischen Reichs. Ihr Vater war ein General oder hochrangiger Militär, vielleicht Admiral. In Saranda lernt sie ihren späteren Mann kennen, die Liebe ihres Lebens. Gemeinsam ziehen sie nach Tirana. Sie sind beide Kommunisten, gehen als Partisanen im wahrsten Wortsinn in die Wälder. Sie kämpfen, unter Einsatz ihres Körpers, für das, woran sie glauben: ein unabhängiges Albanien, ein sozialistisches Albanien. Als die Sozialisten tatsächlich an die Macht kommen, unter der Führung von Enver Hoxha, arbeitet der Großvater, nennen wir ihn so, als Spion für die neue Führung. Es dauert nicht lange, und er fällt in Ungnade. Die folgenden Jahrzehnte verbringt er im Gefängnis. Einmal pro Woche besucht ihn die Frau mit den zuerst ganz

kleinen, dann immer größer werdenden drei Kindern, eine mehrstündige mühevollere Reise, an deren Ende sie ihn nie unter vier Augen sprechen kann. Als er entlassen wird, sind die Kinder erwachsen und leben außer Haus. Die Frau ist eine alte Frau. Der Mann ist ein alter Mann.

Innerlich wappnen

Kaum siebzugjährig starb der Großvater an Lungenkrebs. Seit neunzehn Jahren lebt meine Großmutter nun allein. Es vergeht kein Tag, an dem sie nicht von der Liebe ihres Lebens, dem Mann, den sie eigentlich ihr Leben lang vermisst hat, spricht. Ich kenne kaum alte Leute, die nicht an einen Gott glauben. Diese Frau ist vielleicht die einzige. Sie erstaunt mich. In ihrer Enttäuschung am Sozialismus hat sie sich ihren eigenen Sozialismus bewahrt. Sie glaubt an sich selbst. Sie kämpft.

Ich denke nicht – so leid es mir tut –, dass Kunst und Wissenschaft gewaltsame Konflikte verhindern können. Kultur – wenn man dieses Wort als Sammelbegriff verwenden möchte – kann uns innerlich wappnen. Sie kann uns Erfahrungen vermitteln, die wir im wirklichen Leben nicht machen, uns zu Menschen machen, die darauf vorbereitet sind, mit Elend und Gewalt umzugehen, wobei man darauf naturgemäß nie vorbereitet ist. Sie ermöglicht uns auszuhalten, was nicht auszuhalten ist; aber es nicht schlicht hinzunehmen, sondern darüber hinaus zu denken und zu leben. Denn sie macht uns neugierig auf

das Außerhalb von uns selbst. Die Neugier greift nicht zu Waffen, sie ist eine Schwester der Zuneigung. Besser als mit Elias Canetti, der den Beruf des Dichters als eine Übung in der Verwandlung sieht, „in seiner zwingenden Erfahrung von Menschen jeder Art, von allen, aber besonders jenen, die am wenigsten Beachtung finden“, kann ich hier nicht zu einem Ende finden.

Andrea Grill ist Schriftstellerin und lebt in Wien. 2003 promovierte sie mit einer Arbeit über die Schmetterlinge Sardinien zum Doktor der Philosophie. 2007 nahm sie am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt teil. Sie war Stipendiatin am Literarischen Colloquium Berlin und auf Schloss Wiepersdorf. Im November 2010 wurde ihr der Förderpreis zum Bremer Literaturpreis 2011 zuerkannt. Zuletzt erschienen: „Tränenlachen“. Roman, 2008. „Das Schöne und das Notwendige“. Roman, 2010. „Happy Bastards“. Gedichte, 2011 (alle bei Müller, Salzburg und Wien, erschienen).

Mit der Sprache der Musik Bach, Mozart, Haydn oder Beethoven spenden Trost in einem tristen Alltag: Im National Youth Orchestra of Iraq musizieren junge Kurden, Schiiten und Sunniten gemeinsam klassisches westliches Repertoire, daneben auch einige Kompositionen zeitgenössischer irakischer Komponisten. Doch kann Musik auch zu Verstehen und Versöhnung beitragen? Ein Erfahrungsbericht.
Von Vladimir Ivanoff



Im Jahre 2010 begaben sich rund sechzig Musiker aus Deutschland, dem Jemen, dem Libanon, Österreich, Marokko, Palästina, und Syrien in Bayreuth auf die Spurensuche nach dem Parsifal-Mythos, seinen jüdisch-arabischen Wurzeln und seiner musikalischen Rezeption vom Mittelalter bis zu Richard Wagner. Ein Jahr zuvor begegneten sich fünfzig deutsche, irakische, libanesisch, palästinensische und syrische Musiker in der Musik Bachs: Sie interpretierten ihren barocken Geist in den lebendigen Traditionen der arabischen Musik und des Jazz neu. Seine Passionsmusiken wurden konfrontiert mit der heutigen Situation in der Heimat von Jesus, aber auch mit den Konflikten zwischen der arabischen Welt und dem Westen. Die barocke Präzision und Komplexität Bachs traf

auf die Spontaneität von klassischer arabischer Musik und Jazz: zwei Traditionen, die viel gemeinsam haben, zum Beispiel hoch entwickelte und strukturierte Improvisationstechniken. In beiden Jahren waren die Musiker Teilnehmer des Sommerworkshops „Orient meets Occident“. Stehen heute meist die religiösen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Differenzen zwischen dem Westen und der islamisch geprägten Welt im Vordergrund, so soll mit dem Workshop gezeigt werden, dass Musik nicht nur Dekor, sondern welt-offenes Medium gegenseitigen Respekts ist. Die Möglichkeit friedlicher Beziehungen zwischen Ost und West, zwischen den Religionen, sind im gegenwärtigen internationalen Kulturbetrieb ein Gemeinplatz geworden. Zahlreiche Projekte versuchen die Botschaft zu vermitteln, dass nördliches und südliches Mittelmeer zusammengehören und dass die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Religionen möglich ist.

Die Konzeption der „Orient meets Occident“-Workshops unterscheidet sich vor allem in einer Hinsicht von den inzwischen zahlreichen musikalischen Projekten mit interkulturellen pädagogischen Anliegen: So intensiviert Daniel Barenboim mit seinem vielbeachteten „West-Eastern Divan Orchestra“ den arabisch-israelischen Dialog dadurch, dass junge arabische und israelische Musiker gemeinsam ausschließlich

westliches klassisches Repertoire musizieren. Nahöstliche Künstler begegnen sich im etablierten europäischen Kulturrepertoire, in der Musik Beethovens und Mozarts.

„Orient meets Occident“ setzt dagegen bewusst auf stilistische Vielfalt. Westliches klassisches Repertoire wird mit auf Improvisation basierenden Stilen wie Jazz (in europäischer und arabischer Ausprägung) konfrontiert, europäische Alte Musik aus Mittelalter, Renaissance und Barock mit traditioneller arabischer Musik in ihren regionalen Ausprägungen verglichen, Neue Musik aus der arabischen Welt wird gleichberechtigt mit der europäischen Avantgarde behandelt. Leider ist die allgemein verbreitete Aussage, dass Musik eine global verständliche Weltsprache sein kann, in der realen Musikwelt nur sehr begrenzt gültig. Unterschiedliche musikalische Traditionen und Stile besitzen ihre sehr spezifischen Kommunikations- und Organisationsstrukturen. So hätte etwa ein deutscher Musiker, der überwiegend im Bereich der klassischen Kammermusik tätig ist, bereits große Schwierigkeiten, die musikalische Kommunikation innerhalb eines Orchesters zu durchschauen. Jazzmusiker und klassische Musiker musizieren nicht nur in gänzlich unterschiedlichen musikalischen Sprachen; auch ihre verbale Kommunikation ist letztlich ein „Fachchinesisch“, welches außerhalb des jeweiligen spezifischen Berufskreises kaum verständlich ist.

Die Erfahrungen meiner Arbeit zeigen dagegen, dass Musiker aus der arabischen Welt und aus Europa, die einen ähnlichen musikalischen Hintergrund teilen (z.B. auf Jazz spezialisiert sind), relativ leicht und ohne Hemmungen miteinander kommunizieren, denn sie sprechen eine gemeinsame musikalische Sprache. Dagegen haben

Musiker aus dem gleichen Land, die unterschiedliche künstlerische Hintergründe haben, oft große Kommunikationsprobleme.

Hinter dieser Hemmschwelle verbirgt sich aber auch eine Chance, denn Musiker definieren sich meist zunächst über ihren musikalischen Hintergrund. Deshalb haben in der musikalischen und verbalen Kommunikation mit „Gleichgesinnten“ andere, z.B. politische und religiöse Differenzen, zunächst keine Priorität. Das genuine Interesse, gemeinsam Musik zu schaffen, ist zunächst meist drängender als das Bedürfnis nach Ab- und Ausgrenzung. Auch wenn Differenzen später verbalisiert werden, entschärft das Interesse an der gemeinsamen Musik fast immer den Konflikt, auch wenn es „nur“ darum geht, das musikalische Zusammenspiel nicht zu gefährden. Auch wenn Musiker eine neue und gänzlich fremde Stilistik kennen lernen wollen (etwa bei der Einführung von Jazzmusikern in die traditionelle arabische Musik), steht die Neugier an der neuen Musiksprache im Vordergrund und wirkt deeskalierend auf potenzielle Konfliktthemen.

Europäische Nationen besitzen historisch gewachsene (musik-)kulturelle Identitäten: Italiener mit Vorlieben für die klassische Musik sind stolz auf Vivaldi oder Verdi, Franzosen auf Lully oder Berlioz, Deutsche auf Mozart oder Wagner. Tradi-

„Die europäische Klassik, ihre Klangkörper und Stars stiften eine gesamteuropäische und gleichzeitig globale Identität: Cecilia Bartoli ist Italienerin, singt europäische Klassik und wirkt als Weltstar.“

tionelle Musik ist im Europa der Moderne zwar in den Hintergrund getreten, regionale Volksmusikstile sind dennoch in fast allen europäischen Ländern noch lebendig und haben ihren Liebhaberkreis. Die europäische Klassik, ihre Klangkörper und Stars stiften eine gesamteuropäische und gleichzeitig globale Identität: Cecilia Bartoli ist Italienerin, singt europäische Klassik und wirkt als Weltstar. Jazz, Pop und Rock sind global verbreitete Musikstile, haben aber in den westlichen Kulturen allgemein bekannte Wurzeln: die Beatles sind eine Klangikone der Engländer, Xavier Naidoo einer der großen deutschen Popstars (ohne wegen seines „Migrationshintergrundes“ hinterfragt zu werden), Lady Gaga ist ein (italo-)amerikanischer Superstar mit globaler Wirkung und Bekanntheit.

Doch wer kennt Oum Kalthoum, Asmah, Farid al-Atrash und Fairouz? Sie sind die (bis auf Fairouz bereits verstorbenen) letzten Vertreter einer zwar popularisierten, aber in den Wurzeln traditionellen panarabischen Musikkultur, die zumindest bei älteren Ägyptern, Libanesen, Syrern und Irakern gleichermaßen bekannt und beliebt sind, ihre große Wirkung jedoch in den vierziger bis in die frühen fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts hatten. Der westliche Kolonialismus propagierte arabische Nationalstaaten und raubte der arabischen Welt ihre kulturelle Einheit und damit auch in großem Ausmaß ihre überregionale klassische Musikkultur. Seit Jahrzehnten nehmen klassische Musik westlicher Prägung und globalisierte Popmusik in der arabischen Welt die fast ausschließliche „Leitkulturfunktion“ ein. Die Ausbildung an Musikhochschulen bevorzugt hierarchisch die westliche Klassik und inzwischen auch den Jazz; fast jeder arabische Ölstaat gründete inzwischen sein eigenes

Sinfonieorchester westlicher Prägung und errichtete dementsprechende Konzertsäle und Opernhäuser.

Bei einem Radiogespräch hatte ich einmal die Gelegenheit, mit einigen der Musiker des „National Youth Orchestra of Iraq“ über ihre Wertvorstellungen und ihre Zukunftsträume zu sprechen. Das Orchester arbeitet nach dem Modell von Daniel Barenboims „West-Eastern Divan Orchestra“: junge Iraker – Kurden, Schiiten und Sunniten – musizieren gemeinsam klassisches westliches Repertoire, daneben auch einige Kompositionen zeitgenössischer irakischer Komponisten. Dies soll unter dem Leitstern westlicher Klassik zur Deeskalation von Konflikten zwischen verschiedenen irakischen Bevölkerungsgruppen beitragen. Welche große Hoffnung die jungen Musiker in das Vorbild westlicher klassischer Musik projizieren, wurde in diesem Gespräch sehr deutlich. Verkürzt zusammengefasst: Bach, Mozart, Haydn, Beethoven spenden Trost in einem tristen Alltag; ihre Musik hat für die jungen Musiker und wohl auch für einen Teil ihrer Hörer einen herausragenden Wert, den sie mit zivilisatorischem Fortschritt, politischer Öffnung, auch in den Westen, und auch einer erstrebenswerten Demokratisierung verknüpfen. Ähnliche Hoffnungen hegten auch die meisten Teilnehmer der „Orient meets Occident“-Workshops, wenn sie klassisch-westlich ausgebildet waren. Die jungen arabischen Musiker betrachten (vor allem seit Beginn des Arabischen Frühlings) Pop- und Jazzmusik in globaler und in regional arabischer Ausformung als Medien für Freiheit und Fortschritt, als „Zukunftsmusik“ für die neue politische und kulturelle Ordnung in der arabischen Welt.

Im Gegenzug steht traditionelle arabische Musik bei arabischen Musikern,

die in der westlichen Tradition ausgebildet wurden und bei ihren Kollegen aus Jazz und Pop fast immer für Überkommenes, Gestriges, Rückschritt, sogar für religiösen Fundamentalismus. Diese einstimmige Tradition ist für sie „primitiver“ als die mehrstimmige westliche Klassik. Sie wird z.B. im Falle des tunesischen Malouf als ein staatstragendes (weil touristisch wirkungsvolles) Medium der alten politischen Ordnung eingestuft.

Die Geringschätzung und Abwertung eigener musikalischer (und im weiteren Sinne kultureller) Traditionen ist die Wurzel der häufigsten Konflikte in den „Orient meets Occident“-Workshops und auch in meinem Ensemble Sarband, einem interkulturellem Kammerorchester, das ich 1986 gegründet habe. Die traditionell-nahöstlich ausgebildeten Musiker stehen, verursacht durch fehlendes Selbstvertrauen in den eigenen musikalischen Hintergrund, unter einem großen Behauptungsdruck. Sie sind zunächst in der Vermittlung ihrer musikalischen Inhalte an die anderen Musiker weniger offen, grenzen sich selbst zunächst auch in der verbalen Kommunikation häufig aus.

Wenn Vertreter regionaler Ausformungen (Syrier, Ägypter, Libanesen usw.) traditioneller arabischer Klassik miteinander musizieren, kommt es häufig schnell zu Streitigkeiten. Die jeweilige nationale Aussprache hocharabischer Liedtexte wird als „die einzige korrekte“ propagiert; musikalische Details, die sich unterscheiden, wie z.B. Intonationsfärbungen und Verzerrungen sind jeweils nur in der syrischen, libanesischen, ägyptischen usw. Spielweise „korrekt“. So stehen sich die Musiker aus unterschiedlichen arabischen Ländern häufig musikalisch unversöhnlich gegenüber. Deshalb schlug ein deutscher Workshop-Teilnehmer 2010 vor, „Orient meets Occident“ in „Ori-

ental Accident“ umzubenennen.

Hier sehe ich eine der wichtigsten Aufgaben dieser und ähnlicher musikalischen Treffen, denn sehr schnell nehmen die traditionellen arabischen Musiker die Wertschätzung ihrer Musik durch Kollegen und Publikum wahr. Die europäischen Teilnehmer sind meist daran interessiert, diese für sie zunächst fremde aber faszinierende Musikwelt näher kennen zu lernen. Sie erfahren, dass es sich dabei um eine gleichermaßen alte wie lebendige, sehr komplexe und immer weiter entwicklungsfähige Tradition handelt, die der westlichen klassischen ebenbürtig ist. Arabische Kollegen mit westlichem musikalischen Hintergrund (ob klassisch oder in Jazz und Pop), die bis zur Konfrontation mit der regionalen musikalischen Tradition ihrer Heimat kaum Hörerfahrung damit hatten, sie aber fast immer als minderwertig einschätzten, gewinnen zumindest Achtung dafür. In manchen Fällen stellt sich sogar heraus, dass ein klassisch-westlich ausgebildeter Musiker auch Erfahrungen in traditioneller Musik hatte, sie jedoch zunächst verschämt verschwiegen. In den Konzerten von Ensemble Sarband und denen der „Orient meets Occident“-Workshops wird die arabische traditionelle Musik gerade vom westlichen Publikum oft begeistert aufgenommen. Sie behauptet sich eigenständig gegen jedes westliche Repertoire und wird vor allem wegen des lebendigen Vortragsstils manchmal auch diesem vorgezogen.

Bei Konzerten in arabischen Ländern ist das Publikum häufig zunächst der eigenen Tradition gegenüber misstrauisch: schließlich handelt es sich meist um die soziale, die westliche Kultur bevorzugende Elite, die den Weg in Konzertsäle findet. Nach den Konzerten erlebe ich dann überrascht stolze Erleichterung darüber, dass sich ge-

nuin arabisches Repertoire gegen westliches Repertoire behaupten konnte. Die positive Rezeption durch Kollegen und Publikum lässt bei den traditionellen Musikern Stolz und Selbstvertrauen entstehen.

Ein gesundes Selbstvertrauen und das Bewusstsein dafür, dass arabische Musiktraditionen und damit auch die arabische Kultur im weiteren Sinne weltweit positiv rezipiert und geachtet werden können und trotz der Vielfalt regionaler Färbungen eine grundlegende panarabische Einheit bilden, hat weitreichende Folgen. Denn daraus kann eine selbstbewusste arabische, staaten- und religionsübergreifende Identität entstehen, welche die vielfältigen Spannungen innerhalb des arabischen Staatengefüges deeskaliert und eine gelassener Kommunikation mit dem Westen erlaubt, denn Partner, die ihre eigene Identität kennen, können in Augenhöhe miteinander sprechen. Auch den westlichen Musikern wird, wie dem westlichen Publikum, eine „gleichberechtigtere“ Einschätzung arabischer Kultur jenseits von billig produziertem Arabesque-Pop, der aus europäischen Döner-Buden tönt, erleichtert. Zuerst erleben die Musiker, später in Konzerten und durch Aufzeichnungen auch das Publikum, das Zusammenspiel gleichberechtigter Partner aus Orient und Okzident, erfah-

„Traditionelle arabische Musik steht bei arabischen Musikern, die in der westlichen Tradition ausgebildet wurden und bei ihren Kollegen aus Jazz und Pop fast immer für Überkommenes, Gestriges, Rückschritt, sogar für religiösen Fundamentalismus.“

ren, dass verschiedene Musikstile und Traditionen gleichwertige Qualitäten haben, auch wenn die Tonsprachen unterschiedlich sind. Sie erleben Künstler aus „Krisenländern“ jenseits des täglichen „body counts“ der Medien als Persönlichkeiten, die sich selbständig ausdrücken können und den Willen und die Fähigkeit zur Kommunikation besitzen.

Hier sehe ich die Chancen europäischer Kulturförderung: ein tatsächlich vielstimmiges Orchester mit jungen Musikern aus europäischen und nahöstlichen Nationen, in dem ein gleichberechtigter Diskurs ohne das Diktat europäischer oder arabischer Leitkultur möglich ist. Dieses künstlerische und pädagogische Modell lässt sich auch auf andere aktuell konfliktbeladene Regionen, etwa den Balkan und Osteuropa, übertragen. Mit einem verhältnismäßig geringen finanziellen und organisatorischen Aufwand seitens der internationalen Kulturförderung entsteht ein lebendiges und weitreichendes Medium, welches dazu fähig ist, viele Ohren und Herzen zu erreichen, die gegenüber anderen Stimmen vielleicht taub bleiben.

Vladimir Ivanoff betreut seit 2009 als künstlerischer Leiter und Dramaturg die Sommerworkshops „Orient meets Occident“. 1986 gründete er das Sarband-Ensemble, das sich als „interkulturelles Kammerorchester“ sieht. Seine Programme vereinen Musiker aus den verschiedensten Kulturen und vermitteln zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Sie verbinden die historische Aufführungspraxis Europas mit den lebendigen Traditionen des Mittelmeerraums. In Kooperationen mit anderen Künstlern, Ensembles und Orchestern (u.a. Barocksolisten der Berliner Philharmoniker, Modern String Quartet, Sidi Larbi Cherkaoui, King's Singers, Mystère des Voix Bulgares) werden Differenzen zwischen Kulturen und Religionen sowie historische und zeitgenössische Konzepte des Anderen und Fremden hinterfragt.





Kunst-Kontext Konflikt Ein Künstler wird genauso wenig wie etwa ein Fußballspieler von sich behaupten, den Weltfrieden retten zu können, auch wenn Kultur und Sport beide eine große integrative Kraft in der Gesellschaft ausüben. Wie kann Kunst positiv wirken und welche Bedingungen sind hierfür nötig? Ein Kurator sucht in Afghanistan und Eritrea nach Antworten. *Von Christian Schoen*



„Ist Kunst eine aktive Kraft, die weltweit politisch wirksam ist, die Konflikte mäßigt und friedlichen Beziehungen förderlich ist?“ Mit dieser Frage begann ein Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ am 7. Juli 2012, der sich mit dem Teilprojekt der Documenta 13 in Afghanistan auseinandersetzte. Für das alle fünf Jahre stattfindende Kunstereignis in Kassel wurde ein ergänzender Schwerpunkt auf die afghanische Hauptstadt Kabul gesetzt, wo neben einer Ausstellung auch Symposien und Workshops stattfanden. Wir sind geneigt, die Frage des „NZZ“-Autors nach dem integrativen und befriedenden Potenzial der Kunst zu bejahen, denn wir möchten, dass die Kunst die Sprache der Freiheit spricht, und das sogar global.

In Deutschland wissen wir, wie bedeut-

sam die Kunst in der Aufarbeitung der eigenen Geschichte war. Die Auseinandersetzung mit unserer Avantgarde und mit der US-Nachkriegskunst auf internationalen Veranstaltungen wie der Biennale von Venedig und der Documenta Kassel war Teil der zivilgesellschaftlichen, bürgerlichen Transformation der faschistischen Vergangenheit in Deutschland.

Der Autor des Zeitungsartikels beantwortet seine rhetorische Frage hingegen ambivalent: Generell will er zwar der Kunst ihre positive Kraft nicht absprechen, im konkreten Fall des Documenta-Beitrags in Kabul jedoch hält er – und da ist er nicht alleine – den von der Documenta postulierten Anspruch für verfehlt, da die Kunstprojekte in Afghanistan selbst keine „nachhaltige“ Wirkung in der Bevölkerung erzielten. Zum anderen diene der Brückenschlag nach Kabul mehr der „Imagepflege“ für die Veranstaltung.

Angesichts solch kritischer Beleuchtung des Afghanistan-Projekts werden folgende grundsätzliche Fragen aufgeworfen:

Wie finden wir zu einer für alle Beteiligten verständlichen Definition eines Projekts in Konfliktregionen, in dem Kooperationen mit Künstlern gewollt sind? Wie erreichen wir einen Konsens für die unterschiedlichen Erwartungshaltungen sowohl zwischen den Kooperationspartnern als auch bei Dritten? Und schließlich:

Was gilt es zu beachten, um für alle Beteiligten klare Zielsetzungen zu formulieren?

Eines ist auf jeden Fall klar: Bevor der Kunst eine mögliche Rolle innerhalb eines gesellschaftspolitischen Konflikts zugeordnet wird, ist zu beachten, dass jeder politische Konflikt seine singuläre Entstehungsgeschichte mit einem spezifischen Verlauf hat. Der Begriff „Konflikt“ selbst ist unterschiedlich deutbar, er ist zwar negativ besetzt, kann aber gleichzeitig auf positive Wandlungsprozesse innerhalb einer Gesellschaft verweisen.

Konfliktpotenzial gibt es überall, auch in sogenannten freiheitlich-westlichen Ländern. Wenn wir über Entwicklungsprogramme für andere Nationen oder Regionen sprechen, sollten wir zunächst reflektieren, ob wir „unseren“ Forderungen selbst gerecht werden können.

Gleichermaßen gilt es, den Begriff „Kunst“ zu klären, um einen Gesprächskonsens herzustellen. Selbst wenn wir uns hier „nur“ auf die bildende Kunst konzentrieren wollen, ist es unverzichtbar, den historischen, räumlichen und kulturellen Bezug eines Werkes zu kennen. Ob wir von den Buddha-Statuen von Bamiyan in Afghanistan sprechen, von einem barocken Wandbehang in einem französischen Schloss oder einer Leinwand des deutschen Künstlers Gerhard Richter: Der gewähl-

„Statt auf die Produktion von Objekten legen viele Künstler heute ihren Schwerpunkt auf prozessuale, dialogische oder performative Strukturen, die sich nicht oder nur partiell physisch manifestieren.“

te Terminus „Kunst“ ist immer derselbe. Auch wenn die Welt enger zusammengerückt ist – woran die Kunst kein Zutun hatte, sondern die kommunikationstechnologischen Errungenschaften und die physische Mobilität –, spielt der eigene kulturelle Bezugsrahmen für die Produktion, aber auch für die Rezeption von Kunst eine große Rolle.

Somit ist das, was in Europa als Kunst bezeichnet wird, für jemanden mit einem anderen kulturellen Hintergrund womöglich unvereinbar mit dem eigenen Kunstbegriff. Das betrifft vor allem Strategien, die aus der westlichen Kulturgeschichte heraus entstanden sind und sich in diesen Traditionen entfalten konnten: etwa konzeptuell ausgerichtete Kunst, Performance oder auch Kunst im öffentlichen Raum. Statt auf die Produktion von Objekten legen viele Künstler heute ihren Schwerpunkt auf prozessuale, dialogische oder performative Strukturen, die sich nicht oder nur partiell physisch manifestieren. Selbst hierzulande bedarf es oftmals einer „Übersetzungsarbeit“, um solche erweiterten Kunstbegriffe öffentlich zu vermitteln. Umso naiver wäre es, auf ein Verständnis für derartige künstlerische Formate im Rahmen einer Entwicklungszusammenarbeit zum Beispiel in Eritrea am Horn von Afrika zu hoffen.

Noch größer sind die terminologischen Herausforderungen, wenn es sich um transdisziplinäre Projekte handelt, in denen Künstler nebst Fachleuten anderer Disziplinen eingebunden sind. Die Vielschichtigkeit künstlerischer Strategien und spezifisch geprägte kulturelle Verständnisse müssen im interkulturellen Diskurs immer respektiert werden. Dabei sollte selbstverständlich sein, dass keiner der Partner eine allgemeingültige Deutungs-

hoheit für sich beansprucht. Die Herausforderung einer konsensfähigen Sprachregelung geht Hand in Hand mit der Definition eigener Erwartungshaltungen und der Formulierung eigener Ziele.

Kunst als Tochter der Freiheit

Es verlangt eine tiefgehende Recherche, wenn wir beurteilen wollen, welche Formen des kulturellen Austauschs, des künstlerischen Dialogs, der finanziellen oder fachlichen Unterstützung in einem anderen Land tatsächlich sinnvoll sind. Wie definiert sich „Sinn“ in diesem Kontext? Der inzwischen etwas ver- und oft missbrauchte Modebegriff der „Nachhaltigkeit“ lässt sich auf die Kunst selbst – im Gegensatz zum Kunstmarkt – nicht anwenden. Nachhaltigkeit ist kein Kriterium für Kunst, was zumindest mit Blick auf die mittlere und neuere Kunstgeschichte paradox erscheint, da die klassischen Kunstwerke mit einem Ewigkeitsanspruch entstanden sind. Eine Ausnahme bilden hier die Kunst am Bau und die permanente Kunst im öffentlichen Raum, die spezifische Orte physisch und intellektuell dauerhaft prägen können sollten.

Die Fähigkeit der Kunst, kreative Denk-Freiräume über fachliche, kulturelle oder soziale Grenzen hinweg zu öffnen, ohne dass sich klare Zielvorgaben damit verknüpfen – wie sie die Politik und Ökonomie einfordern –, ist ein zu verteidigendes Gut.

Das in unserem Diskurs vielfach angeführte Diktum des Literaten Friedrich Schiller, Kunst sei „die Tochter der Freiheit“, wird gerne genommen, um unseren moralischen Anspruch deutlich zu machen. Dort, wo Kunst frei von existenti-

eller und materieller Not, frei von politischen, gesellschaftlichen und religiösen Repressalien entstehen, dort wo sich der Geist also frei entfalten kann, sind nicht nur die idealen Bedingungen für das Entstehen von Kunst vorhanden. Dort kann sie darüber hinaus in der Vielfalt ihrer Ausprägung Symbol einer freiheitlichen Gesellschaft und Entwicklung sein.

Das mag die Motivation für die Documenta-Verantwortlichen gewesen sein, einen Programmschwerpunkt auf Afghanistan zu legen. Das Problem bei einem Projektvorhaben wie diesem mag gewesen sein, die unterschiedlichen interdisziplinären und kulturellen Erwartungen zusammenzubringen. Worin unterscheiden sich die individuellen Interessen der beteiligten Künstler, Kuratoren, Wissenschaftler von den übergeordneten politischen? Selbstverständlich unterstreicht das Projekt auch gegenüber der deutschen und allgemein westlichen Öffentlichkeit das politische (und militärische) Engagement am Hindukusch, denn positive Berichterstattung schafft den innenpolitischen Rückhalt und stützt das allgemeine Verständnis auch bei uns.

Die Frage wäre also weniger, ob die Documenta hier PR in eigener Sache betreibt, sondern vielmehr, ob sie sich und mit ihr die afghanischen Künstler, hat instrumentalisiert lassen? Hierzu sei der afghanische Künstler Aman Mojaddedi zitiert, der einer der Kuratoren der Ausstellung in Kabul war: „In den vergangenen drei Jahren gab es einen großen internationalen Ansturm, was die Unterstützung und Finanzierung von Aktivitäten im Bereich Kunst und Kultur als Teil einer Propaganda und gesteuerter Informationskampagnen angeht. Die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Frankreich und

andere Länder haben viel Geld in solche Aktivitäten investiert, um einen Eindruck von Afghanistan in einem stetig besseren Zustand zu schaffen. Dies geschieht nicht zuletzt, um den Abzug des internationalen Militärs zu rechtfertigen“.

An diesem Punkt wird die Diskrepanz zwischen der individuellen Erwartungshaltung der beteiligten Künstler und Kuratoren und der politischen Mentoren, die zudem über die Mittelvergabe bestimmten, deutlich. Die Chefkuratorin der Documenta, die Spanierin Chus Martinez, jedenfalls betonte, dass sie sich rein von künstlerischen Ideen habe leiten lassen.

Und die Erwartungen des „NZZ“-Kritikers? Er unterstellt, die Kunst müsse den Anspruch an sich selbst stellen, die Welt retten zu wollen, und urteilt, dass die „Documenta in Kabul der süßen Illusion erliegt, eine westlich geprägte Kunst könne Werkzeug des Nation Building werden, Geburtshelfer der Zivilgesellschaft in archaischen, kriegsgeplagten Weltregionen.“

Hierin offenbart sich eine gewisse Gefahr, dass die Rolle der Künstler überschätzt wird. Ein Künstler wird genauso wenig wie etwa ein Fußballspieler von sich behaupten, den Weltfrieden retten zu können, auch wenn Kultur und Sport beide eine große integrative Kraft in der Gesellschaft ausüben. Auch Daniel Barenboims Anspruch bei der Gründung seines West-

„Auch Daniel Barenboims Anspruch bei der Gründung seines israelisch-palästinensischen Orchesters wird es nicht gewesen sein, hiermit das Nahost-Problem zu lösen.“

Eastern Divan Orchestra, das sich aus israelischen und palästinensischen Musikern zusammensetzt, wird es nicht gewesen sein, hiermit das Nahost-Problem zu lösen. Dennoch ist es eine phantastische Idee, die den einzelnen Musikern ein produktives Miteinander ermöglicht, und gleichzeitig hat das Zusammenspiel einen hohen Symbolwert, der über die Grenzen hinweg wahrgenommen und diskutiert wird.

Während Afghanistan seit etlichen Jahren im Fokus der Weltöffentlichkeit steht und ein politischer Wille existiert, das Land zu befrieden, sowie eigennützige und uneigennützige Interessen der westlichen Welt, die mehr oder weniger offen dargelegt werden, unterscheidet sich die Lage in anderen Weltregionen völlig.

Am Beispiel Eritreas etwa zeigt sich, wie kompliziert ein Engagement in einem Land ist, wo die bilateralen Beziehungen auf politischer und wirtschaftlicher Ebene auf ein Minimum reduziert sind. Wo für die Entwicklungszusammenarbeit die politische Rückendeckung und damit auch die logistische und finanzielle Unterstützung vollkommen fehlt. Dort, wo es zwar eine deutsche oder andere europäische Botschaft gibt, aber keine Kulturinstitute, wie etwa das Goethe-Institut in Kabul, bleibt das humanitäre und kulturelle Engagement den NGOs überlassen.

Mit der Vision, bereits bestehende Projekte in den Bereichen Medizin und Wasserversorgung kulturell zu untermauern, schlossen sich deutsche Vereine und Stiftungen vor rund einem Jahr zusammen, um sich als spartenübergreifendes Netzwerk in Eritrea zu engagieren. Das Projekt „My Eritrea“ wurde von der Initiative Pilotraum01 e.V. in Zusammenarbeit mit der Wasserstiftung WINTA-Era und der NGO Human-Plus ins Leben gerufen.

Der Ansatz der Zusammenarbeit mit nationalen und regionalen Autoritäten in einem der ärmsten Länder der Welt ist insofern bemerkenswert, als dass er Kunst als integralen Bestandteil der Aktivitäten mit einbezieht. Ziel ist es, die soziale Infrastruktur und kulturelle Identität des jungen Landes zu stärken, das 1993 nach 30-jährigem Kampf von Äthiopien unabhängig wurde.

Der Bedarf an Grundversorgung mit Wasser und Lebensmitteln, an ärztlicher Versorgung, die eklatanten hygienischen Mängel, die prekäre politische Situation und der schwelende Grenzkonflikt zu Äthiopien lassen die Integration von Kunst in das Programm zunächst fragwürdig erscheinen. Welchen Nutzen sollte Kunst erbringen können, wenn es an Lebensnotwendigem fehlt?

Doch gibt es schon längst die Erkenntnis, dass importierte Entwicklungshilfe nur dann zu nachhaltigen Erfolgen führen kann, wenn sie an Traditionen, ethnischen Situationen, Sozialstrukturen und Kulturen sensibel angepasst ist. Anspruch der Initiative in Eritrea ist der gemeinsame Austausch auf Augenhöhe, nicht allein das Ergebnis ist von Bedeutung, sondern bereits der Weg dahin.

Künstlerische Prozesse spielen im Rahmen didaktischer Programme eine Rolle, etwa wenn den wartenden Familienangehörigen im Orotta-Krankenhaus in der Hauptstadt Asmara spielerisch und ästhetisch grundlegende Hygienerichtlinien vermittelt werden sollen. Entscheidend hierbei ist, dass zwar deutsche Künstler konzeptuell integriert sind und zu Beginn als Impulsgeber agieren, die einzelnen Projekte vor Ort jedoch von lokalen Künstlern in der heimischen Bild- und Formensprache umgesetzt werden sollen.

Ein langfristiges Ziel des Engagements jenseits der unmittelbaren humanitären Hilfe ist es, die Eritreer bei der Aufarbeitung und Bewahrung ihres kulturellen Erbes zu unterstützen.

Tatsächlich definiert sich das Land noch immer durch die hart erkämpfte Unabhängigkeit, was die vielfältige ursprüngliche Kultur in Vergessenheit zu bringen droht. Durch das langfristige Engagement – sei es in einzelnen Projekten, die sich der traditionellen Musik oder der Sammlung von volkstümlichen Geschichten und Märchen widmen, oder sei es in den organisatorischen Unterstützung etwa des Nationalarchivs – darf man sich mit gesundem Optimismus eine Untermauerung des notwendigen Demokratisierungsprozesses erwarten.

Doch eines gilt es zu beachten: Eine sinnvolle grenzübergreifende Kulturarbeit muss mit dem tiefgreifenden Verständnis für die lokale Kulturgeschichte beginnen. Hier können Kunst und Kunstwissenschaften eine identitätsstiftende Funktion haben. Die Kulturwissenschaften in den europäischen Ländern sind aufgrund ihrer jahrhundertelangen Erfahrungen prädestiniert, im Rahmen von Kooperationen beim Aufbau von lokalen Institutionen mit organisatorischem und fachlichem Wissen zu helfen.

Hier spielen vor allem die nationalen und regionalen Archive eine Rolle, die mit der Bewahrung des kulturellen Erbes beauftragt sind. Gezielte Kooperationen zwischen europäischen Hochschulen, Museen, Stiftungen oder Vereinen mit im (Wieder-)Aufbau begriffenen Partnern in Krisenregionen sollten vermehrt angestrebt und gefördert werden.

Sinnvolle und effiziente Kulturarbeit bedarf auch eines offenen und transpa-

renten Umgangs mit den Erwartungen und Zielen aller Partner, sie muss flexibel sein und kulturelle Unterschiede, die z.B. die Langfristigkeit von Projekten und damit Planungssicherheiten betreffen, mit einkalkulieren.

Kulturelles Engagement im Rahmen von Entwicklungsprozessen in Konfliktregionen wird immer ambivalent bleiben. Dennoch sollte es getragen sein von den Grundfähigkeiten, die Kunst für uns Menschen bedeutsam macht: unsere Sinne zu öffnen für das Andere, das Visionäre, den Geist zu mobilisieren und Neugierde zu wecken. Erst die Neugierde, die auf der Freiheit des Geistes basiert, ist die Grundlage für das Experiment, anderes zu wagen.

Christian Schoen entwickelt als freier Kurator internationale Ausstellungsprojekte. Er promovierte zu Albrecht Dürers „Adam und Eva“. 2005 bis 2010 leitete er das CIA.IS – Center for Icelandic Art, Reykjavík. Für den isländischen Pavillon auf der Biennale von Venedig war er 2007 und 2009 als Kommissar verantwortlich. Er engagiert sich für Pilotraum01 als Kurator, eine Initiative für transdisziplinäre Projekte, sowie für Entwicklungszusammenarbeit und Aktivitäten gegen den Klimawandel.

Die Rolle von EUNIC in Krisen- regionen

Demokratie, Multilateralismus, und jahrzehntelange Erfahrung mit friedlicher Koexistenz – Europa hat viel zu bieten und sollte weltweit mehr in Kulturbeziehungen investieren, um diese spezifischen Erfahrungen mit anderen zu teilen und so manche Krisensituation entschärfen helfen. Wer wäre dazu besser geeignet als der Dachverband der europäischen Kulturinstitute EUNIC mit seiner weltumspannenden Präsenz mit 2000 Außenstellen.





Puffer zur Befriedung der Bevölkerung Identität ist nichts Abstraktes, sie wird durch Objekte symbolisiert, durch Orte, eine Kirche, eine Moschee, eine Brücke, an denen jeder seine eigene Geschichte nachvollziehen kann. Diese Geschichte und Erinnerung bilden das Fundament der Zukunft. Deshalb müssen sowohl Krisenintervention als auch Kulturarbeit dem Schutz und der Rekonstruktion des Kulturerbes eine entscheidende Rolle zugestehen.

Von Delphine Borione



Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich die Art gewaltsamer Konflikte verändert. Sie werden nicht mehr nur von Armeen auf dem Schlachtfeld ausgetragen, sondern haben sich zu zwischenstaatlichen, regionalen oder auch zu Konflikten zwischen Gemeinschaften entwickelt, bei denen ganze Bevölkerungen betroffen sind. Heutzutage verlaufen Konflikte nicht mehr linear, sondern bilden den Rahmen für eine starke Verflechtung zwischen Zivilgesellschaft und Armee. Diese Entwicklung lässt sich auch an der steigenden Zahl der beteiligten Akteure ablesen: Dazu gehören NGOs, Zivilbevölkerungen, Unternehmen und nicht mehr nur Armeen. Außerdem ist offensichtlich, wie sehr sich Krisen in der heutigen Zeit an Symbolen festmachen.

Kultur im weitesten Sinne – dazu zählen auch das Bildungswesen, das gemeinsame Erbe sowie die Sprache, da sie im Allgemeinen ein äußerst starkes Identitätsmerkmal darstellt – kann im Verlauf eines Konfliktes zur Zielscheibe, ja sogar Ursache für Zwietracht werden. Deshalb ist es wichtig, die kulturelle Dimension sowohl bei der Krisenprävention als auch bei der Lösung dieser Konflikte mit einzu beziehen. Kulturarbeit als interkultureller Dialog- und Verständigungsfaktor zwischen Völkern muss dabei gestärkt werden.

Das Kulturerbe, gleich ob materieller oder immaterieller Natur, wird wegen seines Symbolgehaltes oft ganz gezielt im Verlauf eines Konfliktes angegriffen. Erstes Ziel eines Konfliktbeteiligten ist daher oft die Zerstörung dessen, was die Identität seines Gegners ausmacht; deshalb greift er dessen Kulturerbe an, was auf Dauer das Neuerstehen einer Gemeinschaft unmöglich macht. Das war so in Sarajevo, wo die Kriegsparteien die Bibliothek mitsamt ihren Buchbeständen sowie Straßenschilder attackiert haben, um auf diese Weise alle Spuren der multiethnischen Gemeinschaft auszulöschen und somit die Basis des Gemeinwesens zu erschüttern.

Im Fall der Zerstörung der Buddha-Statuen von Bamiyan in Afghanistan haben die Taliban trotz der Intervention muslimischer Geistlicher dieses Symbol zer-

stört, weil sie sich nicht darin erkennen und das Vorhandensein dieser Statuen einfach nicht akzeptierten. Auch der Abbruch und die Zerstörung islamischer Mausoleen im Norden Malis und in der Hauptstadt Timbuktu folgen dem gleichen Schema.

Die Wiederherstellung und der Wiederaufbau des während des Konflikts beschädigten Kulturerbes liefern somit einen Beitrag zur psychischen Gesundheit und zur Resilienz der Bevölkerung. In der Tat hat jeder das Recht, seine eigene Identität zu wählen sowie die Pflicht, die der anderen zu respektieren. Diese Identität ist nichts Abstraktes, sie wird durch Objekte symbolisiert, durch Orte, eine Kirche, eine Moschee, eine Brücke, an denen jeder seine eigene Geschichte nachvollziehen kann. Diese Geschichte und diese Erinnerung bilden das Fundament für die Zukunft. Deshalb müssen sowohl Krisenintervention als auch Kulturarbeit dem Schutz und der Rekonstruktion des Kulturerbes eine entscheidende Rolle zugestehen.

Schon ab 1954 etablierte das Haager Abkommen die Grundlagen für den Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten. Aber es musste noch Weitergehendes unternommen werden. Die UNESCO-Konvention von 1970 ermöglichte ein Abkommen gegen den unerlaubten Verkehr von Kulturgütern in Friedenszeiten. Seither arbeiten zahlreiche Einrichtungen und Organisationen beim Kampf gegen die Plünderung des kulturellen Erbes zusammen. Interpol, Unidroit (Organisation zur internationalen Vereinheitlichung des Zivilrechts), Zoll und Polizei in vielen Ländern, Mitarbeiter von Museen und an der Erhaltung und Restaurierung des kulturellen Erbes beteiligte kooperieren daher zusammen mit dem internationalen Museumsrat (ICROM) bei der Wiederherstellung und

Rückgabe beschädigter Kulturgüter sowie weit zerstreuter Kunstwerke an die Völker, die sie geschaffen haben.

Im Rahmen des Schutzes des Kulturerbes und der Stärkung der Errichtung von Rechtsstaaten hat das französische Außenministerium eine Strategie der praktischen Zusammenarbeit in Post-Konflikt-Kontexten definiert. Um den Schutz der Kulturgüter zu stärken und einen Beitrag zur Bekämpfung des illegalen Drogenhandels zu leisten, organisiert das Ministerium im Nahen Osten und in Südosteuropa regionale Treffen, um den Erfahrungsaustausch sowie den Austausch bewährter Handlungsstrategien zu fördern. Das Ziel ist die Schaffung von Kooperationen und Zoll-Polizei-Justiz-Netzwerken, um die Zusammenarbeit und die Durchführung gemeinsamer Aktionen zu fördern. Es geht auch darum, die Einheimischen in den Mittelpunkt der Schutzmaßnahmen und der Aufwertung der Kulturgüter zu rücken: Aneignung der Kulturgüter sowie Inventarisierung sind die beiden „Leuchttürme“ dieser Strategie zum Schutz des kulturellen Erbes.

Dessen Wahrung kann auch ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor sein und zur lokalen Entwicklung beitragen, wenn etwa Gebäude restauriert werden. Sie hat Auswirkungen auf die Urbanisierung, die Entwicklung des ländlichen Raumes, kulturelle Aktivitäten der Bevölkerung sowie auf den nachhaltigen Tourismus. Positive Effekte sind auch in Bezug auf Image, Symbole, Wohlbefinden, das Gefühl des sozialen Zusammenhaltes und die Attraktivität des Landes zu verzeichnen.

Ein Beispiel: Seit 2009 haben die französischen und palästinensischen Behörden einen prioritären Solidaritätsfonds zur Erhaltung und Verbesserung des palästinensischen

sischen Erbes in Bethlehem eingerichtet. Das zukünftige Museum in der Nähe der Geburtskirche im Herzen der historischen Altstadt Bethlehems, das mit Fonds auch noch gefördert werden soll, wird das erste Museum zur Geschichte der Stadt, ihrer Einwohner und ihres urbanen Raumes sein. Es ist zudem als Informationsstelle für Touristen und Pilger gedacht.

Mit ähnlicher Motivation wurden NGOs geschaffen, um das Kulturerbe in Konfliktzeiten zu schützen. Zu ihnen gehören beispielsweise das „Internationale Komitee vom Blauen Schild“ oder die französische Organisation „Patrimoine sans Frontières“ (Kulturerbe ohne Grenzen). Letztere hat unter anderem mit Unterstützung der deutschen und französischen Regierungen die im Krieg beschädigte orthodoxe Erlöserkirche in Prizren im Kosovo restauriert. Erwähnenswert ist auch der Wiederaufbau der Brücke in Mostar; sie ist ein Symbol der Verbindung zwischen zwei Ufern wie auch zwischen zwei ethnischen und religiösen Gemeinschaften. Sie steht für die Verbundenheit aller Einwohner mit diesem historischen Bauwerk, auf das die Stadt stolz ist.

Das kambodschanische Bophana-Zentrum für audiovisuelle Ressourcen ist ein weiteres Beispiel für die Bewahrung des audiovisuellen Kulturerbes. Dieses Zentrum nimmt sich vor, „Bild für Bild Lebensfragmente und Stimmen zu sammeln, als Versuch des Verstehens, und um vielleicht denjenigen einen Namen, ein Gesicht und eine Stimme geben zu können, welche dieser Identitätsmerkmale beraubt worden waren. Die Opfer einer todbringenden Tragödie sollen ihr Schicksal und das Gedenken zurückerhalten. Es geht um die Rückgewinnung der Meinungsäußerungsfreiheit durch die Integrierung der

Vergangenheitsbewältigung in den Aufbau der Gegenwart (...). Nicht nur die Wiederherstellung der Erinnerung ist das Anliegen, sondern auch die Instandsetzung (...) einer vielgestaltigen und lebendigen Identität, nämlich die der heutigen kambodschanischen Gesellschaft.“

Rüstzeug für die Zukunft

Aber wie viele Spuren der Vergangenheit werden all diesen Initiativen zum Trotz heute in unserer Welt beseitigt? Wie viele Kulturgüter werden in den Krieg führenden Ländern wie auch dort, wo die Rechtsstaatlichkeit mit Füßen getreten wird, geplündert, gestohlen oder zerstört? Wie viele Filme, Tonbänder und Fotografien gehen dem audiovisuellen Kulturerbe weiterhin verloren aufgrund mangelnder Archivierungs- oder Digitalisierungsmöglichkeiten? Bei der Beschäftigung mit diesen Fragen wird klar, dass es hier noch viel zu tun gibt.

Auch das Bildungswesen ist ein wesentlicher Faktor, wenn es um die Verbindung von Kultur und Konflikt geht. Bildung formt die geistigen Fähigkeiten. Gleichzeitig kann mit der entsprechenden Ausbildung ganzer Generationen in Hinsicht auf die wirtschaftliche, gesellschaftliche und menschliche Entwicklung das passende Rüstzeug für eine Zukunft vermittelt werden, die nicht auf der Vernichtung anderer oder einem Konflikt mit seinem Nächsten beruht. Nach Beendigung einer gewaltsamen Krise kommt es auf eine Kontinuität des Bildungswesens an, auf seine Strukturen, die als eine Art Puffer zur Befriedung der Bevölkerung wirken und den Wiederaufbau beschleunigen können.

Es ist erwiesen, dass je schneller nach

einer Krise die Wiederherstellung normaler Lebensbedingungen für die Bevölkerung gelingt, desto besser Spannungen abgebaut werden und eine Zukunft für alle ermöglicht wird. Daher ist es wichtig, das Bildungswesen in den Mittelpunkt der Wiederaufbau-Programme zu rücken. Ein Beispiel dafür sind Haiti und der Kosovo, wo die Verantwortlichen nach Beendigung des Konfliktes für ein wieder funktionierendes Schulsystem gesorgt haben. Den Menschen sollte dadurch ein „normales“ Lebensgefühl vermittelt werden. Sie sollten wieder an Selbstvertrauen gewinnen und auch wieder Vertrauen zu anderen Menschen fassen können. Sie sollten wieder den Blick optimistischer in die Zukunft richten können.

Und es gibt keinen Zweifel: Konstitutives Element unserer Beziehung zum Anderen ist die Sprache; sie ist Element der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, aber ebenso Voraussetzung für deren Existenz, eine Grundannahme sozialer Bindungen. Ein Angriff auf die Sprache kommt deshalb einem Angriff auf die Menschen selbst gleich, auf ihre eigene Identität. Ein Sprachenstreit kann daher oft so heftige Ausmaße annehmen, dass dadurch Unruhen, ja selbst Kriege ausgelöst werden. So geschehen 1976 in Soweto bei den Schüler- und Studenten-Demonstrationen mit tragischem Ausgang gegen die Entscheidung der Regierung, Afrikaans als verbindliche Schulsprache einzuführen. Zu erinnern ist auch an die Revolte der albanischen

„Ein Angriff auf die Sprache kommt einem Angriff auf die Menschen selbst gleich, auf ihre eigene Identität.“

Studenten im Kosovo, die die ihnen aufgezwungene Verwendung der serbischen Sprache ablehnten. Die Achtung der Mehrsprachigkeit und der Respekt vor der Sprache der jeweiligen Gemeinschaft sind daher ein wesentlicher Faktor für Frieden und Stabilität.

Ganz allgemein, je mehr die Krise zur Zerstörung der physischen und materiellen wie auch der psychologischen und moralischen Existenz der Bevölkerung beiträgt, desto notwendiger ist es, die Identitätsbindung zu verstärken oder eine neue kulturelle Identität zu erschaffen. Hierfür ist Kulturarbeit unerlässlich.

Resilienz ermöglichen

In Afghanistan hat Frankreich die Produktion von Filmen, die Ausbildung von Filmschaffenden sowie die Entwicklung kultureller Aktivitäten angeregt durch die Instandsetzung seines Kulturzentrums, des jetzigen Institut Français. Dieses Zentrum wurde umbenannt in „Centre Séverin Blanchet“, zur Erinnerung an den Filmemacher und Dokumentarfilmer gleichen Namens, der 2010 bei einem Bombenangriff ums Leben kam. Blanchet, äußerst engagierter Dozent bei den Ateliers Varan (Workshops für Dokumentarfilmer), bei denen ganz auf praxisbezogenes „Learning by Doing“ gesetzt wird, hat seinen Glauben an den Wert des kulturellen Engagements bei der Krisenbewältigung mit seinem Leben bezahlt. Er wollte in Kabul die jungen Afghanen zum Autorenkino hinführen, das auf dem Blick des Anderen basiert: Die Themen der Filme wurden in ihrer Gesamtheit von dem erklärten Willen der Filmemacher bestimmt, sowohl innerhalb als

auch außerhalb Afghanistans die Schwierigkeiten, aber auch den Reichtum ihres Landes zu zeigen.

Kulturelle Aktivitäten helfen den Menschen, sich selbst artikulieren zu können, Rachegefühle oder das Verharren in einer Opferrolle zu überwinden, eine weniger negative Sicht auf die Welt zu entwickeln. Nur so können sie einen Weg zurück zur Normalität finden. Aus diesem Grund hat Frankreich seine Kulturarbeit im Irak mithilfe seiner Kulturzentren verstärkt, um so zum Wiederaufbau des Landes beizutragen; zu den dort durchgeführten Projekten gehören insbesondere die finanzielle Unterstützung bei der Renovierung des irakischen Nationaltheaters und die Aufwertung des Nationalmuseums.

In Jerusalem und in den Palästinensergebieten leisten die fünf französischen Kulturzentren einen wertvollen Beitrag zum Friedensdialog zwischen den Bevölkerungen, einem Dialog, der Perspektiven für die Zukunft aufzeigt. So stellt das deutsch-französische Kulturzentrum in Ramallah ein symbolisches und gleichzeitig pragmatisches Beispiel für die kulturelle Zusammenarbeit in einer Region dar, in der Kultur und Tradition ganz entscheidende Faktoren sind, und wo die Aufrechterhaltung des Dialoges zwischen den Gemeinschaften eine ständige Herausforderung bedeutet. Auch in Gaza ist das französische Kulturinstitut, dessen neues Gebäude 2013 eingeweiht wird, die einzige derzeit aktive ausländische Kultureinrichtung. In all diesen von Krisen, Spannungen und Konflikten geschüttelten Ländern wirkt das Vorhandensein eines Kulturortes, an dem ein Geist der Freiheit und Kreativität herrscht, wie ein Ventil für Spannungen und macht daher Resilienz möglich.

Clowns ohne Grenzen

„Clowns sans Frontières“ ist eine französische Künstlervereinigung, die seit achtzehn Jahren weltweit Kindern in Notsituationen hilft. In ihr haben sich Künstler, Clowns, Musiker, Akrobaten, Tänzer, Puppenspieler und Schauspieler zusammengeschlossen; sie zeigen ehrenamtlich Vorstellungen in Flüchtlingslagern, Slums, Gefängnissen oder Waisenhäusern, um Kindern und ihren Eltern dabei zu helfen, nach einem Krieg oder einer Katastrophe wieder zu einem normalen Leben zurückzufinden. Ihre Arbeit ergänzt die Arbeit der NGOs bei Kriseninterventionen; sie erfolgt in Zusammenarbeit mit lokalen Vereinen. Seit 1994 wurden zahlreiche Projekte für Flüchtlinge und Vertriebene im Kosovo, in Albanien, Bosnien, im Libanon sowie in den Palästinensergebieten geplant und durchgeführt. „Clowns sans Frontières“ betreut derzeit zwei Projekte mit ähnlichem Hintergrund in Burma und Thailand.

Kulturarbeit ist gleichzeitig auch präventive Diplomatie, also ein echtes Werkzeug zur Verständigung zwischen den Völkern und zur Konfliktprävention. Die den Künstlern eigene Sensibilität kann mögliche Spannungen zu Tage fördern, artikulieren und auf diese Weise abmildern. Aber auch durch den von ihr begünstigten Ideenaustausch und durch ihre geistige Offenheit fördert die Kulturarbeit die Toleranz sowie das Verständnis für die Ideen anderer. Kulturelle Projekte bieten zudem die Möglichkeit, miteinander streitende Gemeinschaften bei der Arbeit an gemeinsamen Projekten zusammenzuführen. Der auch „Elysée-Fonds“ genannte deutsch-französische

Fonds für Kulturprogramme in Drittstaaten bietet im Konflikt stehenden Gemeinschaften ein gutes Vorbild: zwei früher verfeindete Staaten, die heute Hand in Hand gemeinsame, eine Botschaft des Friedens vermittelnde Projekte unterstützen, die zugleich Wiederaufbau und kulturelle Entwicklung verheißen.

Auf dem Balkan konnten auf diese Weise zahlreiche Projekte nach Kriegsende im Rahmen der Versöhnungsarbeit gefördert werden:

- in Bosnien und Kroatien Vorträge zur Versöhnung;
- in Serbien ein Kolloquium zum Thema: „Förderung eines Jugendaustausches in den südosteuropäischen Ländern mit dem Ziel, Versöhnung, Zusammenarbeit und die europäische Integration voran zu bringen“;
- die Einrichtung eines Jugendaustauschwerkes in den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens;
- seit 2003 wird auch jährlich ein Kulturprojekt in den Palästinensischen Gebieten gefördert;
- seit 2010 eine mit 1500 Büchern (zu je einem Drittel französisch-, deutsch- und arabisch-sprachige Werke) ausgestattete Fahrbibliothek zwischen dem Westjordanland und Gaza;
- 2011 das Internationale Zirkusfestival in Ramallah, das erste Zirkusfestival in Palästina überhaupt;
- seit 2005 die Herausgabe eines dreisprachigen Kulturmagazins.

In Afghanistan hat der Fonds 2012 ein Projekt zur Ausbildung von Theaterschaffenden unterstützt; damit sollen das Theaterwesen insgesamt sowie Schultheaterprojekte gefördert werden.

Musik gegen politische Barrieren

Ein weiteres Beispiel für die Annäherung von Menschen unterschiedlicher Herkunft ist das von dem argentinisch-israelischen Dirigenten Daniel Barenboim und dem amerikanisch-palästinensischen Literaturkritiker und Autor Edward W. Said ins Leben gerufene Symphonieorchester West-Eastern Divan Orchestra, das aus jungen Musikern aus Israel, Palästina und den benachbarten arabischen Staaten besteht. Ziel ist die Förderung des interkulturellen Dialogs sowie der Erfahrung einer Zusammenarbeit auf gemeinsamer Grundlage. Das West-Eastern Divan Orchestra hat mit seinen zahlreichen Konzerten in Europa, Amerika und in der arabischen Welt immer wieder unter Beweis gestellt, dass Musik politische Barrieren überwinden und die Menschen ermutigen kann, einander zuzuhören.

Kulturarbeit richtet sich an Herz, Gemüt und Geist und erreicht so die Menschen, für die sie gedacht ist. Eine Propagandanachricht gelangt nur oberflächlich an den Empfänger. Auch ein Theaterstück setzt ein starkes Signal; beispielhaft seien hier die von afghanischen Schauspielern zusammen mit der französischen Theater- und Filmregisseurin Ariane Mnouchkine und ihrer Theatertruppe Théâtre du Soleil am französischen Kulturinstitut in Afghanistan inszenierten Stücke genannt.

Auch die Fotoausstellung „Der Schatten des Krieges“ hat eine große Wirkung. Sie ist ein Projekt der italienischen Stiftung Fondazione Umberto Veronesi zur Förderung des Fortschrittes in den Wissenschaften. Diese 2011 in der Pariser Maison Européenne de la Photographie gezeigte Fotoschau unter Mitwirkung der berühmtesten Reporter und Fotografen il-

lustriert die Schrecken und die Nichtigkeit bewaffneter Konflikte. Gibt es noch eine überzeugendere Botschaft als diese Bilder, um an den Frieden, den zwischenmenschlichen Dialog auf Völkerebene sowie das gegenseitige Verständnis zu appellieren?

Diese Kulturprojekte begünstigen die Wirtschaftsentwicklung, den Arbeitsmarkt wie auch die Verdienstmöglichkeiten durch Förderung des Kunsthandwerks oder aufgrund der Produktion der Kultur- und Kreativwirtschaft. Sie tragen zur Entwicklung eines Landes bei und auch – nicht zu vernachlässigen – zur Wiedererlangung seiner Würde.

Und welche Rolle kann EUNIC übernehmen? Alle Mitglieder des EUNIC-Netzwerks sind von der Stärke des Beitrags der Kulturarbeit zur Sicherheit und Entwicklung überzeugt, da sie hilft, Konflikt- und Krisenfaktoren zu reduzieren. Deshalb haben sie das Thema „Kultur und Konflikt“ ins Zentrum ihrer Arbeit gerückt und dem ifa-Projekt bei dessen Seminar zu dem Thema im Dezember 2011 sowie der Veröffentlichung dieses Jahrbuchs ihre Unterstützung gewährt.

Gerade weil sie um den Wert der Zusammenarbeit – und auch um die Stärke des Zusammenhaltes zwischen den verschiedenen Ländern – wissen, die oft genug selbst gegeneinander Krieg geführt

haben, möchten sie ihre Zusammenarbeit verstärken und gemeinsam Projekte angehen. Genau dies ist das Anliegen von EUNIC, den ganz wesentlichen Beitrag der Kultur zur wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Entwicklung herauszustellen. So trägt das Netzwerk mit der Arbeit seiner Mitglieder und gemeinschaftlich betriebenen Kooperationen zur Reduzierung von Konflikten in unserer Gesellschaft bei und letztlich zum Erhalt des Friedens unter den Völkern.

Aus diesem Grunde ist eine finanzielle Unterstützung durch die europäischen Regierungen und internationalen Geldgeber ebenfalls unabdingbar. Diese erkennen zwar die Bedeutung der zwischen Kultur und Konflikt bestehenden Verbindung durchaus an, bringen aber nicht immer Überzeugung und Geldmittel miteinander in Deckungsgleichheit. Hoffen wir, dass der Sache durch die von EUNIC geleistete Arbeit nun eine größere Unterstützung zuteilwird.

Delphine Borione ist Leiterin des Bereichs Kulturpolitik und französische Sprache im französischen Außenministerium und amtierende Präsidentin von EUNIC, dem Netzwerk der Nationalen Kulturinstitute der EU.

Weit entfernt vom Tonfall des Machbaren Wenn es gilt, Europa ein Gesicht zu geben und seine „Soft Power“ in einer Welt voller Konflikte in die Waagschale zu werfen, dann bedarf es der öffentlichen Debatte. Denn: Die Konflikte der Welt bedürfen der Aufmerksamkeit europäischer Kultur- und Außenpolitik, und wir sind weit davon entfernt, darüber auch nur die notwendige gemeinsame Reflexion zu führen, geschweige denn handlungsbereit. Was tun?
Von Gottfried Wagner



Die alte und wieder neue Debatte um Kultur und Konflikt in der (Außen-)Kulturpolitik ist reich an Klagen und Wünschen. Es gibt Standard-Erzählungen über das Scheitern von (Kultur-)Politik vor, in und nach Krisen, Konflikten, gewaltförmigen Auseinandersetzungen. Immer wieder wird über die Tragik der Instrumentalisierung von Kultur gesprochen, wie etwa im Fall der sogenannten Balkan-Kriege am Ende des 20. Jahrhunderts. Es gibt aber auch die Anrufung der heiligen kulturellen Dreifaltigkeit im Hoffnungsmodus – was alles Kultur bewirken könnte für die Vermeidung von Konflikten bzw. ihrer Eskalation, für den Dialog und gegebenen Falles für die „Versöhnung“ nach Konflikten (Beispiel: Südtirol).

Sobald Political Correctness ins Spiel

kommt, lohnt es sich, das Verhältnis von abstrakter Rede zu nachweisbarer empirischer Praxis, von Politik und Erfahrung im kritischen Blick zu behalten.

Im demokratisch-politischen Geschäft dominieren der Tonfall des Machbaren, des Nicht-zu-Versäumenden, der Schrecken über das Versäumte, der Voluntarismus, nicht (nie) wieder zu versäumen, die Wohltaten der Kultur ins Feld zu führen.

Der Verweis auf die potenziell negative Kraft, den zerstörerischen Einsatz von Kultur im Konflikt dient oft bestenfalls als „Vorspann zum Hauptfilm“, welcher letztlich demonstrieren soll, wie segensreich Kultur sein kann, wenn man sie nur „richtig einsetzt“. Beachtenswert ist die Wiederkehr der Instrumentalisierung von Kultur auch im optimistischen Szenario; aber dies ist nicht weiter verwunderlich, befinden wir uns doch im Feld der (Auslands-)Kultur-Politik, also des Primats des Politischen, und nicht im Tempel der freien Künste. Besonders „aufgeklärt“ lautet diese Position dann, wenn man alles richtig mache, sei der wahre Freiheitsraum der Kultur, insbesondere der Kunst, der beste Garant für ihre friedensstiftende und segensreiche Wirkung auch im Konfliktfall.

Wir wissen nur allzu gut, wie leicht sie zu Zuspitzungen führen kann; da muss man gar nicht erst in die düsteren Kapitel europäischer Geschichte zurückgehen,

etwa dem Drama „Schlageter“ von Hanns Johst (1932/33) und die darin fälschlich Hermann Göring zugeschriebene Aussage: „Wenn ich Kultur höre ... entsichere ich meinen Browning“ (1. Akt, 1. Szene). Angesichts der Konflikte der Gegenwart weltweit und ihren „kulturellen Bildern“ muss man sich schon sehr viel Mut machen, um identitär-exklusiven und feindseligen Diskursen die „Produktion des Guten“ entgegenzusetzen.

Die Liste der philosophischen und essayistischen Literatur dazu ist lang und bereichernd. Woran es uns mangelt, wenn wir von einer Neubestimmung von Auslandskulturpolitik in Zeiten polyzentrischer „neuer Ordnungen“ reden – und vor allem auch im Kontext der Konstruktion europäischer Ansätze –, ist eine offene Auseinandersetzung mit den Aporien des Themas, mit den Widersprüchen, mit den möglichen Tabus in diesem Zusammenhang, um das Neue nicht auf Sand zu bauen. Hier ein paar – unsystematische – Anregungen dazu: Konflikte können unverzichtbare Ingredienzien für Entwicklung sein. Gesellschaftlicher Fortschritt entwickelt sich über Widerspruch und heftiges Ringen um Positionen und Interessen; eine „Kultur“ löst die andere ab, oder es kommt zu hybriden neuen Gestalten. Der Weg zum „Fortschritt“ ist (wie der Weg zur Hölle) nicht nur gepflastert mit guten Absichten, sondern nicht selten auch mit opferreichem Streit. Die bürgerliche Demokratie und leistungsstarke Wirtschaftsordnungen mussten erkämpft werden, und kulturelle Produkte – später Kernbestand des „Erbes“ – geben lebhaft Zeugnis der leibhaftigen Auseinandersetzungen; ja sogar wissenschaftlicher Fortschritt kennt Sieg und Niederlage, Triumph und Verzweiflung.

Derzeit ringen Kulturen, die „müde“ sind, wie manche sagen, ängstlich, das zu verlieren, was sie verteidigen, mit den hungrigen, dynamischen „new kids on the block“, und mit den Hungernden und ihrer Verzweiflung, welche diese sprichwörtlich in Bewegung setzt – Richtung Wohlstandszonen im Norden. Und wieder sprechen die Kreativen darüber zu uns mit Worten, Bildern, Tönen, und das spannendste Theater ist wie immer das um die großen Widersprüche, die großen Konflikte. Shakespeares Held freit als Mörder am Grab des Ermordeten dessen Witwe; Lessings Kabale und Liebe entlarvt nichts, aber enthüllt alles, was zum Privileg und Fluch der klassenbedingten Leidenschaften und ihrer Bewirtschaftung gehört. Heute ringt die bildungsbeflissene, engagierte Lehrerin im post-migrantischen Stück „Verrücktes Blut“ mit den halbstarken potenziellen Verlierern mit Migrationshintergrund; ihrem unausgegorenen Kampf, ihrer Wut wird der Spiegel des Sturm und Drang vorgehalten, doch sie wollen sich zunächst nicht in Schillers „Räubern“ erkennen. Gewalt wird den Konflikt aufschaukeln; die Pistole wird zum Utensil, mit dem das „Spiel“ und die Einsicht über das hohe Gut, das es darstellt, erzwungen wird. Was sich die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts nennt, wird beinahe zum Fanal der Gewalt; und – genialisch vom Autor – triumphiert auf verquere Weise am Ende doch. Nicht dass damit schon alles gesagt wäre: aber die „Kunst“ besteht darin, dem tumben Geschehen, dessen wir – noch nicht oder nie ganz – verstehend gewahr werden, Bedeutung abzuluchsen; Bedeutung schaffen heißt frei machen. „Machen Sie sich frei!“, lautet somit auch der geheime Lehrplan der ästhetischen Er-

ziehung, die immer haarscharf an Angst und Scham vorbeischrumpft. Die Kunst ist, das „Spiel zum Ernst“ zu entwerfen. Dass damit der Ernst neue Spieler gewinnen kann, dass freie Geister den Ernst des Lebens unter der Fahne der Freiheit ein Stück zu verändern lernen, ist möglich, aber eben nicht zwingend notwendig. Es ist also alles nur auf den mindestens zweiten Blick verstehbar, wenn überhaupt. Dies gilt auch für die Absicht und das Ergebnis der ehrenwerten Haltung, „Kultur“ zur Abwehr von mörderischen Konflikten, zu einem ertragbareren Umgang mit schlimmen Konfliktsituationen und zur Überwindung der Folgen ins Feld zu führen, oder soll/darf? man sagen: ins Spiel zu bringen? Dem Furor der „Todsünden“ kann Triebaufschub oder -verzicht, Sublimierung oder Verdrängung zunächst nichts oder nur wenig – und dies um einen hohen Preis – an freundlicher Ichstärke und einem empathischen Über-Ich entgegensetzen.

Andererseits sind weder Nichts-Tun noch Resignation humane, kulturelle Alternativen. Dies bedeutete nämlich, auf „Bedeutung für alle“ zu verzichten, freies Bedeutung-Schaffen aufzugeben gegenüber einem vermeintlich natürlichen, revolutionären, religiös-wahnhaften oder ethno-rassistischen „Gesetz“. Rückfall ohne Aussicht auf das Paradies vor allem (vor der Vertreibung); das „Paradies“ nach allem kann aber auch das ausgeklügelte „System“ nicht versprechen, es sei denn als Alptraum des Totalen. Was bleibt ist – und hier schrumpft zumindest verbal die hohe Kunst Freuds und anderer zusammen zur post-modernen Lebensphilosophie als Ratgeber-Mantra –, kulturell und kultiviert mit Konflikten umgehen zu lernen.

Kultur ist dann der Raum der Aushandlung von konfliktträchtigen Interessen,

von Widersprüchen, von „anderen“ Vorstellungen, von Anderssein und Gleichheit; von Alt und Neu; Kultur ist Konflikt – und ist der richtige (oder falsche) Umgang mit Konflikt. Konflikt relativiert und dynamisiert erstarrte Verhältnisse, und Kunst schafft in diesem Sinn ständig aufs Neue Konflikte. Kunst ist der Dynamik nicht entzogen; sie kann selbst im Konflikt unkultiviert werden, die Kultur friedlicher Problemlösung unterminieren; ja, Kultur selbst kann zur Unkultur mutieren, mutiert werden. Was es so schwierig macht, ist, dass wir Menschen – wenn die Umstände danach (also überfordernd) sind – leicht den vermeintlichen Ballast der Verantwortung abwerfen und rabiate Impulse dann auch noch legitimieren (müssen), Geschichten dazu erfinden, zitieren, zur Doktrin erheben. Auch das ist tausendmal in der Kunst entzaubert worden, und doch stehen weitere tausende Male derselben Aufgabe an. Alle Hoffnung, dass das zu einem Ende käme, sind bisher verhallt im Raum der Geschichte; die Hoffnung fahren zu lassen wäre hoffnungslos. In Europa, dem vielleicht blutigsten Kontinent der neueren Geschichte, sind in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Räume für eine politische Kultur der Aushandlung, des Souveränitätsverzichts zugunsten eines Common Wealth geschaffen worden, die historisch einmalig sind. Die Trias von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und sozialer Marktwirtschaft hat ungeheure Energien freigesetzt; produktive Konflikte konnten so gelebt und begrenzt werden; tödliche Konflikte sind im Binnenraum der Mitgliedsstaaten vermieden worden. Diese „Kultur“ zieht viele an und grenzt noch mehr aus. Vieles allerdings, was nach innen funktioniert, ist durch Externalisierung erkaufte: die „Auslagerung“ von Ge-

schaftsmodellen und Konflikten.

Neuerdings ist die Insel Europa unter Druck geraten, die steigende Brandung nagt am Konsens nach innen und an der Dominanz nach außen; Angst macht sich breit, und kultivierte Aushandlungsprozesse weichen zunehmend gewaltförmiger Sprache und populistischer Politik; gleichzeitig sinkt die Kraft, Hauptakteure der wirtschaftlichen Entwicklung in einem allseits nützlichen Regelwerk zu „binden“. In dieser Not flüchten viele Menschen und von ihnen gewählte Vertreter in scheinbar sichere Häfen, zu älteren Modellen des Einfrierens von Konflikten und der aggressiven Einigelung: die „Nationalstaaten“, die schon lange nicht mehr sind, was sie waren.

Komplexität macht Angst. Komplexitätsreduktion bald schon noch mehr.

Demokratische und friedensorientierte Kulturpolitik trägt oft zur „Konfliktkultur“ bei, und zwar „innen“ wie „außen“ im Gefolge des Schwindens der Demarkationen zwischen dem Lokalen und dem Globalen, dem Nationalen und dem Internationalen. Auslandskulturpolitik kann nicht mehr von den eigenen Widersprüchen absehen; und sie kann auch nicht mehr nur „die eigene“ sein: Sie wird – der Logik des Prozesses globaler Interaktion und Interdependenz zufolge – kosmopolitisch; und da dies nicht „auf einen Satz“ geht, wird sie zunächst mehr und mehr europäisch. Adäquate Kulturpolitik – in diesem Sinn zunehmend national und transnational – kann auch nicht mehr simplifizierend das naive Banner der kulturellen Konfliktrhetorik vor sich hertragen. Sie kann es aber auch nicht lassen, die zu befördern, die dem Wesen und Unwesen von Konflikten kulturell und selbstreflexiv auf die Spur zu kommen das Zeug haben, die Künstler, Intellektuellen, Kulturarbeiter, die „eigenen“

und die „anderen“ und ihre Kooperation.

In der Praxis tut sich Europa noch schwer mit gemeinsamer Kultur- und Konflikt-Politik, nach innen wie außen. Dabei hat Europa Instrumente, die Einzelnen nicht zur Verfügung stehen. Der Europarat etwa hat in seiner jüngsten Reform Kultur und Bildung noch stärker dem Kerngeschäft untergeordnet, Demokratie und Menschenrechte. Andererseits verschenkt er Potenziale, wenn unterschiedliche Konfliktkulturen (der Mitgliedsstaaten) zur Nivellierung von Konfliktaushandlung führen, um die es ja gerade ginge. So ist etwa bei seinem Instrument „culture policy review“ einiges ins Stocken geraten (der Bericht über die Türkei) bzw. Merkwürdiges geschehen wie im Falle Russland: Interessanterweise ist man in letzterem Fall von der Übung abgewichen, einen nationalen und einen internationalen Bericht erarbeiten zu lassen, sondern hat von Anfang an auf einen gemeinsamen gesetzt; als dann allerdings der erste „Konfliktfall“ im Team der Experten bzw. zwischen Experten und Kulturpolitik passierte, führte das zur Entlassung des kritischen Mitglieds der internationalen Gruppe. Ohne öffentliche Debatte bisher.

Ein anderer Spieler sind die nationalen Kulturinstitute der EU-Mitgliedsstaaten bzw. ihr Netzwerk EUNIC. Hier soll nicht davon die Rede sein, dass der British Council zur Zeit des Schwenks der britischen EU-Politik im Winter 2011/12 aus der ersten Reihe der Veranstaltungen zur europäischen Kulturaußenpolitik unter dem Titel „More Europe“ ausscheren musste (entgegen dem britischen Mantra der liberalen Debatte gab es kein Event in London); hier soll auch nicht davon die Rede sein, dass das deutsche Außenampapier 2011 zur Kultur-Außenstrategie

ohne die Einbeziehung der sogenannten Mittlerorganisationen der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik, deren Einbindung und Autonomie weltweit bislang als Modell gepriesen wird, entstanden ist und somit in vielen Punkten lebhaften Widerstand erfuhr, etwa auch in der Einschätzung der „Macht“ (oder Ohnmacht) von Kultur in Konflikten; hier soll lediglich vermerkt werden, dass EUNIC in der Öffentlichkeit ein nahezu unbekanntes Wesen blieb, was dem Ansatz Europas als „civilian power“ merkwürdig entgegensteht und widerspricht. Wenn es gilt, Europa ein „Gesicht“ (in aller Vielfalt) zu geben, Europas „Soft Power“ in einer Welt voller Konflikte in die Waagschale und die Agora zu werfen, im Interesse der Bürger (Europas und der Welt), dann bedarf es der öffentlichen Debatte. Nur gut, dass die Wirklichkeit sich immer wieder von selbst einstellt, schmerzhaft etwa als Debatte um die Aufklärungsausstellung 2011 in Beijing bzw. über Dissidenten oder die Eingriffe der Gastgeber in die Komposition der Expertendelegation aus dem Westen. Diese Wirklichkeit hält aber noch ganz andere Konflikte bereit, die der Aufmerksamkeit europäischer (Kultur-)Politik(en) bedürften, und wir sind fern davon, darüber auch nur die notwendige gemeinsame Reflexion zu führen, geschweige denn handlungsbereit zu werden.

Hier wäre der dritte europäische Akteur gefragt, die EU und ihre Institutionen, zumal der Europäische Auswärtige Dienst (EAD), dessen institutionelle Geburt von vielen in vielem geradezu als Paradebeispiel von Konfliktvermeidung auf niedrigem Niveau beschrieben wurde. Das Match Mitgliedsstaaten (Rat) versus EU bzw. EAD versus Kommission ist mit der Schaffung einer „Institution gewor-

denen Ambivalenz“ Null zu Null ausgegangen, sagt die Kritik, statt mit einem klassischen „win-win“. Und die Kultur? Kommt in der Anlage des EAD nicht vor, obwohl der Rat und das Europäische Parlament die Bedeutung von Kultur in den europäischen Außenbeziehungen mehrfach unterstrichen hatten und die Europäische Kommission dies als dritte Säule in ihrer Agenda für Kultur in einer sich globalisierenden Welt hervorgehoben hatte. Auch dies ein eklatanter Fall von Konfliktvermeidung – mit dem Effekt, dass das (hoffentlich aufgeklärte) Reden über Konflikt und Kultur einstweilen nur in den Köpfen einiger Unverbesserlicher etwa in der vorliegenden Publikation des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) stattfindet. Wir sind also noch weit vom Tonfall des Machbaren entfernt.

Gottfried Wagner ist Berater des österreichischen Kultur- und Bildungsministeriums. Er war lange Jahre Direktor der Europäischen Kulturstiftung sowie von KulturKontakt Austria, einem Kompetenz- und Ressourcenzentrum für Bildung, Kultur und Kunst in Wien.

Nach den Sternen greifen Obwohl ein Gemälde niemals eine Kugel aufhalten kann, kann ein Gemälde verhindern, dass eine Kugel abgefeuert wird. Dieses Gemälde zu malen und an seinen Platz zu rücken, ist eine komplexe Sache für Spezialisten. Aber ist dies wirklich die Angelegenheit von EUNIC? Der Autor warnt vor einer Überfrachtung des Netzwerks.

Von Yudhishtir Raj Isar



Am heutigen Kultursektor fällt auf, in welchem Ausmaß seine Akteure – Kulturunternehmer, Aktivisten, Fürsprecher und Organisationen – kulturelle Ausdrucksformen und Praktiken bereitwillig als Hilfsmittel in Anspruch nehmen, um andere Ziele zu erreichen. Ist das immer sinnvoll?

In den letzten Jahren hat es eine Reihe von Beweggründen für diese Akteure gegeben, sich auf die Kultur zu berufen. Beweggründe, die nur am Rande mit „Kultur“ zu tun haben. Mit deren Hilfe aber Kulturakteure nach den Sternen gegriffen haben, oft auf opportunistische, manchmal auf idealistische Art und Weise, aber nicht immer mit dem gewünschten Ergebnis.

Zu diesen Beweggründen zählen „Kultur und Entwicklung“, „Kultur und sozialer

Zusammenhalt“, „interkultureller Dialog“, die Kreativwirtschaft und in jüngster Zeit „kulturelle Vielfalt“. Jeder dieser Beweggründe hat seine eigenen Narrativen hervorgebracht. Und diese Narrativen wurden wiederum oftmals in recht unverbundener und undifferenzierter Art und Weise lediglich rhetorisch verstanden und angewendet. Sie haben Sammelbegriffe generiert, die eine Reihe verschiedener Vorgehensweisen, mit denen man jeweils auch verschiedene Ziele erreichen wollte, in einen Topf schmeißen.

„Kultur in der Konfliktlösung“ heißt einer dieser Diskurse, der zugleich zu einem florierenden Feld aus Theorie, Praxis und Forschung geworden ist. Die jeweiligen spezialisierten Praktiker definieren ihre Ziele im Allgemeinen klar und präzise. Das ist nicht immer der Fall, wenn solche Ideen von nicht spezialisierten Einzelpersonen oder Organisationen oftmals als Modewörter benutzt werden, wie es eine bestimmte Form „politischer Korrektheit“ verlangt. Dies wird dann zum Problem, wenn die Konfliktlösung als solche nicht im Zentrum der Mission steht oder nicht zu den Kompetenzen der Akteure oder Organisationen passt, die sich mit diesen Modewörtern identifizieren oder vorgeben, ihnen entsprechend handeln zu wollen. Sogar unter den Organisationen, die sich nach eigenen Angaben der Konfliktlösung verpflichtet

fühlen, gibt es mehrere, etwa diejenigen, die den Dialog zwischen verschiedenen Glaubensrichtungen fördern, bei denen eine direkte Verbindung zu irgendeiner Art von Konfliktlösung vor Ort keineswegs ersichtlich ist.

Modewörter mit Kultur

Der Leser sollte sich deshalb nicht darüber wundern, dass ich – obschon ich das Potenzial der Kunst als Vektor und Instrument für die Konfliktlösung anerkenne und schätze – alles andere als überzeugt davon bin, dass ein Verbund wie EUNIC seine Energien in diesem Bereich aufwenden sollte, abgesehen davon, dass er mit seinen Möglichkeiten moralische Unterstützung leistet. Vor diesem Hintergrund und weil ich selbst, was die Praxis betrifft, auf diesem Gebiet nicht bewandert bin, habe ich anfangs gezögert, EUNICs Einladung anzunehmen, zum vorliegenden Band beizutragen. Nachdem ich davon überzeugt worden bin, es doch zu tun, eröffnete sich mir die Möglichkeit, damit anzufangen, das Feld, das im Folgenden kurz vorgestellt wird, gewissermaßen zu skizzieren. Der Beweis, der

„Auch wenn das Potenzial der Kunst als Vektor und Instrument für die Konfliktlösung anzuerkennen ist, bleibt es zweifelhaft, ob ein Verbund wie EUNIC seine Energien in diesem Bereich aufwenden sollte, abgesehen davon, dass er mit seinen Möglichkeiten moralische Unterstützung leistet.“

durch diese vorläufige Studie erbracht wird, verstärkte meine anfänglichen Zweifel, ob eine Beteiligung an Projekten, die mit dem Einsatz der Kunst bei der Konfliktlösung verbunden sind, der beste Nutzen ist, den man aus EUNIC oder den Einheiten, aus denen es besteht, ziehen kann.

Bevor ich mich jedoch kurz diesem von der Norm abweichenden und vielleicht provokativen Thema widme, muss ich einen kurzen Exkurs einschieben, um zu erklären, dass ich mich auf „Kultur“ nicht im weiteren Sinne von „Lebensart“ beziehe, mit der ein engeres Verständnis von Kultur als Kunst und Kulturerbe heute zunehmend in Zusammenhang gebracht wird. In der Tat berufen sich eine Reihe von Akteuren, insbesondere Nationalstaaten, auf die Notwendigkeit, die Kunst und das Kulturerbe zu unterstützen, zu „schützen“ oder zu „fördern“ –, nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie verschiedene „Lebensarten“ verkörpern oder repräsentieren, die „geschützt“ oder „gefördert“ werden müssen, um im Duktus der „UNESCO Konvention über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ von 2005 zu sprechen.

Wenn der Begriff im Sinne von „Lebensarten“ oder Gruppenidentität verwendet wird, ist die Beziehung zwischen „Kultur“ und „Konflikt“ von vornherein ambivalent. Der schädliche Einfluss des Paradigmas vom „Zusammenprall der Kulturen“ hat dafür gesorgt, dass viele Menschen kulturelle Unterschiede an und für sich als Gründe für Konflikte betrachten, ohne zu verstehen, dass in all unseren heutigen Gesellschaften der politisierte Unterschied zu einem Bestandteil von Konflikten um Macht und Ressourcen geworden ist, von denen alle leicht „der Kultur angelastet“ werden können. Es ist also relativ schwierig, von einer

Rolle der Kultur in der Konfliktprävention und/oder Konfliktlösung zu sprechen.

Es ist natürlich möglich, den Austausch durch einen Dialog über Werte und Ethos verschiedener Lebensweisen auf einer Meta-Ebene zu fördern, sozusagen durch Gespräche, die die Form eines „Dialogs zwischen Kulturen“ oder eines „interreligiösen Dialogs“ annehmen, um Gemeinsamkeiten zwischen unterschiedlichen Sicht- und Lebensweisen in der Welt zu finden.

Multidisziplinäre Konfliktlösung

Aber solch eine Vorgehensweise, die man im Allgemeinen als „interkulturellen Dialog“ bezeichnet und praktiziert, ist nicht der „positive Einsatz von Kultur in Konfliktsituationen weltweit“, über den EUNIC berichten möchte. Und er kann das schlechterdings nicht sein, denn die „Kultur“, die in diesem Fall „eingesetzt“ wird, das ist notwendigerweise die Kunst, zusammen mit Ideen zum Erbe und kollektivem Gedächtnis sowie Museen und Ähnliches als „Schmelztiegel“ für eine solche Arbeit. Genau diese ausdrucksstarken Aspekte menschlicher Aktivität sind bedeutende Quellen für Energie und Emotion, Gefühl und Leidenschaft, Bilder und Fantasie und die schiere menschliche Sehnsucht danach, Brücken zu bauen oder nach Gemeinsamkeiten zu suchen.

Worum also geht es in diesem Spezialgebiet der Konfliktlösung, das auch als Friedenskonsolidierung, Konflikttransformation, Konfliktprävention, Konfliktmanagement, Konfliktmilderung, Konfliktreduzierung, sektorenübergreifende Konfliktarbeit und Konfliktsensibilität bezeichnet wird? Wie der amerikanische Konfliktforscher Craig Zelizer dargelegt

hat, ist das Feld der Konfliktlösung multidisziplinär und bezieht sich auf Theorie und Praxis so unterschiedlicher Fachrichtungen wie Soziologie, Psychologie, Internationale Beziehungen, Jura und Wirtschaft sowie auf die Arbeit von Praktikern vor Ort (freilich sind viele von ihnen Künstler, wenn auf Kunst basierende Techniken zum Einsatz kommen). „Die zentralen Ziele der Konfliktlösung bestehen“, so bemerkt Zelizer, „unabhängig von dem speziellen disziplinären Ansatz oder dem jeweiligen genutzten Rahmen darin, ein größeres Verständnis für die Ursprünge und die Dynamik des Konflikts zu entwickeln und effektiver zu reagieren, um Konflikten vorzubeugen, sie zu managen und ihre Auswirkungen abzumildern.“¹ Allen Herangehensweisen gemeinsam ist die Figur des Mediators oder der Prozess der Mediation – zwischen Individuen oder Gruppen, die sich im Konflikt befinden –, die den Parteien helfen, eine für alle akzeptable Lösung einer wie auch immer gearteten konfliktgeladenen Konfrontation zu finden.

Der Großteil dieser Aktivitäten scheint von US-Gremien initiiert, finanziell unterstützt oder angeführt worden zu sein, einschließlich namhafter Non-Profit-Organisationen wie Search for Common Ground (die inzwischen Büros in mehr als 15 Ländern hat) sowie Einrichtungen der Regierung wie die Conflict Management and Mitigation Unit der US-Agentur für Internationale Entwicklung oder zwischenstaatliche Einheiten wie das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP).

Europäische Akteure beteiligen sich immer mehr. Einer von ihnen ist Schwedens Agentur für Internationale Entwicklungszusammenarbeit (SIDA), die das Thema in ihre Kooperationsaktivitäten für die Entwicklung von Kultur und Medien mit ein-

bezieht. Paneuropäische Organisationen möchten verständlicherweise amerikanischen Agenturen Konkurrenz machen, insbesondere auf Gebieten, in denen Letztere Pionierarbeit geleistet haben. Aus einer europäischen Perspektive betrachtet ist dies zweifellos ein lobenswertes Ziel. Aber ist es das Richtige für jede Kategorie von Organisation, in diesem konkreten Fall für EUNIC?

Heutzutage werden eine Reihe sehr unterschiedlicher auf Kunst basierender Aktivitäten zur Konfliktlösung von lokalen und internationalen Organisationen sowie von vielen Künstlern durchgeführt, vor allem innerhalb des als „Community Arts“ (Gemeinschaftskunst) bekannten Rahmens, innerhalb dessen professionelle Künstler mit Menschen zusammenarbeiten, die nicht professionell oder hauptamtlich Kunst schaffen. Diese Aktivitäten können folgendermaßen zusammengefasst werden:

- Kunst für die Friedenskonsolidierung: Sie basiert größtenteils auf „Community Arts“ (Gemeinschaftskunst), bei denen Gruppen verschiedener Seiten eines Konflikts zusammengebracht werden, um gemeinsam künstlerische Aktionen durchzuführen, die sich manchmal mit dem Konflikt auseinandersetzen.
- Soziale Protestkunst: Obwohl sie nicht

„Der schädliche Einfluss des Paradigmas vom ‚Zusammenprall der Kulturen‘ hat dafür gesorgt, dass viele Menschen kulturelle Unterschiede an und für sich als Gründe für Konflikte betrachten.“

zum traditionellen Modell der Friedenskonsolidierung passt, kommt diese Art von Kunst oftmals während fortgeschrittener Stadien eines Konflikts zum Einsatz. Durch künstlerische Prozesse wehren sich Einzelpersonen gegen Gewalt und protestieren gegen diese mit kulturellen Mitteln. Dieser Kategorie lässt sich auch die Arbeit zuordnen, die Kunst nutzt, um ein Bewusstsein, Verständnis und Vertrauen zu schaffen für Themen der kulturellen Freiheit, welche durch Unterdrückung oder Diskriminierung bedroht sein kann.

- Kreative Therapien: Diese Prozesse sind hauptsächlich darauf ausgerichtet, die Heilung von Einzelpersonen zu fördern, die aufgrund eines Konflikts und/oder eines Traumas Leid erfahren haben.

Innerhalb dieser Bandbreite vielfältiger auf der Kunst basierender Aktivitäten können manche Projekte direkt in einem bestimmten Konflikt einer Gemeinschaft intervenieren oder sich mit dessen Kern auseinandersetzen. Kunst wird oftmals dazu genutzt, Menschen dabei zu helfen, spezifische Konflikte aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und sich alternative Möglichkeiten vorzustellen, oder um Gruppen, die sich miteinander im Konflikt befinden, zusammenzubringen, um sich mit Beziehungsfragen des Konflikts auseinanderzusetzen.

Der speziell auf Kunst aufbauende Prozess geht vielleicht nicht direkt an die Substanz eines Konflikts, aber er kann ein größeres Verständnis und eine Interaktion zwischen den einzelnen Parteien ermöglichen. Andere Bemühungen konzentrieren sich auf Aktivitäten und stellen ungerechte,

regressive oder repressive soziale, wirtschaftliche oder politische Verordnungen in Frage, während wieder andere Initiativen darauf abzielen, Individuen und Gemeinschaften dabei zu helfen, mit den möglicherweise traumatischen Auswirkungen eines Konflikts zurechtzukommen. Kürzlich erfolgte und immer noch laufende Bemühungen dieser Art beinhalten Initiativen in Palästina, in der zentralafrikanischen Region der Großen Seen, in Südafrika und in Ländern des ehemaligen Jugoslawiens.

Insbesondere das Theater hat sich als wirkungsvolles Medium erwiesen, um Wahrnehmungen, Ansichten und Gefühle zu erforschen und zu verändern. Ein typisches Beispiel für den Einsatz von Theater-Techniken in der kreativen Therapie ist die mithilfe von Schwedens SIDA erfolgte Unterstützung der darstellenden Künste unter Kindern und jungen Menschen in der Westbank/ Gaza durch das schwedische University College für Film, Radio, Fernsehen und Theater. Obwohl das Projekt ursprünglich nach der Unterzeichnung des Osloer Abkommens für die Entwicklung einer kulturellen Infrastruktur in Palästina entwickelt worden ist, konzentriert es sich nun darauf, das schwere Trauma zu mildern, das bei Kindern durch zunehmende Gewalt und Entbehrung in ihrem Leben ausgelöst worden ist. Theaterstücke, Theatertraining und Kurse über Video-Animation helfen diesen Kindern, über ihre Erfahrungen zu sprechen und sie zu verarbeiten.

Ein anderes Beispiel für Friedenskonsolidierung im Bereich der darstellenden Künste, obwohl dessen positive Auswirkungen leider durch Folgeereignisse komplett zunichte gemacht wurden, war das Zentrum für Darstellende Künste (CPA), das in den 1960er Jahren in der Stadt Jaffna in Sri Lanka gegründet wurde. Während

des Bürgerkriegs eröffnete es 20 Zentren im ganzen Land und zudem viele Zweigstellen im Ausland unter ausgewanderten Gemeinschaften Sri Lankas, um junge Menschen an interkulturellen Aktivitäten zu beteiligen, die den Frieden und das gegenseitige Verständnis fördern.²

Zu diesen Aktivitäten gehörten traditionelle Tänze verschiedener Gemeinschaften, die durch die unterschiedlichen Zentren tourten, wodurch diese Kunstformen zusammen mit Gemeinschaften anderer Sprache und Religion erlebt wurden. Sie regten junge Leute dazu an, zeitgenössische Performances zu gestalten, oftmals zu einem Thema des Konflikts, und sie führten diese vor großem Publikum auf – sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gemeinschaften, in denen sie entstanden waren.

Sie organisierten auch Camps, in denen junge Menschen aus verschiedenen Gemeinschaften zusammen an einer Performance und an Kunstprojekten arbeiteten. Ziel dabei war, das Zusammenspiel verschiedener kultureller Praktiken zu fördern. Junge Menschen in kulturübergreifenden Programmen zusammenzubringen war ein Mittel, um sich den Trennungen kultureller Formate zu widersetzen, indem man zu gemeinsamer praktischer Arbeit anregt, und dabei gestaltete man Performances, in die alle Teilnehmer ihre Talente einbrachten.

Initiativen im größeren Stil, die ebenfalls oft in den darstellenden Künsten an-

„Insbesondere das Theater hat sich als wirkungsvolles Medium erwiesen, um Wahrnehmungen, Ansichten und Gefühle zu erforschen und zu verändern.“

gesiedelt sind, beinhalten solche symbolträchtigen Projekte wie das „West-Eastern Divan Orchestra“ (benannt nach einer Gedichtanthologie von Goethe). Das in Sevilla angesiedelte Jugendorchester, in dem Musiker aus Israel, aus dem restlichen Nahen Osten, aus dem Iran und aus Spanien mitspielen, wurde 1999 von dem argentinisch-israelischen Dirigenten Daniel Barenboim und dem inzwischen verstorbenen palästinensisch-amerikanischen Akademiker Edward Said gegründet. Einer der jungen Musiker des Orchesters betrachtet dieses Unterfangen, das Barenboim selbst als ein „Projekt gegen die Ignoranz“ bezeichnet, als „ein menschliches Laboratorium, das für die ganze Welt zum Ausdruck bringen kann, wie man mit dem Anderen umgeht“.

Ein anderer Typ konfliktorientierten Einsatzes, der mit kulturellen Objekten, Dokumenten und Artefakten arbeitet, wird repräsentiert durch die Arbeit von Museen und Gedenkstätten. Das internationale Netzwerk der „Friedensmuseen“ betont den Bildungsauftrag. Je nach Lage und Kontext sind sie „Stätten für historische Narrative und Geschichten Überlebender, Zentren für Konfliktlösung und transformatives Imaginieren oder Gedenk- und Versöhnungsstätten.“ Als gemeinsame Wertgrundlage gilt ihre Fähigkeit, „eine alternative Stimme oder einen Widerstand gegen dominante und dominierende Stimmen der Gewalt“ zu verkörpern.³

Alternative Stimmen

In diesem Zusammenhang kann man auch die internationale NGO „Stätten des Gewissens“ erwähnen, die 1999 gegründet wurde, als die Leiter von neun historischen Stätten – darunter das Gulag-Museum in

Russland, das Sklavenhaus im Senegal, Memoria Abierta in Argentinien und das Lower East Side Tenement Museum in den USA – zusammenkamen, um einer gemeinsamen Frage nachzugehen: Wie können historische Stätten für Menschenrechte eintreten? Diese Museen hatten wenig gemeinsam in Bezug auf die Geschichte oder die Themen, mit denen sie sich auseinandersetzten oder hinsichtlich des Umfangs und Ausmaßes ihrer Anwesen, aber sie fühlten sich alle der Aufgabe verpflichtet, das historische Erbe in den Dienst einer langanhaltenden Kultur des Friedens und der Demokratie zu stellen. Sie dachten sich eine neue Art von Raum aus, den sie „Stätte des Gewissens“ nannten und verstanden darunter Museen, die drei Verpflichtungen eingingen: sich durch eine Gedenkstätte mit Geschichte auseinanderzusetzen; sich für Programme zu engagieren, die den Dialog über brennende soziale Probleme unserer Zeit anregen; und sich über Möglichkeiten für eine öffentliche Beteiligung an diesen Themen auszutauschen.

Sie entschieden sich dafür, als Koalition zu arbeiten und an der Schnittstelle von Bewahrung der Geschichte, Menschenrechten, Bürgerengagement, Bildung und Kunst zu agieren. Ihre Arbeit passte auch zu größeren Bemühungen um Übergangsgerechtigkeit oder Demokratieförderung wie etwa Wahrheitskommissionen oder Programme für die Zeit nach Konflikten. Spannungen und kreative Innovationen sind im Hinblick auf drei Themen aus diesen Bemühungen entstanden: Erinnerungspraxis; „Erinnerungskriege“; und die Zerstörung und Rekonstruktion von Kulturerbe, Erinnerung und Identität nach einem Konflikt. „Indem sie sich von essentialistischen Einstellungen zu Hautfarbe, ethnischer Herkunft oder nationaler Identität distanzieren, möch-

ten die Stätten des Gewissens historisches Erbe gestalten, um eine kollektive Erinnerung an moralische Handlungen und Entscheidungen zu schaffen – an Grausamkeit, Mitgefühl und Mut – und sie bieten einen Raum für die weitergehende Befragung nach der Art und den Gründen dieser Entscheidungen sowie danach, was diese für die Zukunft bedeuten.“⁴

Ich habe diese Typen von Institutionen und Aktivitäten in meine kurze Übersicht aufgenommen, weil ihr Profil und die Art ihrer Aktivitäten vielleicht den Kapazitäten von EUNIC und dem, was das Netzwerk im besten Fall anbieten kann, näher sind als die Aktivitäten zur Konfliktlösung auf der Graswurzel-Ebene, mit denen ich begonnen habe. Aber es stellen sich noch gravierende Fragen.

Wo steht hier EUNIC?

Welchen Mehrwert können in Anbetracht von EUNICs Mission – „die kulturelle Vielfalt und das Verständnis zwischen den Gesellschaften Europas zu verbessern und zu fördern sowie den internationalen Dialog und die Kooperation mit Ländern außerhalb Europas zu stärken“ – die Mitglieder bei solchen Bemühungen haben, abgesehen von der bereits angesprochenen Kanalisierung von moralischer und vielleicht finanzieller Unterstützung? Man kann sicherlich beobachten, dass es in den Ländern, die von diesen Kulturinstituten vertreten werden, spezialisierte Organisationen gibt, deren Mitglieder die Kompetenzen und die Einsatzbereitschaft haben, die es ihnen ermöglichen, effektiver zu arbeiten. Welchen Ort oder welche Rechtsfertigung gibt es dafür, sich als Gruppe zu sammeln, um als Organisation für Kon-

fliktlösung zu fungieren? Was bedeutet dies dann tatsächlich? Wenn es bedeutet, die Arbeit von Organisationen zu unterstützen, die dafür qualifiziert sind, sie zu erledigen, dann gibt es kein Problem. Aber was ist, wenn man die Rolle einer vermittelnden Organisation übernimmt, die kommunale Probleme auf eine bestimmte Art demokratisch angehen möchte, die man sich eben in der Konfliktlösung vorstellt?

Dies würde bedeuten, dass die Organisationen zu dem werden müssen, was die amerikanischen Politikwissenschaftlerinnen Barbara Nelson, Linda Kaboolian und Kathryn Carver „Concord-Organisationen“ nennen, auf der Basis ihrer Forschung zu 100 gemeinschaftsübergreifenden Organisationen in Nordirland, Südafrika, den Vereinigten Staaten sowie in israelischen und palästinensischen Gruppen, die in den USA arbeiten.⁵

Die Forscher definieren Concord-Organisationen als solche, die Menschen mit fundamental entgegengesetzten Ansichten oder Identitäten zusammenbringen, um Zivilgesellschaft zu fördern bei gleichzeitiger Anerkennung der Unterschiede in den Gruppen, und sie legten dar, dass sogar „liberale und umverteilende Regime einen Konflikt um Herrschaft nicht automatisch in einen Konflikt um Zugehörigkeit umwandeln.“

Sie bezogen sich dabei auf die Arbeit eines indischen Politikwissenschaftlers, der herausgefunden hat, dass es erfolgreiche gemeinschaftsübergreifende Organisationen braucht, solche wie etwa die hinduistisch-muslimische Allianz in der indischen Kongresspartei alten Stils, um die Vorteile zu nutzen, die einigermaßen günstige strukturelle Beziehungen bieten.

Er stellte fest, dass indische Städte mit einer größeren Zahl gemeinschaftsüber-

greifender Organisationen aller Art eine geringere kommunale Kriminalitätsrate hatten. Wichtig war auch, dass er herausfand, dass Kontakte zwischen Gemeinschaften in indischen Städten, etwa der Besuch der Hochzeit eines Freundes aus einer anderen Gemeinschaft, für sich genommen noch nicht niedrigere Raten kommunaler Kriminalität erwarten lassen.

Was daher gebraucht wird, um solche Situationen in gespaltenen Gesellschaften zu meistern, sind eben diese Concord-Organisationen, die Menschen mit ganz und gar gegensätzlichen Ansichten oder Interessen zusammenbringen, um einen Dialog zu initiieren, Aktivitäten zu beobachten, Bildung und Training für Konfliktmanagement und Mediation anzubieten, gemeinnützige Arbeit zu fördern und so weiter. Ich frage mich: Sind EUNIC Mitglieder ausgestattet und/oder dazu beauftragt, dies zu tun?

Abgesehen von dieser letzten Frage entstehen auch Probleme in Bezug auf den lobenswerten europäischen humanitären Impuls, der noch den Wunsch unterstützt, an anderen Orten „Gutes zu tun“. In diesem Fall geht es nun um die Vorstellung, dass europäische Akteure effektiv in Konfliktregionen anderer Weltgegenden intervenieren können. Man muss natürlich die Annahme in Frage stellen, dass wir in Europa keine sogenannten Concord-Organisationen brau-

„In den Ländern, deren Kulturinstitute EUNIC bilden, gibt es spezialisierte Organisationen, deren Mitglieder die Kompetenzen und die Einsatzbereitschaft haben, die es ihnen ermöglichen, effektiver zu arbeiten.“

chen, da wir uns in einem „Friedensgebiet“ befinden. Das würde nämlich bedeuten, die konfliktgeladenen Situationen außer Acht zu lassen, die weiterhin an den Rändern oder nicht weit „außerhalb“ bestehen, etwa auf dem Balkan.

Und ebenso – was noch wichtiger ist – auch die Art und Weise zu ignorieren, in der ethnische Unterschiede quer durch Europa zu einem Bestandteil von Konflikten um Macht und Ressourcen in Städten und Vorstädten geworden sind, die förmlich nach einer effektiven Lösung innerhalb unseres eigenen Hauses schreien.

Aber diese Warnung mag vielleicht ein bisschen akademisch anmuten, denn es ist klar, dass EUNICs Mission auf den Rest der Welt abzielt. EUNIC besteht, um ein europäisches Gesamtgebilde zu formen, das mehr ist als die Summe seiner Einzelteile. In anderen Worten: um ein paneuropäisches kulturelles Gesicht zu zeigen. Basierend auf Gedanken, die ich auf dem Europäischen Kulturforum 2011 hinsichtlich der Rolle von Kulturakteuren für die Demokratieförderung an anderen Orten geäußert habe, möchte ich hier wiederholen, dass wir als Europäer, wenn wir irgendeine therapeutische Arbeit in anderen Umfeldern „unterstützen“ wollen, äußerst sensibilisiert sein müssen für andere Auffassungen und Prioritäten sowie das mögliche Aufeinanderprallen unterschiedlicher Perspektiven.⁶ Es kann absolut keine Einheitslösung für alle in Betracht gezogen werden: Friedliche Konfliktlösung oder Demokratie und Menschenrechte sind sicherlich allesamt zu universalen Werten geworden, aber es gibt nicht die eine globale Formel für ihre praktische Anwendung vor Ort. Wir Europäer müssen selbstkritisch reflektieren über die uns selbst übertragene Mission, unsere positiven Nachrichten zu

verbreiten, damit unsere Bemühungen nicht unwillentlich an den „Zivilisationsauftrag“ des kolonialistischen Europas der Vergangenheit erinnern.

Wenngleich Außenstehende wertvolle Beiträge zur Arbeit der Konfliktlösung leisten können, ist es doch unabdingbar, dass in der Entwicklungsarbeit Friedensaktivisten und zivilgesellschaftliche Akteure vor Ort ein großes Mitspracherecht haben. Immer noch gibt es jedoch im Großteil der „internationalen Entwicklungsarbeit“ – wann immer Experten aus dem Westen kommen, um dabei zu helfen, Menschen vor Ort zu trainieren, auszubilden oder anderweitig mit ihnen zu arbeiten – eine ausgeprägte Asymmetrie der Positionen.

In den letzten Jahren lag die Betonung jedoch immer häufiger auf kollaborativen Partnerschaften, die auf lokalen Kontexten und Kulturen beruhen. Friedensforscher Craig Zelizer hebt das wachsende Vertrauen in direkte „Süd-Süd“-Interaktionen zwischen konfliktgeplagten Orten hervor, bei denen Menschen aus einer Konfliktregion ihre Erfahrungen und ihre Expertise mit Menschen in anderen Konfliktregionen teilen können. Ein Beispiel ist die Arbeit der Organisation „Initiative für inklusive Sicherheit“, die dabei geholfen hat, Verknüpfungen und Verbindungen zwischen Friedensaktivistinnen aus dem Sudan, aus Kolumbien, aus dem Irak sowie aus anderen Orten zu fördern.

Projekte wie diese nehmen uns in die Pflicht, sowohl das Potenzial als auch die Grenzen von Kunst und Kultur bei der Konfliktlösung anzuerkennen, unabhängig davon, wer eine solche Arbeit verrichtet oder unterstützt. Ein Praktiker aus der „Community Arts“-Bewegung (Gemeinschaftskunst) erinnert uns: „Obwohl ein Gemälde niemals eine Kugel aufhalten kann, kann

ein Gemälde verhindern, dass eine Kugel abgefeuert wird.“ Dieses Gemälde zu malen und an seinen Platz zu rücken, ist eine komplexe Sache für Spezialisten. Ist dies wirklich die Angelegenheit von EUNIC?

Yudhishthir Raj Isars beruflicher Werdegang bewegt sich in den verschiedenen Welten von kultureller Theorie und Praxis. Zurzeit ist er Professor für Kulturpolitik an der Amerikanischen Universität in Paris, er hat einen Forschungsauftrag der University of Western Sydney und ist Gründungsherausgeber der „Cultures and Globalization Series“. 2004 bis 2008 war er Präsident der Initiative Culture Action Europe.

¹ http://wayback.archive-it.org/2077/20100906203351/http://www.communityarts.net/readingroom/archivefiles/2007/06/integrating_com.php. Angesehen 23. September 2012.

² James Thompson: „Performance, globalization and conflict promotion/resolution: experiences from Sri Lanka“ in H.K. Anheier and Y.R. Isar (eds.): „Conflicts and Tensions.“ The Cultures and Globalization Series, 1. London: SAGE Publications.

³ Siehe the Wikipedia Eintrag zu dem Orchester.

⁴ Sevchenko, L. (2011): „Sites of Conscience: Heritage of and for Human Rights“ in H.K. Anheier and Y.R. Isar (eds.): „Heritage, Memory and Identity.“ The Cultures and Globalization Series, 4. London: SAGE Publications.

⁵ Nelson, B., Kaboolian, K. und Carver, Kathryn C. (2007): „Creating concord organizations: institutional design for bridging antagonistic cultures“ in H.K. Anheier and Y.R. Isar (eds.): „Conflicts and Tensions.“ The Cultures and Globalization Series, 1. London: SAGE Publications.

⁶ Y.R Isar: „Civil society empowerment in third countries: are culture actors providing powerful voices in support of democratization processes?“, Diskussionspapier für das Europäische Kulturforum, Brüssel, 21. Oktober 2011 (<http://culture-forum-2011.ec.europa.eu/index.jsp>).

Türen offen halten in schwierigen Zeiten Wir sollten präziser sein, wenn wir von „Kultur“ sprechen. Wir sollten zuversichtlicher und ehrgeiziger sein, wenn es um die Frage geht, was Kulturbeziehungen für die EU als Komponente der auswärtigen Beziehungen bewirken können. Wir sollten erlauben, dass Kunst, Bildung und interkultureller Dialog Türen öffnen und Vertrauen zwischen Gemeinschaften aufbauen – und damit helfen, Konflikte zu verhindern oder aufzuarbeiten. *Von Robin Davies*



Bis vor kurzem, noch bevor ich zum British Council kam, habe ich nicht bedacht, dass Kultur eine spezielle oder bedeutende Rolle in den internationalen Beziehungen spielen kann – am wenigsten bei der Entwicklung von globalem Wohlstand und Stabilität. Ich dachte, Kultur, das sind Museen, Kunstgalerien und Theater –, etwas, das man sich anschaut. Erst seit kurzem verstehe ich langsam den Begriff „Kultur“, ihre Bedeutung für die internationale Politik und ihre zentrale Funktion für die Außenbeziehungen der EU.

Ich verstehe jetzt, dass ich für den Großteil meines Lebens nicht nur die Macht der Kultur als transformierende Kraft unterschätzt, sondern auch eine verworrene Vorstellung von dem Begriff „Kultur“ selbst hatte. Deutlicher finde ich es, zwischen

den anthropologischen und geisteswissenschaftlichen Konzepten von Kultur zu unterscheiden. Beim ersten „sozialwissenschaftlichen“ Konzept geht es um kollektive Bedeutung, und dies schließt gemeinsame Erinnerungen, Identität, Werte, Normen, Überzeugungen und Zielsetzungen von Menschen ein. Das „geisteswissenschaftliche“ Konzept wiederum versteht Kultur als Triebfeder der Kreativität – Literatur, Lieder, Gedichte, Musik, Tänze, Theaterstücke, Bilder, Filme, Mode und Architektur, die von jenen geschaffen werden, die die Identität ihrer Gemeinschaft durch die Kunst stärken oder herausfordern.

Diese beiden Konzepte sind auf vielfältige Weise miteinander verbunden. Die Kunst fördert Identität, Kreativität, Zugehörigkeit und Zielsetzung innerhalb kultureller Gemeinschaften und spielt eine Schlüsselrolle, um Verständnis, Sensitivität und Interaktion zwischen verschiedenen Gemeinschaften voranzutreiben. Die Kunst fördert auch kulturellen Wandel, schafft flexible Grenzen der sozialen Eingliederung und ermöglicht ein Überlappen von Identitäten, was verhindert, dass kulturelle Differenz Spannungen und Gewalt hervorruft. Auf diese Weise kann Kultur für Stabilität und ein Gefühl der Sicherheit sorgen, indem sie Individuen und Gemeinschaften einen Sinn für Zugehörigkeit vermittelt: Nichtsdestotrotz kann Kultur auch zu einer ne-

gativen Kraft manipuliert werden, indem versucht wird, Trennlinien zu errichten. Indem man nur „Gleichheit“ einbezieht und „Differenz“ ausschließt, kann Kultur Spannungen und Gewalt provozieren.

Viel ist über Europas jüngsten Abstieg in der weltweiten Hackordnung wachsender Ökonomien und Einflussbereiche geschrieben worden. Hinsichtlich ihrer Bevölkerungsgröße sowie ihres kommerziellen, wirtschaftlichen und finanziellen Einflusses hat die Europäische Union jedoch immer noch globale Auswirkungen. Selbst in diesen ernsten Zeiten hat sie immer noch den größten Anteil am Welthandel und generiert immer noch ein Viertel des globalen Reichtums. Obwohl es größere und konkurrierende Ökonomien gibt, ist die EU immer noch der größte Anbieter von Finanzhilfen für ärmere Länder und beteiligt sich zunehmend an friedenserhaltenden Maßnahmen, an Konfliktvermeidung und -lösung sowie am Wiederaufbau nach einem Konflikt. Beim Umgang mit den Folgen der Erderwärmung, der Emission von Treibhausgasen und der Forschung für sauberere Energie hat die EU eine Führungsrolle übernommen.

Die EU, die ihren Bürgern Stabilität und Wohlstand bietet, baut enge Beziehungen mit ihren Nachbarn auf, verbreitet die Vorteile von offenen Märkten, wirtschaftlichem Wachstum und demokratischen politischen Systemen. Die EU strebt nicht danach, ihre politischen Systeme, ökonomischen Prinzipien oder westlichen Werte anderen aufzuerlegen, heißt aber jedes andere demokratische europäische Land als potenzielles Mitglied willkommen und legt Ressourcen im gemeinsamen Interesse zusammen. Die Markenzeichen der EU, die sich erweitert, sind Kooperation und Integration.

Von allen führenden Industrienationen

stellt die EU den größten Anteil an Entwicklungshilfe zur Verfügung. Sie strebt danach, Armut zu überwinden, eine nachhaltige Entwicklung zu ermöglichen, physische und soziale Infrastrukturen zu verbessern und staatliche Institutionen zu stärken. Die EU stellt ihre Hilfe auf vielerlei Art zur Verfügung – durch Kooperation mit Regierungen, Umsetzung individueller Projekte (oft über NGOs), humanitäre Hilfe, Hilfe bei der Krisenprävention sowie durch die Unterstützung der Zivilgesellschaft.

Im Rahmen ihrer gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (CFSP) legt die EU den Typus diplomatischer und politischer Aktivitäten fest, die sie bei der Konfliktprävention und -lösung übernehmen kann. Die EU, die ihren Einfluss auf einem zunehmend vernetzten Planeten ausübt, strebt danach, wirtschaftliche Entwicklung und politische Stabilität auch in ihrem weiteren Umfeld zu unterstützen. Die Interessen der EU gehen über den Handel und traditionelle Entwicklungshilfe hinaus. Sie schließen auch die Unterstützung von wirtschaftlichen Reformen, Gesundheit und Bildung, Programmen zur Infrastruktur, Forschung, Entwicklung sowie Umweltpolitik mit ein, indem sie einen Rahmen bietet, über Demokratie und Menschenrechte zu diskutieren.

Aber die EU exportiert mehr als Anreize, Hilfsmittel und Fähigkeiten für die politische Entwicklung und wirtschaftliche Integration. Sie exportiert auch europäische Kultur – und hier meine ich sowohl die „anthropologischen“ als auch die „geisteswissenschaftlichen“ Konzepte des Begriffs

„Kultur ist also mehr als das, was in einem Museum oder in einer Galerie ins Auge fällt.“

Kultur. Die EU exportiert ein soziales und kulturelles Gefüge, in dem Stabilität, Entwicklung und Wohlstand wachsen können. Sie exportiert Kultur auch als kreativen Mittler, der dieses Gefüge verkörpert und kommuniziert. Unsere zunehmend globalisierte Welt misst politischen Grenzen und kulturellen Barrieren immer weniger Bedeutung bei und bereitet den Weg dafür, kulturelle Unterschiede zu verstehen und gemeinsame Agenden zu schaffen und umzusetzen. Im Zentrum des sozialen und kulturellen Gefüges, das von der EU durch die von ihr weltweit geförderten Programme und Projekte exportiert wird, sind allgemein akzeptierte Verhaltensnormen und Werte wie Rechtsstaatlichkeit, eine liberale demokratische Gesellschaftsordnung, der Schutz der Menschenrechte, die Anerkennung kultureller Verschiedenheit und der Respekt vor anderen Kulturen.

Die Reichweite der Kulturbeziehungen geht über jede enge Definition von Kultur als „Kunst und Erbe“ beträchtlich hinaus. Solch eine enge Definition umfasst nicht alle Aspekte dessen, was durch das Vehikel der Kultur in den internationalen Beziehungen erreicht werden kann. Und gegenüber traditionelleren und vertrauenswürdigeren Vehikeln der internationalen Beziehungen – den diplomatischen, politischen, auf den Handel bezogenen und wirtschaftlichen – übersieht man oft die Kulturbeziehungen, die sehr stark zu Stabilität und Wohlstand beitragen. Zusammen repräsentieren diese Werte und Normen die europäische „Soft Power“ – den kulturellen Einfluss, der das Herzstück der europäischen Außenbeziehungen ausmacht, und über den diese Werte und Normen durch einen Prozess des interkulturellen Dialogs an die Welt draußen vermittelt werden sollten. Interkultureller Dialog ist die Förderung von

Gegenseitigkeit und Vertrauen – die Basis für erfolgreiche internationale Beziehungen. Während „Hard Power“ bedeutet, durch militärische oder wirtschaftliche Mittel Zwang ausüben und manipulieren zu können, ist „Soft Power“ das Mittel, gegenseitiges Verständnis zu ermöglichen und gezielt darauf hinzuarbeiten.

Der Erfolg des Einigungsprozesses der Europäischen Union basiert traditionell im Wesentlichen auf der politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Die kulturelle Dimension ist vernachlässigt worden. Aber seit dem Ende des Kalten Kriegs und im Zuge der immer gewichtigeren Auswirkungen der Globalisierung rückt die Kultur in den Mittelpunkt. Kulturbeziehungen, verstanden als interkultureller Dialog und Vertrauensbildung durch einen Prozess gegenseitigen Verstehens, bilden eine wesentliche Komponente sowohl der europäischen Integration als auch der europäischen Außenpolitik. Sie verbindet Zivilgesellschaften, nicht nur die Regierungseliten. Aufgrund dieser verbindenden Macht haben die Kulturbeziehungen bei der Konfliktprävention und –lösung einen immer größeren Einfluss. Die NATO hat – mit der Betonung, Konflikte zu vermeiden statt auf diese zu reagieren – ihren „umfassenden Ansatz“ entwickelt, um den kulturellen Aspekt der Friedensbildung einzubeziehen, weil Konflikten häufig kulturelle Unterschiede zugrunde liegen – Sprache, religiöse Überzeugungen oder ein bestimmtes historisches Narrativ stellen wichtige Gründe dar, um leidenschaftlich für das Überleben einer kulturellen Identität zu kämpfen. Kultur kann aber auch der einzige Weg sein, Menschen in einer Konfliktsituation zusammenzubringen. Heute sind Bildung, Sport, Kunst, Literatur, Musik und Tanz allesamt kulturelle Instrumente, die von Mediatoren, Kultureinrichtungen

und Regierungen genutzt werden, um Konfliktparteien miteinander zu versöhnen und über das Aufspüren gemeinsamer Interessen und Werte nachhaltige friedliche Beziehungen aufzubauen. Kultur trennt, aber sie heilt auch. Kultur ist die „Soft Power“ der Anziehung, die Brücken zwischen Gemeinschaften baut.

Hier einige Beispiele, die veranschaulichen, welche wichtige Rolle Kultur vielerorts in Konfliktregionen einnimmt:

„Buchcafés“ in Zimbabwe sind zu Orten geworden, an denen Menschen sich treffen und in Sicherheit debattieren und diskutieren können – und das nicht nur über Bücher. Genau darum geht es.

Eine schockierende Fotoausstellung, die von jungen Friedensaktivisten in Nairobi konzipiert wurde, zeigt die Gewalt nach den Wahlen in Kenia und ruft diese auf sehr öffentliche Weise ins Gedächtnis. Die heutige Jugend Kenias steht da, schaut sie an und schwört „niemals wieder“.

Das Netzwerk afghanischer Frauen, das ganz klein angefangen hat, umfasst inzwischen Tausende Mitglieder, die in ihren lokalen Gemeinschaften praxisbezogene Projekte entwickeln, Aktivitäten durchführen und den Frauen eine echte Stimme in der sich noch im embryonalen Zustand befindlichen Regierung des Landes geben. Vor 2007 verbot die nationale Kultur den Frauen, Entscheidungen zu fällen.

In Palästina und Israel bringt das Sportprogramm „Fußball für den Frieden“ getrennte Gemeinschaften zusammen und geht dabei mit kulturellen Unterschieden außerhalb des Spielfelds genauso beherzt um, wie es die Spieler miteinander auf dem Feld tun. Sport ist zu einem Vehikel für einen umfassenderen interkulturellen Dialog und Gegenseitigkeit geworden.

In den Nachwehen der Balkan-Kriege

wurde das Projekt „Geschichtspfad Bosniens“ („Bosnia History Trail“) auf die Beine gestellt, um junge Leute aus serbischen, bosnischen und kroatischen Gemeinschaften daran zu beteiligen, ihr gemeinsames kulturelles Erbe zurückzuverfolgen – ein effektiver Weg, um Geschichte und Perspektiven „der Anderen“ wertzuschätzen.

Europäische Studenten werden kontinuierlich dazu ermutigt, an akademischen Austauschprogrammen teilzunehmen, und internationale Studenten erhalten Stipendien, um an europäischen Universitäten zu studieren. Auch Bildung ist Kultur.

So sehen Aktivitäten und Programme aus, in welche die EU zunehmend investiert. Dem grundlegenden Prinzip der Einbeziehung kultureller Komponenten in die Außenpolitik und in die Außenbeziehungen der EU liegt die Macht der Kultur, der Künste und der Bildung zugrunde, durch Bildung und interkulturellen Dialog ein Gefühl von Gemeinschaft zu fördern. In den Außenbeziehungen ist dies der Weg, die Vielfalt der Kulturen, Traditionen, Sprachen und künstlerischen Ausdrucksweisen zu schützen. Die Europäische Union ist selbst eine solche Sammlung unterschiedlicher Kulturen. Ihr immer größer werdender kultureller Fußabdruck bewirkt, dass dieses Modell angewendet wird, wenn anderswo andere kulturelle Identitäten miteinander um Dominanz und Überleben ringen. Die Europäische Union ist ein Beispiel dafür, wie einander sehr feindlich gesinnte Nationen durch wachsende Interdependenz und das Verständnis eines gemeinsamen Schicksals nach und nach ihre Beziehungen verändern können. Innerhalb der Vielfalt ihrer Kulturen teilen sie Ideen, Normen und Werte, die zusammen eine „abstrakte Kultur“ konstituieren, in der sich Europäer als Partner sehen. Das ist eine kul-

turelle Praxis, die sich zu exportieren lohnt.

Die Entwicklung kultureller Komponenten für die Außenbeziehungen und die Außenpolitik der EU erlaubt es der Union, den Akzent auf ihre Rolle als „Partner“ für Drittländer zu legen – und eher eine multilaterale Diplomatie als eine unilaterale Aktion zu unterstützen. Die Macht der „Soft Power“ der Europäischen Union besteht in ihrer Bereitschaft, bei Differenzen einen Dialog anzustreben und so gegenseitiges Verständnis zu erreichen, anstatt einen Konflikt mit militärischen oder ökonomischen Mitteln zu lösen. Kultur ist kein Sektor und keine Sphäre der Gesellschaft, die von Wirtschaft oder Politik getrennt ist – sondern einer ihrer integralen Bestandteile.

Kulturelle Erfahrungen erlauben es Individuen, sich intellektuell und emotional einzubringen und können persönliche Verbindungen herstellen, die unmittelbare politische Meinungsverschiedenheiten überleben oder diese überlagern.

Es ist kein Zufall, dass Besuche bei kulturellen Einrichtungen auf diplomatischen Reisen einen fixen Programmpunkt bilden – hier werden Beziehungen zwischen Menschen geknüpft, bevor der politische Diskurs beginnt. Kultur hat mehr zu bieten, als in diesen kulturellen Institutionen auf

„Die EU ist selbst eine Ansammlung unterschiedlicher Kulturen. Ihr immer größer werdender kultureller Fußabdruck bewirkt, dass dieses Modell angewendet wird, wenn anderswo andere kulturelle Identitäten miteinander um Dominanz und Überleben ringen.“

den ersten Blick ersichtlich ist. Kultur hält in schwierigen Zeiten die Türen offen.

Im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte, in denen wir uns von den Vorhersagbarkeiten des bipolaren Kalten Krieges hin zu den Launen der multipolaren Welt von heute bewegten, haben Kulturbeziehungen immer mehr an Einfluss gewonnen. Kulturelle Faktoren spielen eine größere Rolle für unser Verständnis von Identität – Sprache, Religion und Geschichtlichkeit. Menschen nehmen einander wahr und messen einander nach kulturellen Maßstäben. Und während die Auswirkungen der Technologie, der erweiterte Zugang zu Nachrichten, Ideen, Wissen und Globalisierung jede Gemeinschaft durchdringen, erweitern sich die Möglichkeiten für Kontakt und Austausch. Und wegen dieser interkulturellen Aktivität treffen sich Kulturen, vermischen und verwandeln sich in einer zunehmend vernetzten Welt.

Wir können Kultur nicht länger als getrennt von der Mainstream-Politik und den internationalen Beziehungen verstehen. Vielmehr sind Verständnis, gegenseitiger Respekt und die Beschäftigung mit der Kultur der anderen das Herzstück des politischen Dialogs und der Außenbeziehungen. Die EU ist in der Lage, die reichhaltigen Möglichkeiten der Kulturbeziehungen auszuschöpfen, um weltweit Wohlstand und Stabilität zu erhöhen.

Robin Davies trat im Jahr 2009 dem British Council bei und ist dort Leiter des Teams für Partnerschaft und Externe Beziehungen im Büro Brüssel. Hinter ihm liegt eine Karriere in der Royal Navy, wo er operationale Routen für Zerstörer und Fregatten plante, als Marine- und Verteidigungsattaché in Moskau und Den Haag tätig war und eine Station als Strategie-Planer im britischen Verteidigungsministerium und im NATO-Hauptquartier in Brüssel absolvierte.

Steter Tropfen höhlt den Stein Kulturinstitute können vielleicht keine Konflikte lösen. Sie können jedoch mit mutigen und nachdenklich stimmenden Programmen den Boden bereiten, um stereotype Vorstellungen und Vorurteile aufzubrechen. Und sollten auch zuhören, denn nur so wird ein Dialog Erfolg haben. *Von Martin Eichinger*



2011 war das Jahr der demokratischen Bewegungen in der arabischen Welt – auf den Weg gebracht von einer neuen Generation arabischer Bürger, die alte Ordnungen in Frage stellen, um ihre Träume von einer offenen Gesellschaft Wirklichkeit werden zu lassen. 2012 und 2013 zeigt sich, ob ihr sehnlicher Wunsch nach Freiheit und Demokratie erfüllt wird. Die Europäische Union muss sich als direkte Nachbarin der Region die Frage stellen, welchen Beitrag sie zum Engagement dieser Bürger geleistet hat.

Als Vertreter eines der Länder, die den Dachverband der Europäischen Kulturinstitute (EUNIC) gegründet haben, möchte ich einen genaueren Blick auf eine neue Rolle für die Kulturdiplomatie werfen, die sich in den vergangenen Jahren parallel

zum Hauptziel von EUNIC entwickelt hat, das darin besteht, junge Künstler und kreative, innovative Talente zu fördern.

Seit der Gründung des Europäischen Auswärtigen Dienstes 2010 haben eine Reihe äußerst fruchtbarer Diskussionen stattgefunden, bei denen die positive Rolle der Kultur für die Außenbeziehungen der Europäischen Union und das Potenzial der Kulturdiplomatie für auswärtige Angelegenheiten gewürdigt wurden. Während einige bedauern, dass Kulturbeziehungen nicht Bestandteil des Auswärtigen Dienstes sind und die EU-Botschaften keine Kulturbeauftragten haben, sind andere weiterhin der Überzeugung, dass die Kulturvertretung nach wie vor ein Monopol der jeweiligen Staaten ist.

Die Welt der Kultur ist viel zu komplex und vielfältig, um sich in administrative Organisationsstrukturen einzufügen. Dank der Kommunikationsrevolution arbeiten Künstler, Kulturnetzwerke und zivilgesellschaftliche Organisationen im kulturellen Sektor international zusammen. Sie funktionieren nicht wie ein großes Orchester, das sich beliebig dirigieren lässt, sondern eher wie Moleküle, die willkürlich in unserer Atmosphäre unterwegs sind und sich gleichzeitig in immer neuen Strukturen arrangieren.

Kulturinstitute haben sich an diese neue Welt der Kulturzusammenar-

beit angepasst. Im globalen Kulturdialog steht Partizipation stärker im Vordergrund als Repräsentation. Außerdem fungieren Kulturinstitute nicht nur als Sprungbrett für den internationalen Kulturaustausch von Künstlern und Kreativen, sondern betrachten es mittlerweile als Teil ihres Auftrags, sich in der Kulturdiplomatie zu engagieren. Die Programme europäischer Kulturinstitute reflektieren immer häufiger die politischen und sozialen Entwicklungen zwischen verschiedenen Ländern und ihren Bewohnern.

Viele Kulturinstitute engagieren sich bereits für den interkulturellen und interreligiösen Dialog. Meiner Ansicht nach ist es höchste Zeit für die europäischen Kulturinstitute im Netzwerk EUNIC, sich den Herausforderungen gemeinsam zu stellen: Wir müssen umschalten und unseren Worten Taten folgen lassen. Die Beschlüsse der letzten EUNIC-Vollversammlung in Brüssel Ende 2011 weisen in die richtige Richtung. Wir müssen uns jedoch schneller und entschlossener bewegen und unser erstes Flaggship-Projekt in diesem Kontext umsetzen, das wir bereits seit dem Sommer 2011 diskutieren.

Wir müssen uns einige grundlegende Fragen stellen:

- Wohin wollen wir – sprich: Was sind unsere Ziele?
- Wo setzen wir an und wie verteilen wir die Arbeit auf die unterschiedlich großen EUNIC-Mitgliedsstaaten, die mit unterschiedlichen Budgets ausgestattet sind?
- Wie erzielen wir die gewünschten Ergebnisse?

Durch ihre strukturelle Unabhängigkeit von politischen Institutionen – auch auf Europaebene – können die Kulturin-

stitute und Mitglieder von EUNIC freier agieren und die Rolle der EU sowie der Botschaften und Handelsvertretungen der einzelnen Staaten als Ort der Begegnung für die Zivilgesellschaft und als Kooperationsplattform erfolgreich ergänzen. Darüber hinaus sind ihre kulturellen Aktivitäten in den jeweiligen Gastländern oft sehr viel stärker wahrnehmbar als die Arbeit anderer offizieller Auslandsvertretungen.

Interkultureller und interreligiöser Dialog sowie eine interkulturelle und interreligiöse Kooperation sind jedoch keine leichten Unterfangen. Wir alle haben bereits die Komplexität von Kultur erfahren, die sehr viel Potenzial, aber auch einige Risiken in sich birgt. Für sich genommen ist Kultur kein allgemeingültiger Wertbegriff und kann sogar zu Konflikten führen. Interkulturelle Beziehungen konfrontieren uns stets auf Neue mit dem janusköpfigen Charakter der Kultur.

Eine Konfrontation verschiedener Kulturen entsteht jedoch stets, wenn unterschiedliche Vorstellungen aufeinanderprallen – und aus genau jenem Konflikt kann wieder Kreativität und somit Kultur entstehen. Um Vielfalt zu einen, brauchen wir Kreativität und Kultur. Vielfalt – ob nun ethnisch, religiös, kulturell oder sprachlich – ist in unseren Gesellschaften eine Realität oder vielmehr mittlerweile der Kern unserer europäischen Identität. Unser gemeinsames Motto „in Vielfalt geeint“, das für uns stets höchste Priorität haben sollte, drückt dies aus.

Angemessene Erwartungen sind jedoch in diesem Zusammenhang sehr wichtig. Wir werden weder Demokratie noch Menschenrechte herbeiführen oder Konflikte lösen, indem wir einfach nur kreative Köpfe zusammenbringen. Wir können kei-

ne Feuerwehr ersetzen. Ganz gleich, was wir auch tun – es wird immer ein Tropfen auf dem heißen Stein sein. Aber wir wissen auch: Steter Tropfen höhlt den Stein! Kulturinstitute können vielleicht keine Konflikte lösen. Sie können jedoch mit mutigen und nachdenklich stimmenden Programmen den Boden bereiten und bestellen, um stereotype Vorstellungen und Vorurteile aufzubrechen, damit in den jeweiligen Gesellschaften sensible Themen in Diskussionen aufgegriffen werden können.

Kulturinstitute müssen an Toleranz und gegenseitigen Respekt appellieren, während sie versuchen, eine treibende Kraft bei der Förderung und Wahrung von Vielfalt zu sein. Gleichzeitig müssen wir sicherstellen, dass unsere Aktivitäten auf einem gegenseitigen respektvollen Umgang mit unseren globalen Partnern fußen. Wir müssen alles vermeiden, was als Neokolonialismus, Demonstration von Überlegenheit oder oberlehrerhaftes Verhalten interpretiert werden könnte.

Wir sollten uns an eine breite Zielgruppe wenden und die Bürger und die Zivilgesellschaft einbinden, statt mit Eliten zu kooperieren, die häufig zu Teilen ihrer eigenen Gesellschaft keinerlei Verbindung haben. Aus diesem Grund wird es zunehmend wichtiger, unsere Arbeit sichtbar zu gestalten und dafür zu sorgen, dass die erfolgreiche Arbeit der Kulturinstitute in den Massenmedien sehr präsent ist.

Wo setzen wir an und wie verteilen wir die Arbeit auf die unterschiedlich großen EUNIC-Mitgliedsstaaten, die mit unterschiedlichen Budgets ausgestattet sind?

Da wir unmittelbar von den Entwicklungen in unseren Nachbarstaaten betroffen sind, ist es sinnvoll, das erste geplante Flagship-Projekt genau dort anzusiedeln. Die sozioökonomischen Unterschiede zwi-

schen uns und unseren Nachbarn im Süden und Osten haben sicherlich ein gewisses Konfliktpotenzial, insbesondere wenn wir die große Chance verpassen, die sich durch den Arabischen Frühling bietet. Wir stehen vor einer doppelten Herausforderung: Zunächst müssen wir einen nachhaltigen Dialog mit den neuen Regierungen aufbauen. Und an zweiter Stelle können wir im Rahmen eines solchen Dialogs unsere Erfahrung bei der Gestaltung friedlicher Gesellschaften durch die Zusammenarbeit zwischen Regierungen und der Zivilgesellschaft einbringen. Dabei müssen wir die Unterschiede zwischen einzelnen Ländern und Gesellschaften sorgfältig beachten. Es gibt keine Kooperation nach „einheitlichem Rezept“.

Zur fehlenden Kooperationsbereitschaft gleichberechtigter Partner können wir auf einige Lektionen der jüngsten Geschichte verweisen, beispielsweise auf die ausgesprochen interessante Präsentation Polens über den Weg des Landes zur Demokratie und zur EU-Mitgliedschaft.

Zu Beginn sollten wir in einer klar strukturierten Roadmap die gemeinsamen Schritte aufzeichnen und uns mit den entsprechenden Tools ausstatten. Wir benötigen vor allem sehr viel interkulturelle Kompetenz und professionelle Empathie (auch durch speziell ausgebildete Mediatoren) sowie die Bereitschaft aller Beteiligten, bestehende Trennlinien zu überwinden. Wir müssen insbesondere

„Wir werden weder Demokratie noch Menschenrechte herbeiführen oder Konflikte lösen, indem wir einfach nur kreative Köpfe zusammenbringen.“

gewährleisten, dass wir mit unseren Partnern auf Augenhöhe arbeiten.

Da sich die Mitglieder von EUNIC in ihren Organisationsstrukturen, Budgets und ihrer Personalausstattung sehr stark voneinander unterscheiden, müssen wir unsere gemeinsamen Aufgaben so gestalten, dass sie unterschiedliche Formen der Partizipation ermöglichen. Ein Maximum an Partizipation ist der Ausgrenzung einzelner Mitglieder in jedem Fall vorzuziehen, so lange es eine eindeutige Verpflichtung gibt, einen angemessenen Beitrag zu leisten – und sei es als Sachleistung. Wir sind außerdem sehr viel stärker, wenn wir gemeinsam vorgehen.

Ruhig dasitzen und zuhören

In einem Konflikt erfordert es nicht nur Mut, sich zu erheben und das Wort zu ergreifen, sondern auch, ruhig dazusitzen und zuzuhören, wie es Winston Churchill einst formulierte. Insbesondere Letzteres ist für einen erfolgreichen Dialog unabdingbar. Und der Dialog ist nach wie vor der einzige Weg, auf dem wir alle sicher ans Ziel gelangen. Ich glaube fest an die Förderung des Dialogs über alle Gesellschaftsschichten hinweg als machtvolles Instrument zur Lösung und Prävention von Konflikten, das sensibilisiert, gegenseitiges Verständnis fördert und negative Rollenklischees und Feindseligkeit bekämpft.

Ich möchte in diesem Zusammenhang die Verpflichtung Österreichs zum Dialog der Kulturen und Religionen hervorheben. Österreich und insbesondere Wien können auf eine lange Tradition als Drehkreuz des nationalen und internationalen Dialogs und Austauschs blicken. Bereits in

den 1980er Jahren riefen wir verschiedene Initiativen ins Leben – beispielsweise einen regelmäßig stattfindenden christlich-islamischen Dialog. Der Dialog der Kulturen sollte auf einer allgemeinen Umsetzung von Menschenrechten und Grundfreiheiten beruhen. Diese Rechte zu respektieren, ist eine Grundvoraussetzung für eine friedliche und von Vielfalt geprägte Gesellschaft. Aus diesem Grund ist es von höchster Bedeutung, den interreligiösen und interkulturellen Dialog auch im Kontext einer erfolgreichen Integration von Minderheiten zum Wohle der Allgemeinheit zu betrachten. Schließlich ist die Integration eine – wenn nicht die dringlichste – Frage unserer Gesellschaften in einem sich wandelnden Europa.

Migration und Integration werden übrigens ein Leitmotiv des 5. UNAOC-Jahresforums sein, das im Frühjahr 2013 in Wien stattfinden wird. Ich möchte meiner Hoffnung Ausdruck verleihen, dass EUNIC als Organisation nicht nur an dieser UNAOC-Veranstaltung teilnehmen wird, sondern auch erste Ergebnisse der Aktivitäten zur Förderung des Dialogs der Kulturen präsentieren kann.

Das Gefühl, als Migranten in einem fremden Land anzukommen und linguistische und kulturelle Barrieren zu erleben oder einfach nur in einer Gesellschaft als Minderheit wahrgenommen zu werden – all dies führt zu Unsicherheiten und im schlimmsten Fall zu Marginalisierung und zu Aggressionen. Diese Erfahrung haben Migranten mit allen anderen Minderheiten gemeinsam – ganz gleich, welcher Religion oder Kultur sie angehören.

Bei der Förderung des Kulturdialogs sollte ein besonderes Augenmerk auf die Entwicklung und Unterstützung von Frauen und jungen Menschen gerichtet

werden. Im Rahmen unserer verschiedenen nationalen und internationalen Aktivitäten organisieren wir derzeit ein Seminar für in Österreich lebende Frauen türkischer Herkunft, die später in ihren Communities Dialogberaterinnen beziehungsweise Mentorinnen werden. Behandelt werden vor allem Genderfragen, Bildung und Erziehung, Migration und Medien. Mit unserem Seminar möchten wir Brückenbauerinnen gewinnen, die in ihren eigenen Communities aktiv sind und sich für die Interaktion verschiedener Communities engagieren und ein nachhaltiges Netzwerk von Frauen aufbauen, die sich mit dem Kulturdialog befassen. Dieses Konzept lässt sich problemlos auf eine internationale Ebene übertragen.

Somit liegt für mich die Zukunft der Kulturinstitute darin, mit unseren Nachbarn den konstruktiven Dialog aufzunehmen – sowohl international über alle Gesellschaftsschichten hinweg als auch mit den Migranten in unserer jeweiligen Gesellschaft in Europa. Während wir weltweit die erfolgreiche Zusammenarbeit unserer EUNIC-Cluster im Rahmen gemeinsamer Kulturaktivitäten fortsetzen, müssen wir uns gleichzeitig der neuen Herausforderung für die Kulturdiplomatie stellen, ihren Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens, zur Konfliktprävention und zur Konfliktnachsorge durch Dialogbemühungen zwischen verschiedenen Kulturen und Religionen zu leisten.

Es ist eine erhabene und gleichzeitig schwierige Aufgabe. Es handelt sich um ein langfristig angelegtes Projekt, das leider oft nur wenige unmittelbare Ergebnisse liefert. Die Wirkungsweise dieses Projekts ist in der Regel nur schwer messbar und besteht häufig in der Abwesenheit von Konflikten und Krieg. Dies sollte je-

doch niemanden davon abhalten, sich voll und ganz für dieses Projekt einzusetzen.

Auf der Grundlage der EUNIC-Leitlinien müssen wir weiter an unseren Flagship-Projekten arbeiten, um Austausch und Kooperation der Menschen im Bereich Kultur spürbar voranzubringen und Toleranz und gegenseitigen Respekt zu fördern oder, kurz gesagt, den Gedanken Europas zu fördern: Einheit in der Vielfalt und Vielfalt in der Einheit.

Martin Eichinger leitet die Kulturpolitische Sektion im Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten in Österreich. Stationen seiner diplomatischen Karriere waren Mexiko und Washington, D.C. Von 2007 bis 2010 war er österreichischer Botschafter in Rumänien sowie in der Republik Moldau.

Feld des Friedens Vom Zeitalter der Aufklärung bis zum Arabischen Frühling hat es lange gedauert, das Mittelmeer zu überqueren. Endlich kann Europa der arabischen Küste die Schätze der Weisheit, Philosophie und Wissenschaft zurückgeben, die diese einst uns gegeben hat. *Von Luciano Rispoli*



Der Wind der Freiheit, der über die Menschen der arabischen Welt bläst, ist zunächst einmal ein Wind der Kultur. Für die Freiheit, die verschiedenen Herangehensweisen an Demokratie, den Prozess ihrer Einforderung selbst, sind Kulturen wesentlich. Diese Kulturen wirkten zusammen und kennzeichneten den Moment der Revolte der arabischen Völker. Wenn die Araber ihre Freiheiten und vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten erringen – von einem symbolischen Opfer in Tunis bis zu einem blutigen Kampf für Freiheit in Syrien, nicht zu vergessen einem Krieg in Libyen –, so zehren sie auch alle umso mehr von der europäischen Erfahrung von Freiheit und Frieden sowie von demokratischen, wenn auch manchmal widersprüchlichen Dialogen. Vom Zeitalter

der Aufklärung bis zur „arabischen Straße“ hat es lange gedauert, das Mittelmeer zu überqueren. Endlich kann Europa der arabischen Küste die Schätze der Weisheit, Philosophie und Wissenschaft zurückgeben, die diese uns einst gegeben hat.

Europa schaut nun anders auf die arabische Welt. Endlich ist die Zeit gekommen, um zu verstehen, was diese ablehnt. Und was vielleicht einen zu dominierenden Platz in unseren Gesellschaften einnimmt: absolute Macht, die Dominanz des Geldes, die Vorherrschaft einer Kaste über die andere, der Entzug von Kultur und ihre Privatisierung zum alleinigen Zweck, Geld zu verdienen.

Es ist nicht so, dass Handel an und für sich Schaden anrichtet. Denn er sorgt auch für soziale Standards. Er wird gefährlich, sobald er monopolisiert und die Köpfe kolonialisiert. Denn in allen Kulturen ist Uniformität ein Killer.

In Europa regiert heute eine einzige Kultur alle anderen: Ergebnisse, Niederlage und Vergeblichkeit sind jedoch äußerst fruchtbar. In der Niederlage manifestiert sich das Recht, anders zu sein, in der Kunst das Recht, unnötig zu sein. Heute erfährt und betrachtet man Kultur nur als ein Vehikel. Ein Mittel zum Zweck. Als Thema verschwindet sie aus den offiziellen Diskursen und Programmen. Sie muss heute auch Entwicklungen anstoßen. Außerdem Projekte, Wachstum, Harmoni-

sierung, um nicht zu sagen Harmonie, und sie muss letztlich, um finanziert zu werden, auch zu Ergebnissen führen.

Die Kultur, eine Geisel der kollektiven Sicherheit, soll neu gruppieren und dazu verleiten, etwas „zusammen zu tun“. Kultur, eine Geisel der Wirtschaft, soll den Interessen des Profits dienen. Kultur, eine Geisel des Krieges, soll durch politische Verfügungen zur Prävention und Lösung von Konflikten beitragen.

Nehmen wir einmal an, dass die Zeit der Kunst für die Kunst vorbei ist, auch jene der Kultur für die Kultur. Nichtsdestotrotz ist die Tatsache, dass die Politik Kultur als ein Instrument betrachtet, ein Bekenntnis zur zentralen Bedeutung dieses sozialen Mediums.

Obwohl die Freiheit über die arabische Welt bläst, während den Ökonomien in Europa die Puste ausgeht, obwohl soziale Standards über den Haufen geworfen und von der Wirklichkeit neu erfunden werden, beweist die Kultur mit ihrer Kreativität ohne vorgefasste Ideen, die keinen endgültigen Zweck verfolgt, als einfach nur zu existieren, ihre essentielle Bedeutung. Kultur als soziales Bindeglied, als kollektives Projekt, das gemeinsame Normen teilt, bereichert durch Veränderungen und konstante Weiterentwicklungen.

Es gibt Kultur und Kulturen. Beide überkreuzen sich und fordern einander endlos heraus. Kulturen, „Mörderische Identitäten“, um den Titel eines berühmten Essays des libanesisch-französischen Schriftstellers Amin Maalouf zu borgen, verschwinden hinter der Kultur, die den Raum des Wortes oder des Schweigens bereitet und gestaltet und dabei den Gläubigen erlaubt, ihre Meinungen zu ändern, und den Ungläubigen, alles anzubeten, was ihnen gefällt.

Kultur, ein Feld des Friedens, besteht

aus Werten oder Erfahrungen, von denen wir Europäer gerne sähen, dass sie auf der ganzen Welt geteilt werden. Kultur als beruhigender Faktor bürgt für individuelle und kollektive Freiheiten, für die Sicherheit, dass der jeweils andere sein Recht auf Andersartigkeit behält. In dieser Hinsicht ist Kultur jenseits ihrer kulturellen Aktionen, die für Ereignisse und Erfahrungen werben sollen, grundsätzlich universal.

Werben mit der Erfahrung der Pluralität

EUNIC ist eine Vereinigung, die die Hauptquartiere der nationalen Kulturinstitute der Mitgliedstaaten der Europäischen Union zusammenbringt. Sie verfolgt ein ehrgeiziges Ziel: mit Kultur für die europäische Erfahrung zu werben. Die Erfahrung, Jahrhunderten von Kriegen ein Ende gesetzt zu haben; die Erfahrung, Dialog und die Bündelung von Wissen zu fördern; die Erfahrung von Pluralität, die Erfahrung individueller Rechte und unabdingbarer kollektiver Solidarität im Zusammenleben. Manchmal schließlich die Erfahrung einer gelegentlichen Niederlage, aber vor allem des Willens, etwas Gemeinsames aufzubauen, während unsere Schicksale unauflösbar miteinander verbunden sind.

Deshalb verfolgt EUNIC fünf wesentliche Zielrichtungen, wiedergegeben und umgesetzt durch etwa 80 weltweit vorhandene Cluster:

1. Sich mit der Zivilgesellschaft zu beraten – mithilfe der betroffenen Cluster aus den größten Ländern der arabischen Welt –, um den Austausch von Ideen zu verschiedenen Themen wie Medien, Kulturakteure und ihre Crosstrainings, Netzwerkaktivi-

täten kultureller Räume und schließlich das Entstehen gesetzlicher Normen, die Kulturschaffende schützen sollen, anzuregen. EUNIC nähert sich der MENA-Region (Nahost und Nordafrika) in dem vollen Bewusstsein, dass unsere Völker bereits interagieren und miteinander leben. Diese friedliche Koexistenz ist von existenzieller Bedeutung, obwohl Extremisten von beiden Seiten versuchen, sie zu zerstören. Politischer und/oder religiöser Extremismus ist der Feind der Kultur.

2. Einen Dialog mit China zu führen, einer großen Kulturmacht und einem Austauschpartner auf allen Gebieten, die mit Kultur verbunden sind – von der Herstellung bis zur Koproduktion, vom Marketing bis zum Vertrieb, vom wechselseitigen Einfluss bis zur gemeinsamen Entdeckung. EUNIC und China veranstalten 2013 ihren fünften interkulturellen Dialog. Das Hauptthema dieses Dialogs lautet „Kulturelle Aktivitäten und urbane Entwicklung“ und die Unterthemen sind:

- der Schutz und die Erforschung lokaler kultureller Ressourcen und die Entwicklung kultureller Marken für Städte;
- die Rolle der Kultur für eine nachhaltige urbane Entwicklung;
- Kreativindustrien und (zeitgenössische) Kunsterziehung;
- Gemeinschaftskultur und urbane Vitalität.

Neben diesen Dialogen zwischen europäischen und chinesischen Experten und Künstlern tragen auch einige Workshops zu einem besseren Verständnis zwischen unseren verschiedenen und wertvollen Erfahrungen in Europa und in China bei.

3. EUNIC möchte die ökologische Kultur

als einen neuen sozialen Standard transportieren und dabei sowohl Entwicklung als auch Wohlergehen fördern.

4. Kulturelle Aktivität soll mit dem Begriff des Wachstums verbunden werden – im ökonomischen Sinn. Kultur muss als ein durch und durch wirtschaftlicher Sektor verstanden werden und die volle Aufmerksamkeit der Staaten und öffentlichen Behörden auf sich ziehen, national, europäisch und global. Dieser Teil der Wirtschaft, der spezifischen Bestimmungen unterworfen ist und mehr als jeder andere geschützt werden muss, schafft Wohlstand, Beschäftigung und neue Lebensbedingungen.

5. EUNIC strebt schließlich an, Kultur als mächtiges Mittel zu fördern, Konflikte zu vermeiden und sich an deren Lösung zu beteiligen.

Bei diesem fünften Ziel, das EUNIC erreichen will, werden auch viele Erwartungen an die EU gestellt. EUNIC fordert eine bessere, strukturiertere und nachhaltigere Zusammenarbeit mit der Kommission und dem Auswärtigen Dienst. Unser Netzwerk steht wesentlich für die Idee, Beziehungen durch den Dialog mit den Partnern zu verbessern, und wir setzen diese um durch Veranstaltungen, Konferenzen, Koproduktionen und kulturelle Verbreitung, die auf ein größeres Verständnis abzielen. Auch die EU-Delegationen schätzen die Zusammenarbeit mit EUNIC.

Heute fällt die Bewertung von EUNIC verhältnismäßig positiv aus: Die europäischen Kulturen sind in der Welt sichtbar. Und die EU hält ein mächtiges Werkzeug in Händen – EUNIC –, um die kulturelle Sichtbarkeit Europas zu fördern und zu zeigen, dass sie nicht nur eine technische,

politische oder wirtschaftliche Verwaltung ist, sondern auch, und wir würden sagen hauptsächlich, eine fantastische kulturelle Erfahrung. Die vereinten Bemühungen der Nationalinstitute mit den Clustern sichern eine klare Sichtbarkeit Europas und erweitern damit Europas technokratisches oder streng wirtschaftliches Image. Kulturdiplomatie gibt es wirklich, sie ist keine Erfindung. Sie wird getragen von den kulturellen Aktivitäten der Mitgliedsstaaten.

Mehr und mehr wird sie auch getragen von den EUNIC-Clustern „Zusammen (etwas) tun“ und „Unser gemeinsames Erbe zusammen verteidigen“. EUNIC überbringt schließlich mit seinen 80 Clustern in der ganzen Welt, die Hunderte von Aktivitäten durchführen und damit Millionen von Bürgern auf allen fünf Kontinenten erreichen, eine klare Botschaft: In Europa geht es um die Hoffnung, zusammen zu sein, unsere Unterschiede zu respektieren und diese in eine starke, stabile und nachhaltige Macht zu verwandeln; eine friedliche Macht.

Die Mitglieder der EU haben seit Beginn dieses Abenteuers keine Kämpfe und Kriege mehr erlebt. Viel ist schon getan worden, und wir müssen in jedem Fall den Gründern der EU sehr dankbar sein. Aber es muss noch mehr getan werden, vor allem auf dem Gebiet der Kultur. Ein sichtbares Wirtschaftsprogramm muss gestartet werden, um die kulturellen Aktivitäten der EU im Ausland zu unterstützen. Die EU, die nicht mit den Nationalkulturen und der einheimischen Kulturpolitik verwechselt werden darf, muss als mächtige Institution Frieden, Stabilität, Entwicklung und Wohlergehen fördern, indem sie kulturelle Aktivitäten unterstützt.

Man sagt uns, Kultur sei teuer. Deshalb bittet man uns, sie durch ihren Nutzen zu rechtfertigen. Die EU hat auf diesem Feld

eine wichtige Rolle zu übernehmen: die Idee umzusetzen, dass über Kultur nicht verhandelt werden darf. Obwohl die Mitgliedsstaaten nicht ins Auge fassen, einheimische Kulturpolitik an die EU zu delegieren, gibt es ein starkes Bedürfnis nach einer „Kulturpolitik der EU“. Dies bedeutet, dass wir eine klare Vorstellung von den europäischen Erfahrungen haben, für die wir im Ausland werben wollen, aber auch, dass wir dafür Profis haben sowie eine nachhaltige finanzielle Förderung.

Wenn wir unsere Erfolge nicht durch Kultur verbreiten, bereiten wir den Weg für mögliche Kriege, ethnische und soziale Kämpfe und am Ende den Verlust des Vorteils von 60 Jahren gemeinsamer Anstrengungen.

Können wir uns auch nur für eine Sekunde wirklich eine Welt ohne Kultur vorstellen? Das heißt ohne Worte, ohne Musik, ohne Gemälde, ohne Skulpturen, ohne Theater, ohne Literatur, ohne Geschichten, ohne Unterhaltung? In anderen Worten, ohne etwas, das wir gemeinsam haben? Können wir uns dieses Europa ernsthaft vorstellen, das nicht Kultur durch Kulturen fördert? Kultur schützt vor dem schlimmsten Feind, der in uns liegt. Sie sorgt für Wirtschaftswachstum und lässt uns vor dem Schlimmsten zurückschrecken. Sie hält uns, also halten wir uns an ihr fest. Sie macht uns, baut uns auf; im Gegenzug gestalten wir sie, Tag für Tag.

Luciano Rispoli arbeitete zwölf Jahre lang für die France Télévisions-Gruppe, wo er Leiter für die MENA-Region war. Anschließend war er vier Jahre in der Türkei auf Posten als Medienattaché für die Türkei, Zentralasien und die Kaukasusregion. Im November 2011 kam er zu EUNIC und arbeitete bis Frühjahr 2012 als Leiter des ständigen Sekretariats von EUNIC Global.

Nahrung für die Seele In Südsudan sind nach jahrzehntelangem Bürgerkrieg Armut und Hunger verbreitet. Immer wieder flammen lokale Kämpfe auf. Die Analphabetenrate im jüngsten Staat der Welt liegt bei über 80 Prozent. Welche Rolle kann Kultur in so einem Kontext spielen? Ruth Ur führt ein Gespräch mit Jok Madut Jok, Unterstaatssekretär im Kulturministerium der Republik Südsudan.



Ruth Ur: *Die Unabhängigkeitserklärung des Südsudan vom 9. Juli 2011 liegt nun über ein Jahr zurück. Die Welt schaute damals erstaunt und gespannt zu, wie das jüngste Land der Welt geboren wurde und nach beinahe 50 Jahren Krieg ein neuer Optimismus aufkam. Aber dieses erste Jahr ist nicht einfach gewesen; sowohl an der Grenze als auch zwischen Stämmen brachen Konflikte aus, und der Abbruch der Beziehungen mit dem Norden führte zu drastischen Sparmaßnahmen, die von der Regierung in der Hauptstadt Juba angeordnet wurden. Worin sehen Sie den Beitrag der Kultur zur Staatsbildung in diesen schwierigen Zeiten?*

Jok Madut Jok: Ich denke, wenn ein neues Land Infrastruktur braucht, wenn es soziale Dienste anbietet und fähig sein

muss, seine Bürger mit Nahrung zu versorgen, dann ist es genauso wichtig, die eigenen Kulturen zu feiern und die Künste zu fördern, damit es auch Nahrung für die Seele gibt. Nahrung für die Seele ist sogar noch wichtiger unter Umständen wie diesen, in einer miserablen wirtschaftlichen Lage. Wenn wir davon ausgehen, dass Nationalgefühl und Stolz der Bürger auf ihr neues Land dann entstehen, wenn dieses Land in der Lage ist, ihnen Dienstleistungen zur Verfügung zu stellen, dann sollten wir auch davon ausgehen können, dass bei Sparmaßnahmen, wenn das Land also keine Dienstleistungen zur Verfügung stellen kann, Programme, die den Bürgern ein Gefühl des Stolzes vermitteln und stärker an die Politik binden sollen, wichtiger sind denn je. Das heißt also, wenn wir unseren Menschen keine Dienstleistungen anbieten können, sollten wir ihnen zumindest Unterhaltung bieten, ihre kulturellen Bräuche und Werte schützen sowie ihre Möglichkeiten sichern, ihre Talente zu verfeinern, alles im Interesse des Aufbaus einer kollektiven nationalen Identität.

Ruth Ur: *Wenn man die Vorstellung von Kultur als Unterhaltung einmal beiseite lässt, wie bringen Sie den Bedarf, eine kollektive nationale Identität herauszubilden, in Einklang mit dem Potenzial der Kultur, Fragen zu stellen (statt Antworten zu su-*

chen) sowie ein Mittel zu sein, um mit den Traumata durch Krieg und ungelöste Konflikte umzugehen?

Jok Madut Jok: Tatsächlich erfüllt Kultur über den Erhalt und die Feier von Traditionen hinaus unzählige Funktionen. Als ein Land, das eher durch die Opposition zum Nordsudan und durch das allgemeine Ziel der Befreiung geeint war als durch ein Gefühl für die historische Einheit all dieser Menschen, ist der Südsudan immer davon ausgegangen, dass ein gemeinsames Ziel beim Erlangen der Unabhängigkeit die Grundlage für die Nation bilden würde. Als jedoch die Unabhängigkeit erreicht war, zeigte sich, dass das Land wenig mehr darstellte als eine bloße geografische Einheit – mit über 70 ethnischen Gruppen, die sich gegenseitig als unterschiedlich wahrnehmen. Es bestand Bedarf nach einer konzertierten Anstrengung, um nationale Einheit und nationale Identität zu erlangen, und der offensichtlichste Weg dorthin war eine gleichberechtigte Darstellung, eine Feier und Förderung der Kulturen im Land, um auf kulturellen Gemeinsamkeiten aufzubauen und herauszustellen, dass kulturelle Vielfalt ein Gut ist, keine Verpflichtung, wie sich dies in vielen anderen afrikanischen Ländern gezeigt hat.

Ruth Ur: *Lassen Sie uns auf die Frage nach der südsudanesischen Kultur zurückkommen. Existiert eine solche tatsächlich, die sich vom abgetrennten Norden oder von benachbarten Ländern unterscheidet? Und wie trägt Ihre Arbeit im Kulturministerium zu einer positiven Identität für den Südsudan bei, die sich nicht einfach nur über die Opposition zum Norden definiert?*

Jok Madut Jok: In der Tat können sich Kulturen nicht völlig voneinander unter-

scheiden, ganz egal, wie groß die Entfernung zwischen den Menschen ist oder welche Geschichte bitterer Konflikte sie hinter sich haben. Vielmehr erlebt man, dass Kulturen sich gegenseitig beeinflussen. Die Entfernung oder Nähe zwischen Kulturen ist also nicht das, worauf es ankommt. Was südsudanesischen Bräuche einzigartig macht, ist die Tatsache, dass diese innerhalb dieses Territoriums gepflegt werden. So lange das Land ihnen allen auf der nationalen Bühne die gleichen Zugangsmöglichkeiten bietet, bilden sie alle unterschiedliche Komponenten der „südsudanesischen Kultur“. Ob eine kulturelle Praxis ursprünglich aus dem Südsudan stammt oder von irgendwo anders geliehen wurde – solange sie im Südsudan praktiziert wird und die Menschen, die sie ausüben, sie für wertvoll und für einen wichtigen Aspekt ihrer Identität halten, wird sich niemand dagegen aussprechen, sie wird vielmehr gefördert werden. Es ist auch nicht zu leugnen, dass zwischen den verschiedenen südsudanesischen ethnischen Nationalitäten mehr Ähnlichkeiten existieren als zwischen jeder einzelnen ethnischen Gruppe und ihren benachbarten Gruppen jenseits der Grenze. Die Arbeit des Kulturministeriums besteht darin, nationale Symbole zu schaffen, wesentliche verbindende Gepflogenheiten, mit denen sich die Bürger identifizieren können, Gemeinsamkeiten zwischen ethnischen Gruppen zu fördern, um damit auf eine nationale Identität hinzuarbeiten, in der sich jeder Bürger eingebunden fühlt, während er oder sie der eigenen ethnischen Gruppe treu bleibt.

Ruth Ur: *Der Südsudan ist so groß wie die iberische Halbinsel und es gibt dort über 70 ethnische Gruppen und Sprachen. Machen*

also die Konzepte eines Nationalstaats und einer nationalen Identität wirklich Sinn, oder ist es einfach ein koloniales Paradigma, das man einer Stammesgesellschaft aufzwingt?

Jok Madut Jok: Obwohl einige Gemeinschaften auf dem Territorium des heutigen Südsudan Königreiche aus Stämmen bildeten, war das Konzept eines Nationalstaats mit einer zentralen Autorität den meisten ethnischen Gemeinschaften im Südsudan – historisch gesehen – zweifellos fremd. Der Begriff des Nationalstaats wurde von den europäischen Großmächten eingeführt, die im Zuge ihrer Aufteilung des afrikanischen Kontinents „den Sudan“ aus einem Amalgam ethnischer Gruppen schufen. Aber die Idee des Nationalstaats wird weiterbestehen. Für einen souveränen Staat ist es notwendig, dass seine Führung politische Einheit, sozialen Zusammenhalt sowie Stabilität und Wohlstand herbeiführt. Da der Staat nun Realität ist und die die Menschen dort miteinander leben müssen, ist es äußerst wichtig, Symbole zu finden, die die Menschen zu einer Nation vereinen. Der Trick besteht darin, dass die politische Führung als Komponenten der Identität des Landes Symbole wählt, durch die sich jeder Bürger repräsentiert fühlt, und das bedeutet Integration und gleichwertige Repräsentation. Wir müssen uns

„Der Begriff des Nationalstaats wurde von den europäischen Großmächten eingeführt, die im Zuge ihrer Aufteilung des afrikanischen Kontinents ‚den Sudan‘ aus einem Amalgam ethnischer Gruppen schufen.“

unserer eigenen Vergangenheit bewusst sein. Einer der wichtigsten Faktoren für die Entscheidung des Südsudans, sich vom Sudan abzutrennen, war das Gefühl, von den Symbolen der kulturellen Identität des Landes ausgeschlossen zu sein sowie die Bevorzugung der arabisch-islamischen Identität.

Ruth Ur: *Trotz bedeutender Ölreserven sowie anderer natürlicher Ressourcen ist der Südsudan nach wie vor eine der am wenigsten entwickelten Regionen der Welt. Was könnte in Hinblick auf das ökonomische Potenzial von Kultur ein zentraler Bereich für Wachstum sein und wie könnte dieser genutzt werden, um Wohlstand zu schaffen?*

Jok Madut Jok: Zunächst einmal ist uns völlig bewusst, dass Öl eine endliche Ressource darstellt und dass die Diversifizierung unserer Wirtschaft nicht nur notwendig ist, sondern eine Voraussetzung für das Überleben. Gerade werden alle möglichen Einkommensquellen erforscht, sowohl vom Staat als auch von Individuen und Gemeinschaften. Zweitens produzieren die Südsudanesen – wie der Rest von Schwarzafrika – eine vielfältige Handwerks- und Gebrauchskunst. Viele Produkte, von Töpferwaren und geflochtenen Körben über landwirtschaftliche Geräte bis hin zu Kriegsobjekten und religiösen oder spirituellen Gegenständen, werden nicht um der „Kunst“ willen produziert, sondern stattdessen kunstvoll hergestellt für den täglichen Gebrauch. Abgesehen davon, dass sie für das tägliche Leben praktischen Wert haben, sind sie auch wertvolle Handelsware, die möglicherweise für touristische Märkte und den Austausch zwischen Stämmen genutzt werden kann. Leider ist viel

von dieser traditionellen Handwerkskunst durch den globalen Markt bedroht, insbesondere durch Plastik und Aluminium aus Asien. Das Ministerium ist der Ansicht, dass diese Handwerkskunst, wenn sie als Teil des südsudanesischen Erbes geschützt wird, nicht nur eine einzigartige Kultur am Leben erhält, sondern ihren Herstellern auch ein Einkommen verschafft. Wir müssen daran erinnert werden, dass wir ihnen vielleicht nicht den Wert zuschreiben, den sie tatsächlich für uns haben – bis es sie irgendwann nicht mehr gibt. Dann wäre es extrem schwer, diese Kultur wiederzubeleben. Um die Gefahr eines Verlustes zu verringern, sind wir jetzt dabei, von jedem einzelnen Stück eines jeden Stammes Proben zu sammeln und diese für eine Wanderausstellung zusammenzustellen. Diese wird dann südsudanesischen Gemeinschaften auf eine Art und Weise präsentiert, die Debatten über Kultur und Nation provoziert. Am Ende dieser Wanderausstellung werden wir die Stücke in Museen in Juba, Wau und Malakal zeigen und sie nicht nach Stämmen, sondern nach ihrer Funktion ordnen. Dies wird Gemeinsamkeiten in den Stammestradi-tionen zutage fördern, Dissonanzen verringern, die Toleranz gegenüber Unterschieden erhöhen, das Zusammenleben fördern und schließlich ein Stück weit nationale Einheit demonstrieren.

Ruth Ur: *Was mir in Juba am meisten auffiel, war die Diskrepanz zwischen Talent und Kreativität auf der einen Seite und dem Mangel an grundlegender Infrastruktur für Kultur auf der anderen Seite. Aufgrund überhöhter Mieten ist es schwer, Räume für Proben oder Ausstellungen zu finden. In Anbetracht der vielen Kriegsjahre ist dieser Mangel an Infrastruktur wenig über-*

raschend, aber ich frage mich: Wo fängt man in solch einem schwierigen Kontext an? Vielleicht könnte man die Sache auch anders betrachten: Stellen wir uns vor, wir haben das Jahr 2015 und blicken zurück. Was hätten Sie bis dahin gerne erreicht?

Jok Madut Jok: Es bricht mir jedes Mal das Herz, wenn eine junge talentierte Künstlerin in mein Büro kommt, um mir zu sagen, dass sie ihre Gemälde nicht ausstellen kann, weil es an Galerien oder Kulturzentren mangelt. Oder eine andere Künstlerin, die einen Bereich eines Restaurants mieten will, um ihn in eine Theaterbühne zu verwandeln. Oder ein junger Musiker, der seine Kunst nicht darbieten kann, weil ihm der Ort dafür fehlt. Das Nyakorun-Kulturzentrum in Juba, das einst die einzige südsudanesische Kultur-einrichtung war, wurde vor dem Ende des Krieges an ein privates Unternehmen vermietet und steht Künstlern nicht länger kostenlos zur Verfügung. Der Südsudan kann in dieser Situation sein Potenzial als große Nation nicht ausschöpfen, wenn er seinen Künstlern keine Möglichkeit eröffnet, ihr Talent sowie die Kunst allgemein als Medium des Dialogs zwischen Generationen und ethnischen Gruppen zu fördern und Stereotype zwischen Stämmen zu zerstören, die zu Gewalt aufstacheln. Um möglich zu machen, dass Kunst und Kultur die Sprache des Zusammenhalts bilden, ist es wichtig, dass der Südsudan und seine Entwicklungspartner in die kulturelle Infrastruktur investieren, angefangen mit der Einrichtung eines nationalen Kulturzentrums, eines Zentrums der darstellenden Künste in Juba, das einen kulturellen Dialog sowohl zwischen Stämmen als auch mit den benachbarten Ländern ermöglicht. Im Ministerium für Kultur, Jugend und Sport sind wir davon

überzeugt, dass staatsbildende Projekte – auch wenn sie kein Allheilmittel gegen ethnische Gewalt darstellen – sicherlich sehr wichtige Komponenten einer jeden Bemühung sind, für Stabilität im Land zu sorgen. Eine andere bedeutende Investition, die wir planen, die uns aber aufgrund fehlender Mittel nicht möglich ist, sind Theater in Juba, Malakal und Wau, gefolgt von einem theaterpädagogischen Programm. Denn dies stellt ein wichtiges Vehikel dafür dar, das Zusammenleben, Hygiene und viele andere gesellschaftliche Werte zu fördern, insbesondere, wenn man schon mit Schulkindern anfängt, die dann mit diesen Ideen aufwachsen.

Ruth Ur: *Was sind in einer Nation, in der 51 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze lebt und die Analphabetenrate bei 85 Prozent liegt, Ihre Prioritäten in der Kulturpolitik?*

Jok Madut Jok: Hinsichtlich der grundsätzlichen Voraussetzungen für ein demokratisches Bildungssystem arbeiten wir mit dem Bildungsministerium zusammen. Am wichtigsten sind dabei die Lehrpläne und die Ausbildung der Lehrer, wobei der Schwerpunkt auf dem Unterrichten der Muttersprachen liegt, zumindest in den unteren Klassen. Ein Curriculum sowie Lehrbücher, die die lokale Kultur und Um-

„Es bricht mir jedes Mal das Herz, wenn eine junge talentierte Künstlerin in mein Büro kommt, um mir zu sagen, dass sie ihre Gemälde nicht ausstellen kann, weil es an Galerien oder Kulturzentren mangelt.“

gebung mit einbeziehen, ermutigen Kinder dazu, in der Schule zu bleiben. Das Nächste ist der Schulunterricht in den Künsten inklusive eines Schultheater-Programms, das als Instrument genutzt werden könnte, um Botschaften zu vermitteln – über den Frieden, die Bedeutung der Bildung für Mädchen, die Werte des Zusammenlebens und die gemeinsame Geschichte des Freiheitskampfes.

Ruth Ur: *Kultur ist das wichtigste Instrument, mit dessen Hilfe verschiedene Gruppen, Gesellschaften und Gemeinschaften ihre gemeinsamen Werte, ihren Glauben und ihre Traditionen ausdrücken. Sie kann Menschen verbinden, aber auch zu Trennung und Spannungen führen. Diejenigen unter uns, die im Kulturbereich arbeiten, müssen manchmal daran erinnert werden, dass die Kultur nicht immer für das Gute wirkt! Können Sie etwas darüber sagen, wie Sie die Beziehung zwischen Kultur und Konflikt sehen?*

Jok Madut Jok: Wo immer Kultur für einen Konflikt verantwortlich gemacht wird, ist es leicht zu durchschauen, dass tatsächlich nicht die Kultur diesen verursacht, sondern entweder das Gefühl, von der nationalen Bühne ausgeschlossen zu sein, oder Versuche, eine bestimmte Kultur Vertretern einer anderen Kultur aufzuzwingen. Andererseits ist Kultur im Großen und Ganzen ein sehr wichtiges Vehikel, um das Zusammenleben zu fördern. Es gibt zum Beispiel im Südsudan einige Stämme, die Wrestling als Sport betreiben. Das sind gleichzeitig die Gruppen, die auch miteinander um Ressourcen konkurrieren und sich gegenseitig bekämpfen. In den letzten Jahren haben wir versucht, Wrestling als Nationalsport zu fördern und die Stämme dazu zu brin-

gen, ihren Wettbewerb vom gegenseitigen Erschießen auf das Wrestling zu verlagern. Je mehr es zu dieser „freundlichen“ Interaktion kommt, desto mehr Dialog gibt es auch, desto weniger Stereotype und desto mehr Toleranz.

Ruth Ur: *Eine faszinierende Idee. Ich würde gerne mehr über Ihre Ansichten hören, wie kulturelle Interventionen Stabilität und sozialen Zusammenhalt fördern können. Haben Sie andere überzeugende Beispiele – aus dem Südsudan oder von anderen Orten?*

Jok Madut Jok: Von allen kulturellen Gebräuchen, die ich zwischen verschiedenen Gruppen beobachtet habe, scheint mir die Sprache das kulturelle Element zu sein, das am erfolgreichsten zwischen Menschen vermittelt. Je mehr die Leute über die Sprachen der jeweils anderen wissen, desto weniger feindlich stehen sie sich gegenüber. Wenn der Südsudan in eine Sprachenpolitik investieren würde, durch die, sagen wir, die Sprache eines jeden Stammes als Nationalsprache angesehen würde, gefolgt vom Englischen als der Sprache der Regierung und höheren Bildung sowie einer lingua franca wie das Juba-Arabisch, dann würde das Land daraus wahrscheinlich innerhalb einer Generation vereinter hervorgehen. Ich war auch beeindruckt von dem „Endowment for the Arts“ der Vereinigten Staaten, dessen Slogan lautet: „Große Nationen verdienen große Kunst.“ Die Idee dahinter: Egal, wie vielfältig ein Land auch sein mag – Kultur wäre weniger ein Problem, wenn jeder einzelnen Kultur der gleiche Raum zugestanden würde. Dann würden die Menschen sehen, dass Kultur einen Beitrag leistet zur Buntheit eines Landes.

Ruth Ur: *Das EUNIC-Netzwerk, der*

Dachverband der europäischen Kulturinstitute, ist schon in Juba präsent, und es gibt sogar eine höchst erfolgreiche Europäische Filmwoche, die am Institut Français auf dem Gelände der Universität von Juba stattfindet. Sowohl das British Council als auch das Institut Français haben Büros in Juba, während andere von Zentren in Nairobi oder Khartoum aus operieren. Welche Rollen sollten europäische Kulturorganisationen dabei spielen, Stabilität zu fördern? Oder denken Sie, dass unser Beitrag ein anderer ist? Ich will darauf hinaus: Wo können wir Ihrer Meinung nach angesichts der bestehenden Herausforderungen etwas zum Guten hin verändern?

Jok Madut Jok: Anfangs setzten wir große Hoffnungen auf europäische Kulturorganisationen, sowohl in Hinblick auf die finanzielle Unterstützung als auch die Expertise für die Bewahrung von Kulturgütern, den Austausch, die Ausstellung und die Bewerbung, aber uns ist klar geworden, welche Haushaltskürzungen einige dieser Organisationen erleben mussten. Dies erschwerte es individuellen Vertretungen, alleine große kulturelle Projekte in Entwicklungsländern zu unterstützen. Aber Europa kann immer noch viel im Südsudan erreichen, wenn die Programme zwischen den Vertretungen koordiniert und ausgetauscht werden. Dies würde Doppelungen und eine möglicherweise nur spärliche Verbreitung von Kompe-

„Wo immer Kultur für einen Konflikt verantwortlich gemacht wird, ist es leicht zu durchschauen, dass tatsächlich nicht die Kultur diesen verursacht.“

tenzen verhindern. Unsere Prioritäten sind Schulprogramme für Theater und Kunst sowie ein Kulturzentrum in Juba, um Programme für Kunst und Kultur mit Bildung zu verbinden. Dies würde Kultur erhalten, Frieden stiften, Talente von jungen Jahren an ermutigen und fördern, und es würde die jungen Bürger mit Geschichten darauf vorbereiten, sich an ihre Nation zu binden und mit Unterschieden tolerant umzugehen.

Ruth Ur: *In diesem Jahr reiste das südsudanese Theaterensemble mithilfe des British Council nach London, um am Globe to Globe-Festival teilzunehmen – mit einer Aufführung von Shakespeares „Cymbelin“ in Juba-Arabisch. Ein Zuschauer aus dem Südsudan schrieb uns darüber: „Die Euphorie, die diese Aufführung in der Diaspora hervorrief, wurde nur übertroffen von der Unabhängigkeitserklärung des Südsudan am 9. Juli 2011. Es war schön zu sehen, dass das negative Image des Südsudan in den Medien, verkörpert durch ein verhungertes Kind, das sogar zu schwach ist, um die Fliegen von seinem Gesicht zu vertreiben, einmal ersetzt wurde durch die lächelnden Schauspieler in Cymbelin. Das Stück hat auch dafür gesorgt, dass Südsudanesen anfangen, die apologetischen Phrasen zu hinterfragen, die am laufenden Band gedroschen werden, um unsere vielen Niederlagen zu bemänteln. Phrasen wie ‚Wir sind eine neue Nation, die von Null anfängt‘ oder dessen Variante ‚Rom wurde nicht an einem Tag erbaut!‘ hören sich zunehmend hohler an, wenn man sie den Errungenschaften des südsudanese Theaters gegenüberstellt, das vor vier Monaten noch nicht einmal existiert hat!“ Wie können Sie auf solchen Erfahrungen aufbauen, um die Wahrnehmungen sowohl innerhalb als auch außer-*

halb des Südsudan zu verändern?

Jok Madut Jok: Als die Gruppe aus London zurückkehrte, ließen wir sie gleich hier in Juba auftreten; es gab eine Show für Würdenträger und eine für die Öffentlichkeit. Wir wollten damit eine öffentliche Wertschätzung der Künste erreichen. Man hört nun immer wieder Menschen davon sprechen, dass sie sich früher nicht für Theater interessiert haben, aber jetzt noch mehr solcher Aufführungen sehen möchten. Wir versuchen diesen Moment zu nutzen, um mithilfe der parlamentarischen Gesetzgebung ein südsudanese Theaterensemble zu etablieren, das von der Regierung unterstützt wird, aber von ihr in dem Sinne unabhängig ist, dass es seine Mittel selbst akquiriert, und um dazu zu ermutigen, Theaterstücke zu schreiben und Aufführungen zu inszenieren, die sich mit der Vielfalt von Themen beschäftigen, die im gesamten Südsudan aufgekommen sind – in Bezug auf Politik, Wirtschaft, Sozialordnung, Sicherheit, Hygiene und Konflikt. Inzwischen ist die Überzeugung weit verbreitet, dass Theater nicht nur ein Medium ist, um das Image des Landes international zu erneuern, sondern auch, um unsere eigene Gesellschaft auf eine Art zu kommentieren, die wie ein Korrektiv wirkt, ganz zu schweigen von seinem Unterhaltungswert. Ein wichtiger Weg, um den Moment festzuhalten und die Wertschätzung für das Theater zu erhöhen, besteht darin, in Juba ein Nationaltheater einzurichten und die bereits bestehenden Theater in Wau und Malakal zu renovieren. Darüber hinaus ist es – um Material für das Theater zu produzieren – von zentraler Bedeutung, auf der hier bereits bestehende Kultur des Stückeschreibens aufzubauen und jährliche Wettbewerbe für Theaterstücke, Lyrik und

Kurzgeschichten zu veranstalten. Dies ist das Material, das zum „Futter“ für das Theaterensemble wird.

Ruth Ur: *Seit Ihrem Amtsantritt haben Sie daran gearbeitet, in Ihrem Kulturministerium Kompetenzen aufzubauen und eine Infrastruktur für die Kultur Ihres Landes zu entwickeln. Ihr beruflicher Hintergrund liegt im Gesundheitsbereich, insbesondere der Gesundheit von Frauen. Welche Verbindung sehen Sie zwischen Ihrer vorherigen Arbeit und Ihrer Rolle im Kulturministerium?*

Jok Madut Jok: Zur Beschäftigung mit der Gesundheit von Frauen kam ich durch eine Reihe von Gepflogenheiten, die ich in ganz Afrika beobachtet hatte und die Frauen schaden. Gepflogenheiten, von denen behauptet wird, dass sie kulturell vorgeschrieben sind. Beispielsweise wird die Gesundheit der Frauen jeden Tag beeinträchtigt durch geschlechtsspezifische Gewalt, durch die frühe Heirat der Mädchen, das Vererben von Ehefrauen, Arbeitsanforderungen und die Erwartung von Nachkommenschaft. Um zu verstehen, worum es bei der Gesundheit von Frauen geht, war es wichtig für mich, die mit ihr in Verbindung stehenden sozialen und kulturellen Normen zu studieren. Dabei habe ich gelernt, dass Kultur einfach für Handlungen verantwortlich gemacht wird, die in Wirklichkeit mehr mit den Machtbeziehungen der Geschlechter als mit kulturellen Vorschriften zu tun haben. Wenn Kulturen anpassungsfähig sein sollen, um ihre Mitglieder zu befähigen, mit Wandel umzugehen, dann scheint ihr negativer Einfluss auf die Frauen sie weniger anpassungsfähig zu machen. Beispielsweise haben die meisten Gemeinschaften den Brautpreis schon immer unterstützt, weil er eine Rolle dabei

spielt, soziale Beziehungen und Ehen zu festigen. Die Menschen stehen dieser Praxis aber immer skeptischer gegenüber, weil er zu negativen Erfahrungen von Frauen in der Ehe beiträgt, indem Männer ihre Frauen als Besitz betrachten, für den sie bezahlt haben und denken, dass sie ihre Frauen misshandeln können, wenn diese bestimmten Erwartungen nicht entsprechen. Möglicherweise besteht teilweise auch ein Zusammenhang zwischen dem Brautgeld und der Kinderheirat – mit katastrophalen Auswirkungen auf die Müttersterblichkeit. Ein anderes Beispiel ist die Vorstellung, dass Frauen nur als Mütter und Ehefrauen gut sind und sich für wenig mehr eignen. Diese Geisteshaltung ist verantwortlich für den Mangel an Bildung von Mädchen, an Jobs für Frauen außerhalb des Hauses, für gesundheitliche Folgen aufgrund häufiger Geburten und für körperliche Gewalt, wenn sich die Frauen über diese Schranken hinwegsetzen. Deshalb könnte kulturelles Engagement dazu führen, positive Praktiken zu fördern und vielleicht auch Praktiken abzulegen, die mehr und mehr Mitglieder der Gesellschaft kritisch betrachten.

Ruth Ur: *Letztlich wissen viele Leute wenig mehr über den Südsudan, als dass dieser eine tragische konfliktgeladene Geschichte hat. Welches Objekt oder welche Geschichte könnte den Lesern eine andere Vorstellung*

„Kultur wird für Handlungen verantwortlich gemacht, die in Wirklichkeit mehr mit den Machtbeziehungen der Geschlechter als mit kulturellen Vorschriften zu tun haben.“

von Ihrem Land vermitteln?

Jok Madut Jok: Ja, das Bild, das die Welt vom Südsudan hat, ist oft reduziert auf Krieg und Bürger als Opfer staatlicher Gewalt. Vieles davon stimmt tatsächlich. Aber obwohl wir seit dem Zweiten Weltkrieg eines der am meisten durch Krieg erschütterten Länder weltweit sind, war die Menschlichkeit und Unverwüstlichkeit der Menschen im Südsudan stets unverkennbar. Nur Menschen, die während des Krieges im Südsudan gelebt oder gearbeitet haben, können es wirklich verstehen, wenn wir über die grundlegenden Werte sprechen, die unseren Menschen geholfen haben, sich ihre Großzügigkeit und ihre Bereitschaft zu Teilen zu bewahren. Ich erinnere mich an die 1990er Jahre, als Hungersnöte grassierten, als Vertreter ausländischer Hilfsorganisationen eintrafen, um humanitäre Hilfe zu leisten und die Menschen, die sie retten wollten, alles versuchten, um eine Ziege, ein Schaf oder einen Bullen zu finden, den sie zu Ehren der Gäste schlachten könnten. Wenn ich Ihnen auch viele kulturelle Elemente nennen kann, die es so nur im Südsudan gibt, sind tatsächlich die Normen, Traditionen und Werte die allgegenwärtigen Symbole des Südsudan. Beispielsweise gibt es im Südsudan etwas, das Anthropologen als Cattle complex (deutsch: Rinder-Komplex) bezeichnen. Das bezieht sich auf eine Kulturregion, die die Stämme der Nuer, Dinka, Murle und Mandari umfasst, für die Rinder das Hauptstandbein für den Lebensunterhalt darstellen. Aber weil die Rinder für jeden Aspekt des Lebens – von der Heirat über die Steuer und die Schulgebühren der Kinder bis zum Erwerb von Gütern – eine zentrale Rolle spielen, werden sie selbst inzwischen als die wertvollsten kulturellen Güter betrachtet. Im Südsudan leben mehr

Rinder als Menschen, und die kulturellen Normen, die rund um die Viehbestände existieren, sind komplex, lustig und so nuanzenreich, dass sie eine wahre kulturelle Ressource sind.

Das Interview führte Ruth Ur

Jok Madut Jok ist Unterstaatssekretär im Kulturministerium der Republik Südsudan und freigestellter Professor am Historischen Seminar der Loyola Marymount University in Kalifornien. Vorher war er in der Entwicklungshilfe tätig und hat Hilfsorganisationen beraten. Im Jahre 2007 erschien sein Buch „Sudan: Race, Religion and Violence“. Jok Madut Jok ist Mitherausgeber von „The Sudan Handbook“ (2010) und hat kürzlich ein südsudanesisches Forschungsinstitut, das Sudd Institute, mitbegründet.

Ruth Ur ist Direktorin für die „Programme und Partnerschaften Erweitertes Europa“ beim British Council. Ihre fünfzehnjährige Laufbahn beim Council umfasst die Position als Leiterin der Abteilung „Kunst und Entwicklung“, Posten in Israel und der Türkei sowie kuratorische Tätigkeiten. Sie hat eine Studie über „Kunst und sozialen Wandel in Libyen, Ägypten, Tunesien und Marokko“ auf den Weg gebracht, die von der Universität York durchgeführt wurde und Ende 2012 erschienen ist.

Türen öffnen für Europa: EUNIC Bis vor wenigen Jahren fehlte eine gemeinsame und koordinierte EU-Strategie für die Rolle der Kultur in den Außenbeziehungen des Kontinents. Der Dachverband Europäischer Kulturinstitute EUNIC stieß in diese Lücke und engagiert sich mit seinen weltweit 2000 Außenstellen in über 150 Ländern für eine starke Rolle der Kultur, um größeres Verständnis zwischen Menschen, Gesellschaften und Nationen zu schaffen.

EUNIC wurde 2006 als Netzwerk nationaler Kulturinstitute und Ministerien gegründet, die in verschiedenen EU-Mitgliedsstaaten angesiedelt sind. Aktuell gibt es 27 Mitglieder aus 24 EU-Ländern. EUNIC ist damit eines der größten kulturellen multilateralen Netzwerke in Europa. Die Mitgliedsinstitutionen von EUNIC arbeiten in den Künsten, im Bereich Sprachen, in den Sektoren Bildung, Wissenschaft, interkultureller Dialog und Entwicklung. Sie wollen kulturelle Kooperation unterstützen, lang anhaltende berufliche Partnerschaften begründen, ein größeres Verständnis und Bewusstsein für die verschiedenen europäischen Kulturen entwickeln und zum vermehrten Erlernen von Fremdsprachen anregen. Mitglieder von EUNIC gibt es in über 150 Ländern mit mehr als 2.000 Zweigstellen. Diese weltweite Präsenz sowie ähnliche Ziele von Kulturinstitutionen führten zur Kooperation – selbst bevor EUNIC als rechtliche Einheit auf Amtsebene etabliert wurde. Nationale Kulturinstitute kamen in verschiedenen Städten der Welt zusammen, um Veranstaltungen und gemeinsame Aktivitäten zu organisieren, etwa europäische Festivals für Film und Musik, europäische Büchertage oder den Europäischen Tag der Sprachen. Die Mitglieder von EUNIC haben einen internationalen Ruf als Europas führende Praktiker in den kulturellen Beziehungen.

Auf den Punkt gebracht ist EUNIC ein Netzwerk

- der Aktion: Es ermutigt Mitglieder, gemeinsame Projekte durchzuführen;
- des Lernens: Mitglieder tauschen sich über Ideen und Vorgehensweisen aus;
- der Partnerschaft: Es beinhaltet die Zusammenarbeit mit Partnern, zu denen europäische Institutionen, zivilgesellschaftliche Organisationen und Partner auf der ganzen Welt gehören;
- der Fürsprache: Es erhöht die Aufmerksamkeit für und die Effektivität des Aufbaus kultureller Beziehungen zwischen Menschen auf der ganzen Welt.

Als internationale Vereinigung mit rechtlichem Status wurde EUNIC geschaffen, um den Mitgliedsinstitutionen zu ermöglichen, strategischer auf gemeinsame Ziele hinzuwirken. EUNIC kann nun als Partner der Europäischen Kommission, des Europäischen Auswärtigen Dienstes und anderer europäischer Institutionen agieren – bei der Definition und Umsetzung der Kulturpolitik für Europa und für die EU-Außenbeziehungen. Ziel des EUNIC-Netzwerks ist es, sich einzusetzen für eine starke und unabhängige Stimme des Kultursektors und für den Wert der Kultur bei der Förderung eines größeren Verständnisses zwischen Menschen, Gesell-

schaften und Nationen.

EUNIC richtete im November 2011 ein ständiges Sekretariat in Brüssel ein. Das Büro, das von zwei Vollzeitkräften geführt wird, bietet Unterstützung, indem es sicherstellt, dass Entscheidungen, die auf der Führungsebene getroffen worden sind, direkt umgesetzt werden. Das Sekretariat hat auch eine Doppelrolle: Sie beinhaltet, die Leiter von Instituten zu EUNIC-bezogenen Themen zu beraten und erste Anlaufstelle sowohl für Cluster als auch für EU-Institutionen zu sein.

Das ständige Sekretariat von EUNIC beschäftigt sich mit Kommunikation, Forschung und Fürsprache, um das gesamte Netzwerk zu unterstützen. Es agiert auch als Koordinator gemeinsamer Projekte und stellt sicher, dass alle Partner notwendige Informationen austauschen und den gleichen Kenntnisstand mitbringen, um sinnvolle Ergebnisse zu erzielen. Aufgabe des EUNIC-Sekretariats ist es, die Aktionen der EUNIC-Cluster weltweit sichtbar zu machen, diese mit Informationen zu versorgen und ihnen zu helfen, für Projekte Zugang zu Fördermitteln zu erhalten.

Cluster – die Netzwerke der EUNIC-Mitglieder in einer bestimmten Stadt, Region oder in einem Land – stellen den wichtigsten Bestandteil des Netzwerks dar. Die Cluster sind am aktivsten beteiligt an der Entwicklung und Durchführung verschiedener Veranstaltungen und Aktivitäten an unterschiedlichen Standorten weltweit.

Im September 2012 hatte das EUNIC-Netzwerk 82 Cluster, mehrheitlich außerhalb der Europäischen Union. Zu den Clustern, die innerhalb der letzten Monate gebildet wurden, zählen Mexiko, Georgien, Thailand, Türkei, Albanien, Griechenland, Ägypten, Palästina und Ghana. Drei weitere neue Cluster sollen Anfang 2013 ihre Arbeit beginnen. An einer Veran-

staltung oder einem Projekt eines Clusters müssen sich mindestens drei Mitglieder des Clusters beteiligen, damit es ein EUNIC-Label verdient. Die Cluster entscheiden, welche Art von Veranstaltungen und Projekten sie durchführen wollen. Oft hängt das Programm von den Umständen vor Ort ab, den Möglichkeiten und Erwartungen des Publikums in dem Land, in dem das Cluster agiert. Einige Cluster entwickeln sehr komplexe und reichhaltige Programme, während andere sich auf einige wenige Aktivitäten konzentrieren.

Bemerkenswert ist das vom Cluster in Prag initiierte und durch das Programm Bürgerschaft 2007-2013 der Europäischen Kommission unterstützte Projekt Generation '89: Es führte 140 junge Menschen aus Österreich, Belgien, Bulgarien, Tschechien, Deutschland, Ungarn, Polen, Rumänien und Großbritannien zusammen, um sich über ihre Erfahrungen sowie ihre Erwartungen für die Zukunft auszutauschen. Dabei hatten die jungen Leute eines gemeinsam: Sie wurden 1989 geboren. 2010 trafen sie sich in Warschau, Bukarest, Brüssel und Prag. Sie hatten die Möglichkeit, über die jüngere Vergangenheit ihrer Länder und über ihre Erwartungen als Bürger Europas zu sprechen. Zusammen entwarfen sie eine Erklärung. Das Projekt Generation '89 wurde in eine Broschüre ikonischer Projekte des Programms „Europa für Bürger“ der EU aufgenommen. (Generation '89 ist auf Seite 46 zu finden, als Teil der Sektion „Zivilgesellschaft in Aktion“. Die Broschüre wird online veröffentlicht und auch gedruckt erhältlich sein.)

Die Stärkung von Kreativindustrien in Südafrika

Das EUNIC-Cluster in Südafrika hat eine Initiative entwickelt, deren

Hauptziel es ist, die Beziehung zwischen der EU und Südafrika im Bereich der Kreativindustrien zu stärken und die Entwicklung dieses Wirtschaftszweigs in Südafrika zu unterstützen. Das Projekt ist Ergebnis einer erfolgreichen Bewerbung um Finanzierung durch die Europe Aid „European Union – South Africa Trade Development Agreement Facility“. Ein Element des Programms ist die Förderung des Dialogs, um die politische Debatte zwischen der EU und Südafrika zu stärken. Die Zielgruppen sind südafrikanische Regierungsabteilungen, halbstaatliche Organisationen, Verfassungsorgane und Akteure der Zivilgesellschaft neben EU-Institutionen und strategischen EU-Partnerländern. Zum ersten Mal wurde 2012 der Kunst- und Kultur-Sektor als Feld des Dialogs innerhalb der Dialog-Förderung aufgenommen. Das EUNIC-Cluster in Südafrika nutzte die Gelegenheit, um ein Konsortium mit Arterial Network zu gründen – einem pan-afrikanischen Netzwerk aus NGOs, Firmen der Kreativindustrie, Festivals und einzelnen Künstlern, die im kreativen Sektor aktiv sind – und einem Netzwerk für die bildenden Künste, die Industrie und Entwicklungsagentur für die bildenden Künste in Südafrika. Die Hauptaktivitäten im Zuge des Projekts sind: Untersuchung von politischen, wirtschaftlichen und legislativen Rahmenbedingungen zwischen der EU und Südafrika; Workshops, die auf den Ergebnissen dieser Untersuchung basieren; Seminare für Praktiker und Mitglieder der Zivilgesellschaft; eine Konferenz für Interessenvertreter aus der EU, aus Südafrika und anderen afrikanischen Ländern sowie die Verbreitung der Empfehlungen aus diesem Veranstaltungsprogramm.

Das Gesamtbudget des Projekts liegt bei 188.000 Euro, wobei die Europäische Union 150.000 Euro beisteuert.

Die gemeinsam finanzierte Komponente wird aufgeteilt zwischen den Mitgliedern der EUNIC-Cluster – British Council (Hauptbewerber), Camoes Institute, Goethe-Institut, Französisches Institut, Italienisches Institut und assoziierte Mitglieder der Botschaften von Österreich und Spanien.

Ein wichtiges Anliegen von EUNIC ist die Mehrsprachigkeit. Viele EUNIC-Cluster organisieren jedes Jahr am 26. September Veranstaltungen zur Feier des Europäischen Tags der Sprachen, um für Mehrsprachigkeit zu werben. 2012 waren die Cluster bei der Vorbereitung der Veranstaltungen für diesen Tag besonders kreativ und aktiv. Hier sind nur einige Beispiele.

- In Almaty, Kasachstan, organisierte EUNIC die Veranstaltung „CAFÉ. EUROPE“, die eine Ausstellung über Bildung in Europa, Theater- und Musikvorstellungen, eine Preisverleihung und ein Konzert beinhaltete. Rund 1.000 Menschen nahmen an der Veranstaltung teil, auf der sie eine Theateraufführung der Bremer Stadtmusikanten in fünf Sprachen anschauen, an einem Gesangswettbewerb teilnehmen und nationentypische Spiele verschiedener europäischer Länder spielen konnten. Um den Europäischen Tag der Sprachen zu feiern, wurde ein Wettbewerb um das beste Video zum Thema „Zwei Gesichter von Europa“ organisiert. Der Gewinner des Wettbewerbs erhielt von Czech Airlines eine Reise nach Europa.
- In der Türkei organisierte EUNIC „Sprachen öffnen Türen“. Am 29. September feierten die Kulturinstitute und Konsulate in Istanbul, die 12 Sprachen repräsentierten, zusammen in Sismanoglu Megaro, den Hallen des griechischen Generalkonsulats, den Europäischen Tag der Sprachen. Es wurden Sprachspiele,

eine „Schatzsuche“ im historischen Stadtviertel von Pera, traditionelle und zeitgenössische Tänze, Kurzfilme, Überraschungen für Kinder wie Erwachsene angeboten.

- EUNIC in Spanien bereitete einen kulturellen und sprachlichen Marathon vor und gab den Menschen in Madrid die Möglichkeit, an über 40 Aktivitäten teilzunehmen. Ziel der Veranstaltung war es, für das Erlernen von Fremdsprachen zu werben, die Aufmerksamkeit für weniger bekannte Kulturen zu erhöhen und jeden dazu zu ermutigen, über mögliche Reiseziele nachzudenken sowie neue Künstler und Talente wie auch die Küche anderer Kulturen zu entdecken. Am Abend des 27. September öffneten ausländische Kulturinstitute und europäische Botschaften in Madrid ihre Türen, um Gastgeber zu sein für Filmvorführungen, Konzerte und Performance-Shows, Bühnenbearbeitungen, Poesie-Lesungen, Veranstaltungen mit Geschichtenerzählen, Büchertausch, Ausstellungen, geführten Touren, kulinarischen Verkostigungen und, was noch wichtiger ist, für Sprachunterricht, in dem man sich über Stipendien für das Studium von Fremdsprachen informieren konnte und die Chance hatte, Preise zu gewinnen.

- TRANSPOESIE ist eine Veranstaltung, die 2011 vom Cluster EUNIC in Brüssel in Kooperation mit dem Brüsseler Verkehrsverband und der Loterie Nationale ins Leben gerufen wurde. Sie lief das zweite Jahr und zielt darauf ab, der Poesie einen besonderen Platz in der Brüsseler U-Bahn zu geben: 24 Länder Europas haben sich zusammengetan, um 24 Gedichte in ihrer Originalsprache in der Brüsseler U-Bahn zu präsentieren, wobei die gleichen Gedichte auch ins Französische und Niederländische übersetzt wurden. Die TRANSPOESIE im Jahr 2012 begann offiziell am 26. September, um den

Europäischen Tag der Sprachen zu begehen.

Im Kunstbereich startete EUNIC in Russland 2012 wieder ein Austauschprogramm für junge Kuratoren, bei dem Praktika in europäischen Museen und Galerien angeboten werden. EUNIC hat ein Projekt entwickelt, das seinen Teilnehmern die Möglichkeit bietet, den europäischen Kunstmarkt zu erkunden und neue berufliche Kontakte in Österreich, Deutschland, Frankreich, Rumänien, Schweden, Großbritannien und in anderen Ländern zu knüpfen. Die neue Generation russischer Kuratoren, die heute als Freelancer und für kulturelle Einrichtungen sowohl in Moskau als auch in zahlreichen dynamischen Regionen arbeiten, prägt das Kulturleben des Landes mehr und mehr – bei der Modernisierung und Entwicklung von Ausstellungszentren, Biennalen und Institutionen.

Regionale und globale Zusammenarbeit optimieren

Wie kann EUNIC seine Arbeit verbessern? Im Zeitraum von Juli bis Dezember 2012 organisierte EUNIC fünf regionale Treffen für EUNIC-Cluster an verschiedenen Orten, um die regionale Zusammenarbeit zu optimieren, Expertise, Ideen und Best-Practice-Beispiele auszutauschen und gemeinsame Aktivitäten für die Zukunft zu planen. Regionale Treffen werden in der Regel zusammen mit EUNIC-Clustern organisiert, die in dem Land, in der Stadt oder in der Region angesiedelt sind, wo das Treffen stattfindet.

In der zweiten Hälfte des Jahres 2011 gab es zwei regionale Treffen von EUNIC, eines für die gesamte MENA-Region und das andere für in Europa angesiedelte Cluster. Das MENA-Tref-

fen wurde in Rabat, Marokko, vom 20. bis 21. September organisiert, das europäische Treffen fand in Tallinn, Estland, vom 5. bis 6. Oktober statt. 2012 fanden drei Treffen statt. Das erste Treffen, organisiert für Cluster aus Nord- und Südamerika, wurde in der peruanischen Hauptstadt Lima vom 22. bis 24. Februar abgehalten. Das zweite, für die subsaharische Region in Lagos, Nigeria, fand vom 11. bis 12. Oktober, und das dritte für MENA-Cluster in Beirut, Libanon, vom 14. bis 16. November statt. Es laufen die Vorbereitungen für europäische regionale Treffen 2013 in Warschau sowie für ein Treffen der Cluster in Asien.

EUNIC-Mitglieder und Cluster kommen in verschiedenartigen Gruppierungen zusammen, um Projekte und, basierend auf gemeinsamen Zielen und Interessen, neue Richtungen zu entwickeln. Aktuell führt EUNIC Projekte durch, die mit den Themen Mehrsprachigkeit, Kultur in den Außenbeziehungen und Kultur im Kontext von Entwicklung, Konflikt und nachhaltiger Entwicklung verbunden sind.

Bei der Generalversammlung von EUNIC im Juli 2012 in Paris entschieden sich EUNIC-Mitglieder, einen speziellen Fonds zu gründen, um Aktivitäten zwischen Clustern zu unterstützen, die direkt mit Themen verbunden sind, die für EUNIC strategische Bedeutung haben, etwa Kultur in den Außenbeziehungen oder Mehrsprachigkeit.

Hier eine Auswahl an globalen Projekten und solchen zwischen Clustern von EUNIC:

Im Herbst 2012 ging Poliglotti4.eu, ein von EUNIC geleitetes Projekt, das von der Europäischen Kommission mitfinanziert und im Rahmen der Zivilgesellschaftlichen Plattform entwickelt wurde, um Mehrsprachigkeit in Europa zu fördern, in die letzte Phase. Klar war, dass der Erfolg der

neuen Strategie der Mehrsprachigkeit auch von der aktiven Beteiligung der Zivilgesellschaft abhängt. Die Mitteilung der Kommission „Mehrsprachigkeit: ein Gewinn für Europa und eine gemeinsame Priorität“ von 2008 sah zwei Plattformen für einen strukturierten Dialog mit Interessenvertretern aus der Zivilgesellschaft und Wirtschaft vor. Ziel war, ein Forum für den Austausch von Best-Practice-Beispielen für Repräsentanten der Zivilgesellschaft zu schaffen, relevante Informationen aus den Sektoren Kultur, außerschulische und informelle Bildung sowie aus den Medien zu sammeln, um zu helfen, dem Bürger Mehrsprachigkeit näherzubringen. Poliglotti4.eu bringt neun Mitgliedsorganisationen der zivilgesellschaftlichen Plattform zusammen. Das Projekt kombiniert PR-Veranstaltungen, Netzwerk-Aktivitäten und Forschung auf drei Gebieten: frühes Sprachenstudium/Erwachsenenbildung/soziale Dienste. Es wurde in mehr als zehn europäischen Ländern durchgeführt.

Botschafter der Mehrsprachigkeit

Neben der Einrichtung der umfassenden Internetseite www.poliglotti4.eu haben EUNIC-Mitglieder quer durch Europa sowie Projektpartner Mehrsprachigkeits-Botschafter rekrutiert, damit sie ihre Stimme und ihr Standing im Sinne der Mehrsprachigkeit in Europa einsetzen. Die Botschafter arbeiten etwa in den Bereichen Bildung und Sprachenausbildung oder verdanken ihre berufliche Position in der Unterhaltungsbranche, in der Politik oder in der Wirtschaft ihrer Kenntnis von mehreren Sprachen. Videos von 22 Botschaftern aus elf europäischen Ländern können auf der Internetseite Poliglotti4.eu angesehen wer-

den. Auf der Internetseite, die in 65 Sprachen zugänglich ist, wird über Veranstaltungen und Forschungen berichtet. Sie wird mindestens noch fünf Jahre nach Ende des Projekts online bleiben, um Kontinuität, Netzwerkaktivitäten sowie den Austausch von Best-Practice-Beispielen, Ideen und Erfahrungen zu garantieren. Die Abschlusskonferenz von Poliglotti4.eu „Ein Kontinent, viele Sprachen: ein Schlaglicht auf den sprachlichen Reichtum Europas“, wurde am 15. und 16. November 2012 im italienischen Parma organisiert. Sie brachte Experten und mehrsprachige Talente aus ganz Europa zusammen, bilanzierte die Ergebnisse von Poliglotti4.eu und war Teil des Theaterfestivals Parma. Das Netzwerk-Projekt Sprachenreiches Europa, das gegründet wurde, um bessere politische Strategien und Vorgehensweisen für Mehrsprachigkeit zu diskutieren und zu entwickeln, hat im Mai 2012 den vorläufigen Entwurf einer Forschungspublikation veröffentlicht, die Trends in der Sprachenpolitik sowie Vorgehensweisen in 24 Ländern und Regionen Europas analysiert. Die Studie beschäftigt sich mit Sprachen in der Bildung, in den Medien, in Städten und im Geschäftsleben. Babylon, das Zentrum für Studien zur multikulturellen Gesellschaft an der Universität von Tilburg, Niederlande, führte die Untersuchung zusammen mit Partner-Institutionen und Experten in teilnehmenden Ländern durch. Im Laufe der kommenden Monate werden die Netzwerke von Interessenvertretern aus dem Bereich Sprache in jedem Land für eine Reihe von Workshops zusammenkommen, um die Ergebnisse zu diskutieren und Empfehlungen für die europäische, nationale und regionale Ebene zu erarbeiten. Die Ergebnisse werden politischen Entscheidungsträgern im März 2013 in Brüssel präsentiert.

Zu den zentralen Ergebnissen der Studien zählen:

- Es herrscht ein Mangel an Sprachlehrern in einigen Ländern und Regionen, und spezielle Anwerbekampagnen sind notwendig.
- Während traditionelle moderne Fremdsprachen wie Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch für gewöhnlich in der Grund- und Oberschule angeboten werden, bieten sehr wenige Länder Schülern die Möglichkeit, Sprachen von außerhalb Europas zu erlernen.
- Sprachen durch Fächer wie Geographie und Geschichte zu erlernen, ist immer weiter verbreitet, aber noch lange nicht üblich.
- Von den untersuchten Unternehmen sind Sprachkenntnisse für 83 Prozent ein wesentlicher Faktor bei der Einstellung.
- Zwei Drittel der untersuchten Städte berichten, dass sie eine Reihe öffentlicher Dienstleistungen in drei oder mehr Sprachen anbieten können, während 37 Prozent Sprachkenntnisse in Stellenanzeigen für neues Personal aufnehmen und 29 Prozent ihrem Personal Sprachunterricht anbieten. Die fünf Städte (von 63) mit der am weitesten entwickelten Sprachpolitik sind laut der Studie Barcelona, Krakau, London, Mailand und Wien.

Das Ziel der Initiative Sprachenreiches Europa besteht darin, eine stärkere Kooperation zwischen politischen Entscheidungsträgern und Praktikern in Europa zu fördern und sicherzustellen, dass Sprachen und kultureller Austausch in Schulen, Universitäten und Gesellschaften weiterhin ein besonderer Stellenwert eingeräumt wird. Das Projekt wird von der Europäischen Kommission mitfinanziert und vom British Council geleitet. Zu den zentralen, im Projekt untersuchten Themen zählen:

- Was tun wir angesichts des offensichtlichen Mangels an Sprachlehren?
- Wie können wir Menschen motivieren, in allen Phasen ihres Lebens Sprachen zu erlernen?
- Wie können wir sicherstellen, dass eine große Bandbreite an Sprachen in der Schule angeboten wird?
- Wie können wir Fremdsprachen über Fächer wie Geographie und Geschichte unterrichten?
- Wie können Städte dafür sorgen, dass sie den Bedarf an Fremdsprachen ihrer Bürger und Besucher decken?
- Wie können Unternehmen stärker in die Spracherziehung eingebunden werden?

Dialog mit China: Mehr kreative Prozesse

Die Tradition, den „EUNIC-China Kulturdialog“ zu organisieren, geht zurück auf das Jahr 2008, als die ersten Treffen in Peking stattfanden. Zwei andere Konferenzen folgten 2009 und 2010 in Kopenhagen beziehungsweise Shanghai. Die vierte Dialog-Runde wurde zwischen dem 26. und 28. Oktober 2011 in Luxemburg durchgeführt. Anders als die vorangegangenen drei Veranstaltungen löste sich der „EUNIC-China Kulturdialog 2011“ von den herkömmlichen Programm-Standards der Grundsatzreden und Präsentationen und legte mehr Wert auf kreative Prozesse, die Interaktion zwischen den Teilnehmern und auf Diskussionen in kleinen Arbeitsgruppen während der Konferenz. Wodurch wurde der „EUNIC-China Kulturdialog 2011“ eine so herausragende und effiziente Veranstaltung? Zunächst einmal lag das an der allgemeinen Struktur und Methodik der Konferenz. 20 Künstler und Kuratoren aus China und Europa wurden

eine Woche vor der Veranstaltung nach Luxemburg eingeladen, um in drei verschiedenen Workshops zu arbeiten – einem Workshop für Fotografen, einem Workshop für die Schaffung von Installationskunst und einem Workshop für Design-Arbeiten. Die entstandenen Arbeiten wurden am ersten Tag der Konferenz ausgestellt, und alle Künstler beteiligten sich an den Programmaktivitäten, steuerten ihre Einsichten bei und erklärten die Projektarbeit, die im Laufe der vorigen Woche geleistet worden war.

Am ersten Abend des Dialog-Treffens wurde erfolgreich versucht, die Welt der Künste mit der Finanzwelt zu verbinden, indem eine Konferenz mit dem Titel „Kunst und Finanzen“ veranstaltet wurde, die von mehr als 200 Leuten besucht wurde. Die Tage zwei und drei waren den Themen „Erhalt des kulturellen Erbes und Stadtentwicklung“, „Aufgaben von Kulturzentren im Prozess des urbanen Wiederaufbaus“, „Die Rolle der Kreativindustrien in der Strategie der nachhaltigen Stadtentwicklung“ und „Die Rolle der Künste im 21. Jahrhundert“ gewidmet.

Der letzte Tagesordnungspunkt war für die Präsentation des „Kultur-Kompass Europa – China“ reserviert. Vorbereitungen für die fünfte Sitzung des „EUNIC-China Kulturdialogs“ sind im Gange. Das Thema der Tagung lautet Kulturelle Aktivitäten und Stadtentwicklung. Dieses Mal wird die Veranstaltung in Xi'an stattfinden. Sie wird zusammen mit der Nationalen Chinesischen Akademie der Künste (Peking), Tang King Market (Xi'an), dem Büro der Stadtverwaltung in Xi'an, der Kulturabteilung der Provinz Shaanxi, der Akademie der feinen Künste in Xi'an, leitenden EUNIC-Mitgliedern und dem EUNIC-Cluster in Peking organisiert.

Doch es gab noch andere China-Engagements: Meinen wir das Gleiche,

wenn wir das Gleiche sagen? – Das war die zentrale Frage zu Beginn des Projekts Kultur-Kompass Europa-China, einer Initiative von EUNIC-Partnern in China, des Goethe-Instituts, des British Council und des Dänischen Kulturinstituts. Nach einem Jahr Recherche, die über 100 Interviews und Diskussionen mit Praktikern aus dem Kulturbereich mit Erfahrungen der Zusammenarbeit zwischen Europa und China beinhaltete, war das Ergebnis eine Publikation, die nicht nur ein Glossar mit ausgewähltem interkulturellem Kernvokabular enthält, sondern auch eine große Bandbreite an Wissen, das für die Zusammenarbeit relevant ist: Kontext-Wissen über Europa und China, Informationen darüber, wie die kulturellen Sektoren unterschiedlich arbeiten, Fallgeschichten von kulturellen Praktikern, die Analyse eines Projektzyklus sowie ein ausführliches Kapitel zu Ressourcen. Kultur-Kompass Europa-China ist Teil des fortlaufenden Dialogs zwischen Europa und China. Es ist eine Reaktion auf die Notwendigkeit, diesen Dialog zu dokumentieren und Ableitungen zu ziehen. Ziel ist eine kontinuierliche Verbesserung des Dialogs. Die EUNIC-Initiative soll zum Verständnis der kulturellen Kooperation zwischen Europa und China beitragen. Sie soll helfen, Praktiker aus der Kultur in Europa und China auf eine Zusammenarbeit vorzubereiten. Um den verschiedenen Bedürfnissen dieser zwei Zielgruppen zu entsprechen, wurden zwei verschiedene Publikationen produziert, eine auf Chinesisch und eine auf Englisch. Mit der Konzepterstellung und Ausarbeitung des Kompasses wurde ein internationales Arbeitsteam beauftragt, angeführt von Katja Hellkoetter als Chefredakteurin. Zu den Experten im Team zählten Shen Qilan, Kate-lijn Verstraete, Emilie Wang, Judith Staines, Yi Wen, Roman Wilhelm und

noch weitere externe Autoren und Mitarbeiter aus China und Europa. Die Redaktion wurde geleitet von Peter Anders (Leiter des Goethe-Instituts in Peking), Eric Messerschmidt (Leiter des Dänischen Kulturinstituts in Peking) und Joanna Burke (British Council, Leiterin China, Kultur- und Bildungssektion der Britischen Botschaft in Peking).

Aus den Startlöchern: Das MENA-Projekt von EUNIC

Die Region Nahost und Afrika (MENA) ist ein besonderes Anliegen von EUNIC. Das MENA-Projekt von EUNIC beschäftigt sich mit den Themen Demokratiebefähigung, Kulturpolitik und Kreativwirtschaft und beinhaltet regionale und nationale Projekte in der MENA-Region. EUNIC, der Europäische Auswärtige Dienst und die Europäische Kommission unterstützen das Projekt. Es wurde mit dem Euro-Med Forum über „Kreativindustrien und die Gesellschaft“ initiiert, das vom 13. bis 15. Mai 2012 in Jordanien stattfand. Das Forum brachte rund 170 Repräsentanten der Kreativindustrien der MENA-Region (Algerien, Ägypten, Jordanien, Libanon, Marokko, Palästina, Tunesien) und der Europäischen Union zusammen, wobei EUNIC-Cluster in der MENA-Region und EUNIC-Mitglieder in Europa Teilnehmer zu dieser Veranstaltung entsandten. Alle Sektoren der Kreativindustrien waren anwesend: Werbung, Architektur, Handwerk, kulturelles Erbe, Design, Bildung und Freizeit, Software, Mode, Film, Video und audiovisuelle Produktion, Literatur, Bibliotheken und Verlagswesen, Musik, darstellende Künste und Unterhaltung, Fernsehen, Radio und Internet, bildende Kunst. Das Forum wurde in einem kreativen und stark partizipatorischen Format

organisiert, bei dem Open Space Technology (OST) zum Einsatz kam, die Interessenvertreter zusammenbringt, um eine Lösung zu suchen und gemeinsam zu diskutieren. Die Performance-Gruppe Improbable aus London unterstützte diesen Prozess – die Teilnehmer schlugen die Themen vor, diskutierten sie in Gruppen und eruierten ihre Bedürfnisse und Erwartungen. So konnte jeder Teilnehmer zum Entwurf des langfristigen MENA-Projekts von EUNIC beitragen. Der Schlussbericht listet alle genannten Themen auf und ist auf Wunsch erhältlich. Entsprechend dieser Empfehlungen wird EUNIC das langfristige MENA-Projekt entwerfen. Es startete zum Jahreswechsel 2012/ 2013 und wird vom EUNICs Global Office in Brüssel in Kooperation mit EUNIC-Clustern in der MENA-REGION durchgeführt. Eine weitere EUNIC-Publikation, die Broschüre „Kultur und Entwicklung – Aktion und Wirkung“ zielt darauf ab, die grundlegende Rolle, die Kultur auf dem Gebiet der Entwicklung einnehmen kann, darzulegen. Die Broschüre enthält eine Beschreibung von Projekten, die Kultur als Mittel genutzt haben, um einen signifikanten Beitrag zur sozio-ökonomischen Entwicklung zu leisten. Die Broschüre ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen der Europäischen Kommission, dem British Council, der Föderation Wallonie-Brüssel und EUNIC. Die 36 Projekte repräsentieren eine große Vielfalt kultureller Aktivitäten und Initiativen in Entwicklungsländern und werden von verschiedenen Akteuren durchgeführt – darunter sind unter anderem Mitglieder von EUNIC, die Europäische Kommission, nationale Entwicklungsagenturen und lokale Partner. Sie illustrieren Good Practice hinsichtlich des Einflusses auf die Entwicklung der betreffenden Communities und die vielen Formate,

Formen und Dimensionen, in denen Kultur in den Entwicklungsprozess eingebunden ist.

Katalysator für Wandel

Die Neuauflage der Broschüre konzentriert sich auf die Mittelmeerregion und steht in engem Zusammenhang mit EUNICs Priorität, in einen Dialog mit der Zivilgesellschaft im Nahen Osten und in Nordafrika zu treten, um den Übergang zur Demokratie zu fördern. Wichtige Veranstaltungen für Demokratie haben dort kürzlich stattgefunden, und die Kultur hat sich dabei als Katalysator für Wandel, freie Meinungsäußerung und Demokratie erwiesen. Durch die Unterstützung des kreativen Sektors und der kulturellen Vielfalt in der Region helfen wir auch denjenigen Akteuren in der Zivilgesellschaft, die aktiv sind für einen Wandel zu mehr Demokratie. Auf die Online-Version der Broschüre hat man sich beim Netzwerktreffen Kultur und Entwicklung geeinigt, das vom British Council und der UNESCO im Oktober 2011 organisiert wurde. Das Treffen transportierte eine klare Botschaft: die Notwendigkeit intensiverer Zusammenarbeit und Professionalität. Auch aus diesem Grund wurde die Online-Version der Broschüre zusammengestellt – um den Austausch von Informationen zu ermöglichen und zukünftige Zusammenarbeit anzuregen. „Kultur und Entwicklung – Aktion und Wirkung“ wurde von der EuropeAid - Development and Cooperation (DG DEVCO) der Europäischen Kommission und dem British Council vorgestellt – stellvertretend für die Zusammenarbeit beim EUNIC-Forum „Kreativindustrien und die Gesellschaft“ in Jordanien im Mai 2011. EUNIC Global ist ein assoziierter Partner in dem Konsortium, das von

vier nationalen Kulturinstituten und Fachorganisationen gebildet wird, die den Zuschlag für die vorbereitende Aktion der EU „Kultur in den Außenbeziehungen“ erhalten haben. Ziel der Aktion ist, Daten und Informationen in einer großen Zahl von Staaten zu sammeln, um die Ressourcen, Strategien und Meinungen über die Rolle und den Einfluss von Kultur in den Außenbeziehungen zu analysieren. Es werden Konzepte erstellt, die sich auf Themen aus Kultur und Diplomatie beziehen. Die in die Projekte einbezogenen Länder sind 27 EU-Mitgliedsstaaten, die östlichen Partnerländer der EU, Kroatien sowie neun weitere strategische Partnerländer.

EUNIC unterstützt nach Kräften die Kampagne More Europe, eine Initiative zu auswärtigen Kulturbeziehungen, die im Dezember 2011 gestartet wurde und politische Entscheidungsträger davon überzeugen soll, die Kulturbeziehungen – eines der stärksten Vorzüge von Europa – ins Zentrum der EU-Außenbeziehungen zu rücken. Basierend auf Belegen durch Best-Practice-Beispiele und Forschungen ruft die Kampagne Mitgliedsstaaten, Zivilgesellschaft und EU-Institutionen dazu auf, zusammenzuarbeiten, um ihre Visionen und Ressourcen zusammenzubringen und ihre Aktivitäten zu koordinieren.

Konfliktlösung durch kulturelle Initiativen

Mit der Hilfe des Instituts für Auslandsbeziehungen e.V. (ifa) entwickelte das EUNIC-Netzwerk eine Expertise auf dem Feld von Konflikt und Kultur. Am 7. Dezember 2011 trafen sich in Brüssel 80 Experten zu Konflikttransformation, Kultur, Zivilgesellschaft sowie Außen- und

Sicherheitspolitik der EU am Runden Tisch und erörterten die Frage „Konfliktlösung durch kulturelle und zivilgesellschaftliche Initiativen?“

Der Fokus des Expertentreffens lag auf der Rolle von Kulturinstituten bei der Friedensförderung in Konfliktregionen. Für Postkonfliktregionen wurde diskutiert, wie EUNIC beim Aufbau kultureller Dialoge und beim Wiederaufbau ziviler Infrastruktur durch kreative und bildungsbezogene Programme helfen könne. Das Treffen war in zwei Abschnitte unterteilt. Im ersten Teil der Diskussion erzählten Kulturaktivisten und Experten für Konfliktlösung und Friedensarbeit von ihren Erfahrungen, präsentierten Best-Practice-Projekte und stellten ihre Sichtweisen und Forderungen vor. In der zweiten Hälfte konzentrierten sich Experten aus den Bereichen Kulturbeziehungen, Außen- und Sicherheitspolitik der EU sowie aus Forschungsorganisationen auf die Rolle von Kulturinstituten in Europas Außenpolitik. Grundsätzlich untersuchte die Konferenz den langfristigen Einfluss kultureller und zivilgesellschaftlicher Initiativen sowie die Effektivität kultureller und auf Bildung ausgerichteter Instrumente für die Konfliktlösung.

Im Laufe der Konferenz versuchten die Teilnehmer ein paar wichtige Fragen zu beantworten – etwa: Wie kann EUNIC die vorhandene Expertise im Bereich der Kulturbeziehungen und die breiten Netzwerke am besten für die Konfliktlösung nutzen? Wie könnten diese Netzwerke besser kooperieren und mit zivilgesellschaftlichen Initiativen zusammenarbeiten? Wie könnten sie Entscheidungsträgern ihr Wissen vermitteln, um einen effektiveren, besser integrierten Ansatz für die Friedenbemühungen der EU zu entwickeln?

Um verschiedene Ideen und Herangehensweisen, die am Runden Tisch diskutiert wurden, besser zu

koordinieren, wurde als Teil des vom ifa finanzierten Programms Zivile Konfliktbearbeitung (zivik) eine EUNIC-Arbeitsgruppe zu Kultur und Konflikt gebildet – mit dem Ziel, ein Grundsatzpapier für EUNIC zu konzipieren, um dieses Feld der Expertise politischen Entscheidungsträgern auf der europäischen und nationalen Ebene überzeugend zu vermitteln. Die Gruppe versucht, das Verständnis für die Arbeit in Konflikten und über Konflikte durch kulturelle Projekte zu vertiefen. Sie sammelt Projektbeispiele, um allgemeine Kriterien für gute Handlungsweisen bei der Arbeit in Konfliktregionen durch kulturelle Aktivitäten zu bestimmen. Culture/Futures, die EUNIC-Initiative, die Kultur und Ökologie verbindet, organisierte in den letzten Monaten eine Reihe von Aktivitäten. Projektleiter konnten Kulturinstitutionen, Gemeinden, einzelne Akteure, junge Menschen und andere Interessenvertreter in ihre Engagements einbeziehen, welche an verschiedenen Standorten weltweit stattfanden. Culture/Futures wurde 2009 vom Dänischen Kulturinstitut in Kooperation mit EUNIC, British Council, Goethe-Institut, dem Italienischen Kulturinstitut und anderen Organisationen, die im Bereich Kultur und nachhaltige Entwicklung aktiv sind, gestartet.

Im Dezember 2011 organisierte Culture/Futures eine Konferenz mit dem Titel „Öko-Führung durch Kultur“ in Durban während des UN-Klimagipfels COP17 in Südafrika. Die Konferenz wurde zusammen mit der Stadtverwaltung von Durban, dem Ecological Sequestration Trust und dem Dänischen Kulturinstitut in Kooperation mit anderen Partnern organisiert. Zum Programm gehörten Grundsatzreden und Panel-Beiträge von einigen der weltweit anerkanntesten Spezialisten und Aktivisten, die Lösungen präsentierten,

um die Herausforderungen zu bewältigen, mit denen der afrikanische Kontinent in Bezug auf die städtische und regionale Entwicklung konfrontiert ist.

Die Konferenzteilnehmer debattierten über die Vision von einem ökologischen Zeitalter und die Rolle der Kultur bei dessen Herbeiführung. Sie suchten nach Wegen, Institutionen, die im Bereich Kultur und Städte des afrikanischen Kontinents arbeiten, anzuregen, sich führend für sozio-ökologische Aktivitäten zu engagieren. Die Konferenz war ein erster Schritt dahin, ein internationales Netzwerk Culture/Futures für Kulturinstitutionen, einzelne Akteure, Städte, Regionen und andere Interessenvertreter zu schaffen, die sozio-ökologische Aktivitäten initiieren möchten.

2012 organisierte Culture/Futures Veranstaltungen, die sich vor allem an die Jugend richten. Im Juni wurde ein Backstage-Nachhaltigkeitsworkshop auf dem Roskilde Festival arrangiert, und im September startete Culture/Futures einen Studentenwettbewerb zum Thema „Nachhaltige Lösungen für die Zukunft mitgestalten“.

Europäische Literaturnächte

Die Initiative Europäische Literaturnächte wird von den Tschechischen Zentren in Kooperation mit EUNIC koordiniert. Das Ziel ist, eine Plattform für europäische Länder anzubieten, um ihre zeitgenössische Literatur in Übersetzung und neue europäische literarische Stimmen auf kreative Weise vorzustellen.

Die Europäischen Literaturnächte basieren auf der Annahme, dass Literatur ein einzigartiges Instrument ist, das den Dialog zwischen einzelnen Kulturen durch die gemeinsame Leseerfahrung widerspiegelt.

2012 wurde Literatur in ihren verschiedenen Erscheinungsformen in einer Reihe europäischer Städte vorgestellt, unter anderem in Amsterdam, Banská Bystrica, Berlin, Bratislava, Budapest, Bukarest, Dublin, Düsseldorf, Edinburgh, Jerewan, Kutna Hora, Kiew, London, Lvov, Madrid, Mailand, München, Prag, Riga, Sofia, Stockholm, Warschau, Wien und Zilina.

Ein paar Beispiele für die Veranstaltungen der Literaturnacht veranschaulichen die Kreativität und Energie, die bei diesem Ereignis freigesetzt wurden:

- In Dublin fand die Literaturnacht am 16. Mai statt, mit der Absicht, das europäische Kulturerbe bekannter zu machen, indem verschiedene Schriftsteller präsentiert wurden. Und zwar sowohl bereits bekannte als auch solche, die noch am Anfang ihrer Karriere stehen. Jedes teilnehmende Land wurde durch einen übersetzten Ausschnitt eines Romans, Gedichts oder einer Kurzgeschichte repräsentiert, die jeweils von prominenten Iren an verschiedenen ungewöhnlichen Plätzen gelesen wurden, etwa in Kirchen, Museen, Pubs oder Cafés.
- Die Münchner Literaturnacht beschäftigte sich mit dem bisher wenig behandelten Thema der Roma-Literatur, die bis zum 20. Jahrhundert lediglich in mündlicher Form existierte. Geschichten, Märchen, Traditionen und Sprache wurden Mund zu Mund von einer Generation an die nächste weitergegeben. Aufgeschriebene Roma-Literatur hat sich jedoch in den vergangenen Jahrzehnten entwickelt – mit Romanen, Poesie, Theaterstücken und Memoiren, die in der Roma-Sprache oder in Übersetzungen veröffentlicht wurden. Die Roma-Literatur ist als starker Bestandteil der europäischen Literatur hervorgetreten. Die Übersetzungen der Arbeiten, die auf der Veranstal-

tung präsentiert wurden, waren für diese Gelegenheit in Kooperation mit Slawistik-Studenten in München angefertigt worden.

- Die Literaturnacht in London brachte europäische Schriftsteller zusammen, die von einer gut informierten Öffentlichkeit und maßgeblichen Institutionen auf eine Shortlist gesetzt worden waren. Die Autoren lasen Ausschnitte aus ihren Arbeiten und diskutierten über ihre Bücher, Inspirationen und den literarischen Kontext ihrer Herkunftsländer.

- In der armenischen Hauptstadt Eriwan organisierte der British Council in Kooperation mit europäischen Partnern die Literaturnacht im Rahmen des Programms zur Feier Eriwans als Welthauptstadt des Buches 2012. Schauspieler lasen tschechische, rumänische und britische Literatur in armenischer Übersetzung.

Fashion Road: Dialog über Grenzen hinweg

Fashion Road: Dialog über Grenzen hinweg ist ein zweijähriges Kooperationsprojekt, in dem Modedesigner aus Europa und Armenien in der Vergangenheit nach Ideen und Inspiration suchen. Sie beschäftigen sich mit traditionellen Kostümen aus Armenien, Großbritannien, Rumänien, Dänemark und Tschechien, erkunden die Rolle dieser Kostüme für die heutige Gesellschaft und diskutieren darüber, wie Menschen sie mit ihrer nationalen Identität und dem (nationalen) Erbe in Verbindung bringen. Das Wesentliche dieses Projekts war für die Designer die Begegnung mit anderen sowie die Möglichkeit, Kleidung in einem kulturellen Kontext zu betrachten und moderne Technologien und Herangehensweisen zu nutzen, um ihre eigene Interpretation von Kultur und Identität der jeweiligen Länder zu präsentieren.

Offiziell gestartet ist das Projekt am 4. und 5. Mai 2011 mit einem internationalen Seminar, gefolgt von Residenzprogrammen in Armenien für die europäischen Designer sowie in Europa für ihre armenischen Kollegen. Die Modemacher wurden jeweils zu Zweiertteams zusammengebracht, um gemeinsam an der Vorbereitung ihrer Kollektionen zu arbeiten, die das kulturelle Erbe, die Werte und Traditionen der teilnehmenden Länder, die sie während ihrer Zeit im Ausland erkundeten, in einen Kontext stellen sollten. Die Kollektion wurde Teil einer Ausstellung in Armenien sowie in den teilnehmenden europäischen Ländern. Mit der Kollektion wurde der armenischen Bevölkerung ein Stück Europa nähergebracht. Sie machte Erfahrung mit der europäischen Identität, den kulturellen Werten des Kontinents und deren Bedeutung für die eigene armenische Kulturgeschichte. Die Präsentation der Kollektion diente auch als Diskussionsforum: Über die Bedeutung von Austausch und kulturübergreifender Kooperation sowie über die Verbindung kultureller Traditionen mit modernen Trends und technologischen Entwicklungen für kreativere und innovativere Zugänge zur Mode.

Mitglieder des EUNIC-Netzwerks

Balassi-Institut (Ungarische Kulturzentren)
British Council
Bulgarisches Kulturministerium
Camões-Institut
Centre Culturel de Rencontre Abbaye de Neumünster
Culture Ireland
Dänisches Kulturinstitut
Esthnisches Kulturinstitut
Finnische Kulturinstitute
Flämisch-Niederländisches Huis De Buren (BE)
Foundation Alliance Française
Französisches Ministerium für auswärtige Angelegenheiten (Institute Français)
Goethe-Institute
Griechische Kulturstiftung
Instituto Cervantes
International Cultural Program Center Litauen
Institut für Auslandsbeziehungen e.V. (ifa)
Österreichisches Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten
Polnisches Außenministerium
Rumänisches Kulturinstitut
Slowakisches Außenministerium
Slowenisches Kulturministerium
SICA – Niederländisches Zentrum für internationale kulturelle Aktivitäten
Schwedisches Institut
Società Dante Alighieri
Tschechische Zentren
Wallonie-Brüssel International

Präsidenten von EUNIC

2006 Sir David Green – British Council
2007 Emil Brix – Österreichisches Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten
2008 Hans-Georg Knopp – Goethe-Institut
2009 Finn Andersen – Dänisches Kulturinstitut
2010 Horia-Roman Patapievici – Rumänisches Kulturinstitut
2011 Professor Ana Paula Laborinho – Instituto Camões
2012 Delphine Borione – Französisches Außenministerium

Aktivitäten der EUNIC-Cluster zwischen Juli 2011 und Dezember 2012

Mehrsprachigkeit

September 2011, EUNIC in Warschau, Internationaler Übersetzertag „Born in Translation“
September 2011, EUNIC in Kasachstan, Europäischer Tag der Sprachen
September 2011, EUNIC in Senegal, Europäischer Tag der Sprachen

September 2011, EUNIC in Norwegen, Europäischer Tag der Sprachen
September 2011, EUNIC in Warschau, Europäischer Tag der Sprachen
September 2011, EUNIC im Libanon, Europäischer Tag der Sprachen
September 2011, EUNIC in Marokko, Europäischer Tag der Sprachen
September 2011, EUNIC in Bosnien und Herzegowina, Europäischer Tag der Sprachen in Zenica
September 2011, EUNIC in Kanada, Europäischer Tag der Sprachen in Toronto
September 2011, EUNIC in der Tschechischen Republik, Europäischer Tag der Sprachen in Prag
September 2011, EUNIC in Estland, Europäischer Tag der Sprachen in Tallinn
September 2011, EUNIC in Athen, Europäischer Tag der Sprachen
September 2011, EUNIC in Ungarn, Cocktail Bar Europäische Sprachen
Oktober 2011, EUNIC in Rom, Ein Europa – Viele Sprachen – Neue Möglichkeiten
Oktober 2011, EUNIC in Usbekistan, Lehrtag in Taschkent
Oktober 2011, EUNIC in Vietnam, Tage der europäischen Sprachen – Konferenz in Hanoi
November 2011, EUNIC in Bordeaux, 10. Tag der Sprachen – Sprache und Kultur
Dezember 2011, EUNIC in Warschau, Read in Translation
Februar 2012, EUNIC in Washington, Europäischer Konversationsclub
Februar – April 2012, EUNIC in Senegal, Wettbewerb Schreiben in europäischen Sprachen
März 2012, EUNIC in Estland, Konferenz – Sprachen kleinerer Nationen
März 2012, EUNIC in Rom: Die Herausforderungen der Mehrsprachigkeit
März 2012, EUNIC Melbourne, Festival der europäischen Sprachen in Anakie
Juni 2012, EUNIC in Warschau, Wörterbuch für Freiwillige während der EM
Juni 2012, EUNIC in Athen, Start des Rahmenwerks Sprachenreiches Europa für Sprachpolitik und entsprechende Maßnahmen
September 2012, EUNIC in Bosnien und Herzegowina, Tag der europäischen Sprachen in Mostar und Sarajevo
September 2012, EUNIC in Kanada, Europäischer Tag der Sprachen in Toronto
September 2012, EUNIC in Kolumbien, Europäischer Tag der Sprachen in Bogota
September 2012, EUNIC in der Tschechischen Republik, Europäischer Tag der Sprachen in Prag
September 2012, EUNIC in Estland, Europäischer Tag der Sprachen
September 2012, EUNIC in Ungarn, Cocktail Bar Europäische Sprachen
September 2012, EUNIC in Jordanien, Europäischer Tag der Sprachen in Amman
September 2012, EUNIC in Senegal, Europä-

ischer Tag der Sprachen in Dakar
September 2012, EUNIC in Spanien, Tag der offenen Tür an den europäischen Kulturinstituten – Europäischer Tag der Sprachen
September 2012, EUNIC in der Türkei, Europäischer Tag der Sprachen – zwölf Sprachen an einem Tag
September 2012, EUNIC in Chicago, Europäischer Tag für berufliche Entwicklung
September 2012, EUNIC in Marokko, Europäischer Tag der Sprachen in Casablanca
September 2012, EUNIC in Warschau, Europäischer Tag der Sprachen in Warschau
September 2012, EUNIC in Rumänien, Europäischer Tag der Sprachen
September 2012, EUNIC in Serbien, Europäischer Tag der Sprachen
September 2012, EUNIC in Berlin, Die Kunst, eine Sprache zu sprechen: Mehrsprachigkeit und ihre Möglichkeiten
September 2012, EUNIC in den Niederlanden, Europäischer Tag der Sprachen von EUNIC in den Niederlanden
Oktober 2012, EUNIC im Libanon, Europäischer Tag der Sprachen in Beirut
Oktober 2012, EUNIC in Warschau, Internationaler Übersetzertag in Krakau und Warschau
Oktober 2012, EUNIC in Krakau, Internationaler Tag der Übersetzung
Oktober 2012, EUNIC in Vietnam, Tage der europäischen Sprachen

Europäische Literatur

Januar – Dezember 2011, EUNIC in Kanada, LISEZ L'EUROPE – Zeitgenössische europäische Literatur in Montreal
Juli 2011, EUNIC in Warschau, Spoken Word Festival – Slam Poetry aus verschiedenen Ländern
August 2011, EUNIC in Cordoba, FLiCba... + de 140: Code-Name für das Festival neuer Literatur in Cordoba
September 2011, EUNIC in Schweden, Gemeinsamer EUNIC-Stand auf der Bok&Bibliotek Buchmesse, Göteborg
September 2011, EUNIC in Kanada, Internationales Literaturfestival in Montreal
September – Oktober 2011, EUNIC in Brüssel, Projekt TRANSPoesie 2011
Oktober 2011, EUNIC in Warschau, Reading somewhere else (Lesen woanders), 2. Ausgabe in Warschau
Oktober 2011, EUNIC in Serbien, Buchmesse 2011 in Belgrad
Oktober 2011, EUNIC in Finnland, Buchmesse Helsinki 2011
Oktober 2011, EUNIC in Marokko, Tage der offenen Tür in Bibliotheken von Rabat
November 2011, EUNIC in New York, Tatort: Europa – Neue Literatur aus Europa 2011
November 2011, EUNIC in Rumänien, Europäisches Comic-Festival

November – Dezember 2011, EUNIC in Tansania, Festival Dar Slam Poetry-Meisterschaft
Februar 2012, EUNIC in Marokko, Internationale Messe für Verlagswesen und Bücher SIEL (17. Ausgabe) in Casablanca
März 2012, EUNIC in Wien, Europäisches Poesie-Festival in Wien
März 2012, EUNIC in Athen, Sechs Stimmen, sechs Frauen – Kurzgeschichten für den Internationalen Frauentag in Athen
April 2012, EUNIC in Spanien, Europäische Hilfe für das Bücherverlegen – Runder Tisch in Barcelona
April 2012, EUNIC in Warschau, Lesen woanders, 3. Ausgabe
April 2012, EUNIC in den Niederlanden, City2Cities: Internationale Literaturtage Utrecht
Mai 2012, EUNIC in Rumänien, Europäische Literaturnacht in Bukarest
Mai 2012, EUNIC in der Tschechischen Republik, Literaturnacht in Prag
Mai 2012, EUNIC in Vietnam, Europäische Literaturtage
Mai 2012, EUNIC in London, Europäische Literaturnacht IV in London
Juni 2012, EUNIC in Kroatien, Regionales Multimedia-Literaturfestival „KROKODIL“ in Zagreb
Juni 2012, EUNIC in Ungarn, Nacht der europäischen Literatur
Juni 2012, EUNIC in Dänemark, Festival der zeitgenössischen europäischen Dramatiker
August 2012, EUNIC in China, Buchmesse Peking
August 2012, EUNIC in Córdoba, Zweites Internationales Literaturfestival Córdoba
September 2012, EUNIC in Algerien, XIII. Internationale Buchmesse in Algerien (SILA)
September – November 2012, EUNIC in Brüssel, Projekt TRANSPoesie 2012
September 2012, EUNIC in Berlin, Die super-reale Welt – Graphic Novels aus Europa: Vernissage und Tag der Graphic Novel
September 2012, EUNIC in Berlin, Europa literarisch: Norman Manea aus Rumänien
Oktober 2012, EUNIC in Wien, Literaturnacht in Wiener Cafés, EUNIC-Woche
Oktober 2012, EUNIC in Kanada, EUROPE@ IFOA Toronto
Oktober 2012, EUNIC in Kanada, Internationales Autoren-Festival in Toronto
Oktober 2012, EUNIC in Marokko, Tag der Offenen Tür in den Bibliotheken von Rabat
Oktober 2012, EUNIC in Warschau, VIII. Spoke'n'Word Festival
Oktober 2012, EUNIC in Serbien, Buchmesse in Belgrad
Oktober 2012, EUNIC in Berlin, Europa literarisch: Håkan Nesser aus Schweden
Oktober – November 2012, EUNIC in Melbourne, „Mythos, Magie und Mysterium“ Öffentliche Lesung in Melbourne
Oktober – November 2012, EUNIC im Libanon, Messe für Bücher in französischer Spra-

che in Beirut

November 2012, EUNIC in Rom, „Aschenputtel (Cindarella) als kultureller Text“ – Internationale Konferenz

November 2012, EUNIC in Warschau, Lesen woanders, 4. Ausgabe

November 2012, EUNIC in New York, Künstlereische Fiktionen/Fiktive Künstler: Neue Literatur aus Europa 2012

Bildende Kunst

Juli - September 2011, EUNIC in London, Active Witness / Sommer-Foto-Ausstellung

August 2011, EUNIC in Norwegen, Das Norwegische Internationale Filmfestival in Haugesund

September 2011, EUNIC in Norwegen, Kultur-nacht Oslo

Oktober 2011, EUNIC in Estland, Kunstaustellung „Tadeusz Kantor. Polnischer Avant-Gardist und Theaterreformer“ in Tallinn

Oktober 2011, EUNIC in Kroatien, „Die großen Fünf“ Filmprogramm beim Filmfestival Zagreb 2011

Oktober - Dezember 2011, EUNIC in Warschau, Tabu der Kunst für Kinder, Veranstaltungen in Gdansk, Poznan und Warschau

November 2011, EUNIC in Rumänien, Prag durch die Linse der Geheimpolizei

November 2011, EUNIC in Bosnien und Herzegowina, Mini-INPUT Sydney – Internationale Konferenz zum Öffentlichen Fernsehen in Sarajevo

November 2011, EUNIC in Ungarn, „Hinter dem Zelluloid-Vorhang“, Filmvorführungen

November - Dezember 2011, EUNIC in Sudan, Europäisches Filmfestival 2011 in Khartoum und Juba

November 2012, EUNIC in Rom, Wanderausstellung „Kindheit – Spuren und Schätze“ in Rom

Dezember 2011, EUNIC in London, Robotville EU

Dezember 2011, EUNIC in Litauen, Der Zelluloid-Vorhang – Europas Kalter Krieg im Film

Januar 2012, EUNIC in Norwegen, Internationales Filmfestival Tromsø

Februar 2012, EUNIC in London, Ready Steady Doc / Dokumentarfilmfestival

März 2012, EUNIC in Norwegen, Eurodok – Das Europäische Dokumentarfilmfestival in Oslo

März 2012 - März 2013, EUNIC in der Slowakei, EuroFilmClub in Bratislava

April 2012, EUNIC in China, Foto-Frühling Caochangdi

April 2012, EUNIC in China, Symposium Öffentliche Kulturpolitik: Europäische und chinesische Perspektiven zur Unterstützung der bildenden Kunst

April 2012, EUNIC in New York, Disappearing Act IV – Europäisches Kino

April 2012, EUNIC in Südafrika, Stadt des

Goldes, Stadtkunstfestival in Johannesburg

Mai 2012, EUNIC in Venezuela, Virtuelle Bibliothek/ Identifikation EUNIC-Mitgliedschaft

Mai 2012, EUNIC in Kasachstan, EUNIC Filmfestival Almaty

Mai - Juni 2012, EUNIC in Irland, Klima|Kultur|Wandel – Filmvorführungen und Diskussionen in Dublin

Mai 2012, EUNIC in den besetzten palästinensischen Gebieten (oPt), Woche der europäischen Künste und Kultur in Palästina

Mai 2012, EUNIC in Bosnien und Herzegowina, Europäische Filmwoche in Sarajevo

Mai - Juli 2012, EUNIC in Warschau, Forum für junge Filmkritiker in Gdynia und Wroclaw

Mai - September 2011, EUNIC in Estland, Internationale Medienkunst-Ausstellung in Tallinn: „Gateways. Kunst und Netzwerkkultur“

Juni 2012, EUNIC in Vietnam, 4. Europäische Dokumentarfilmwoche

Juni 2012, EUNIC in Senegal, Festival Image et Vie

Juni 2012, EUNIC in der Ukraine, Europäisches Kurzfilmfestival in Kiew

Juli 2012, EUNIC in Südafrika, Internationales Filmfestival Durban

August 2012, EUNIC in Namibia, EUNIC-Filmfestival „Woanders – die Suche nach einem Zuhause“

August 2012, EUNIC in China, EU – China, Runder Tisch zum digitalen Publizieren in Peking

August 2012 - Januar 2013, EUNIC in Berlin, Ausstellung und Begleitprogramm: Olympia: Mythos – Kult – Spiele

September 2012, EUNIC in Norwegen, Kultur-nacht Oslo

September 2012, EUNIC in Rom, Das audiovisuelle Übersetzungsereignis

September 2012, EUNIC in Südafrika, Moshito Musikkonferenz in Johannesburg

September - Oktober 2012, EUNIC in China, EUNIC-Woche des Designs in Peking

September - Oktober 2012, EUNIC auf den Philippinen, Cine Europa 15 Filmfestival

September - Oktober 2012, EUNIC in Kroatien, Media-Scape Biennale Zagreb

Oktober 2012, EUNIC in Berlin, Mythos Olympia – Die Dokumentation!

Oktober 2012, EUNIC in Berlin, Europas goldene Bären

Oktober - November 2012, EUNIC in Melbourne, Foto-Ausstellung „Erinnerungen an eine Pilgerschaft“ in Melbourne

November 2012, EUNIC in Vietnam, Internationales Filmfestival Hanoi

November 2012, EUNIC in Äthiopien, Europäisches Filmfestival in Addis Abeba

November - Dezember 2012, EUNIC in Äthiopien, Workshop für Filmemacher

November - Dezember 2012, EUNIC in Sudan, Europäisches Filmfestival 2012 in Khartoum

Darstellende Künste

September 2011, EUNIC in Kroatien, DUGAVE Straßenkunst-Festival in Zagreb

April 2011, EUNIC in Kroatien, Vergabe von EUNIC-Kulturstipendien an künftige Führungsfiguren des Kulturlebens aus Kroatien in Zagreb

September 2011, EUNIC in New York, Moving Sounds – Jährliches Musikfestival

September 2011, EUNIC in Brasilien, AMEO – Andromeda Mega Express Orchester: Musik von einem anderen Planeten

September 2011, EUNIC in Venezuela, Europäische DJs in Caracas

November 2011, EUNIC in Washington, Konzert European Jazz Motion

Dezember 2011, EUNIC in Zimbabwe, Die Flamme: Feier zum Welt-Aids-Tag

Februar 2012, EUNIC in Zimbabwe, Live Vibe: The Smoke That Thunders

März 2012, EUNIC in Indien, Kulinarisches Festival

April 2012, EUNIC in Washington, Outreach-Aktivitäten für das Jugendorchester der Europäischen Union

April 2012, EUNIC in Vietnam, Hanoi Sound Stuff

April 2012, EUNIC in Japan, Europäisches Barockmusik-Festival

Mai 2012, EUNIC in Senegal, Festival Interférences

Mai 2012, EUNIC in Estland, Tallinn Treff Festival in Tallinn

Mai 2012, EUNIC in Ungarn, Europa-Tag-Festival

Mai 2012, EUNIC in Senegal, Musik-Expo Salam

Mai 2012, EUNIC in Washington, Eurovision Song Contest Party

Mai 2012, EUNIC in Brasilien, 8. Europäische Woche

Mai 2012, EUNIC in der Slowakei, Konzert für Europa in Bratislava

Mai - Juni 2012, EUNIC auf den Philippinen, Fokus europäischer zeitgenössischer Tanz: Internationales Tanzfestival Manila

Juni 2012, EUNIC in Ungarn, Skandinavischer und baltischer Mittsommertag

Juni 2012, EUNIC in Brüssel, BreXpat – Manneken Speak – Fête de la Musique in Ganshoren

Juni 2012, EUNIC im Libanon, Musikfestival in Beirut

Juni 2012, EUNIC in Senegal, Festa2H

Juni 2012, EUNIC in der Türkei, Nacht der Europäischen Kultur in Istanbul

August 2012, EUNIC in Ungarn, Park in Progress

August - Dezember 2012, EUNIC in Dänemark, Kunstfestival Kopenhagen

September 2012, EUNIC in Vietnam, Festival für Zeitgenössischen Tanz

September 2012, EUNIC in China, Fringe Festival Peking

September 2012, EUNIC in China, Musik und Design aka M.A.D.

September 2012, EUNIC in Warschau, Sommeroper

September 2012, EUNIC in New York, Moving Sounds – Jährliches Musikfestival

Oktober 2012, EUNIC in Berlin, XXIII. Berliner Tage für Alte Musik

Oktober 2012, EUNIC in Norwegen, Europäische Jazz-Nächte

Oktober 2012, EUNIC in der Türkei, Kunst in Bewegung

November 2012, EUNIC in London, EUNICs Festkonzert: „Inspiriert von Debussy“

Kultur in den Außenbeziehungen

Laufendes Projekt, EUNIC in New York, Initiative für Visa

Juni – Juli 2011, EUNIC in London, Seminar zur Kulturdiplomatie

März 2012 – November 2013, EUNIC in Südafrika, Einrichtung für Dialog im Projekt Kunst und Kultur

April 2012, EUNIC in der Tschechischen Republik, EUNIC-Konferenz Kultur + Kultur und Diplomatie

Mai 2012 EUNIC in Serbien, Diplomatische Akademie – Präsentationen zur Kulturpolitik

Juni 2012, EUNIC in London, Konferenz zur Kulturdiplomatie in London

Oktober 2012, EUNIC in Wien, „Den Weg weisen“ – Internationaler Workshop für den Dialog zwischen den Kulturen in Wien

November 2012, EUNIC in Ungarn, Konferenz Dialog zwischen China und Europa

November 2012, EUNIC in Warschau Konferenz Mehr Europa in Warschau

Kultur und Entwicklung

Mai und September 2011, EUNIC in Brüssel, Workshop zu Lernen und Entwicklung in Brüssel

September 2011, EUNIC in Marokko, Konferenz-Debatte über Kultur und Entwicklung in Marokko

Oktober 2011, EUNIC in Brüssel, Netzwerktreffen Kultur und Entwicklung

Juli 2012, EUNIC in Tunesien, „Dreimal fünfzehn?“ – Debatte über die Rolle von Kulturzentren in der lokalen Entwicklung

Kreativindustrien

Oktober 2011, EUNIC in Slowenien, Slowenien in der Mode – Die erste Modewoche in Slowenien

Januar 2012, EUNIC in Algerien, „Eine Brücke zwischen zwei Küsten: Treffen junge Kreative aus Europa und Algerien“

Juni 2012, EUNIC in Rumänien, Fashion Road:

Dialog über Grenzen hinweg – eine Veranstaltungsreihe in Rumänien, Deutschland, Dänemark und in der Tschechischen Republik

Oktober 2012, EUNIC in Jordanien, EUNIC, Kreativindustrien der MENA

November 2012, EUNIC in Jordanien, Kreatives Jordanien – Plattform für visionäre Ideen

November 2012, EUNIC in der Tschechischen Republik, Veranstaltung zu Kultur + Kreativindustrien in Prag

November 2012, EUNIC in Senegal, Teilnahme an der internationalen Konferenz zu Kreativindustrien in Afrika

Ab Oktober 2013: EUNIC in den besetzten palästinensischen Gebieten (oPt), Kulturgespräche in Ramallah

Diskussionsforen, Vorlesungen, Workshops, Konferenzen und Projekte

2011 – 2013, EUNIC in Indien, EUNIC-Vorlesungsreihe

Juli 2011, EUNIC in Japan, Gelegenheit zu Solidarität und Vielfalt ergreifen im Community-Projekt

Juli – August 2011, EUNIC in Südafrika, Crossings – 2. Ausgabe von Crossings, ein internationaler Workshop für junge Künstler in Johannesburg

Herbst 2012, EUNIC in Brüssel, Veranstaltungsreihe zu „Kleiner werden“ über die Vorteile des Schrumpfens in Europa
- Wird Europa kleiner? Über Nationalismus in der EU

- Zentrum und Peripherie – Historische Entwicklungen und zeitgenössische Perspektiven
- Multikulturalismus in Zeiten der Krisen – Ist die multikulturelle Gesellschaft eine gescheiterte politische Idee in Europa?

- Kollektives Gedächtnis, wechselnde Identitäten und kulturelle Transformation in schrumpfenden Staaten

- Was ist mit dem europäischen Traum?

Oktober 2011, EUNIC in Melbourne, Vorlesungsreihe über europäischen Themen
- Die Eurokrise, Ursachen und mögliche Lösungen

- „Maonomie“ (Maonomics) und das chinesische ökonomische Wunder

- Der Sieg des Kommunismus mit einem Profit-Motiv

- Die Konsequenzen von transnationalem Verbrechen und Geldwäsche

November 2011, EUNIC in Südafrika, Architektur-Studio – 4. Ausgabe eines Workshops und öffentlicher Veranstaltungen mit Architekten und Architekturstudenten

November 2011, EUNIC in Vietnam, Offene Akademie Europa – Workshops und Vorlesungen

2012, EUNIC in Russland, Kuratorisches Aus-

tauschprogramm für junge russische Kuratoren 2012

Februar – April 2012, EUNIC in Irland, Wie Migration Vorstellungen von Gesellschaft in Frage stellt – Vorlesungsreihe in Dublin

März – Juni 2012, EUNIC in Serbien, Debatte-Reihe über Kulturpolitik und Kulturzentren in Belgrad

April 2012, EUNIC in Warschau, Konferenz zum Schulbuch-Design

April 2012, EUNIC in den Niederlanden, Die europäische Verantwortung für Kultur – Konferenz

Mai 2012, EUNIC in Brüssel, EUNIC-Treffen von Clustern in Leuven, Belgien

Mai 2012, EUNIC in Senegal, Start der Frühstücktreffen von EUNIC in Senegal

Mai 2012, EUNIC in Stuttgart, „Krise als Chance? Welchen Werten folgt Europa?“ Internationales Panel in Stuttgart

Juni 2012, EUNIC in Ägypten, Diskussion der Focus-Gruppe über Kreativindustrien in Ägypten

Juni 2012, EUNIC in Rumänien, Nacht der offenen Tür der Kulturinstitute

Oktober 2012, EUNIC in Mexiko, Kulturelle Aktivitäten in Gefängnissen – Warum – Symposium und Workshop

November 2012, EUNIC auf den Philippinen, Europäische Messe zur höheren Bildung 2012: Bessere Aussichten

Impressum

Herausgeber: EUNIC, Institut für Auslandsbeziehungen e.V. (ifa)
und Robert Bosch Stiftung, in Zusammenarbeit mit dem British Council, dem
Französischen Ministerium für Auswärtige
und Europäische Angelegenheiten sowie
der Calouste Gulbenkian Stiftung

Redaktion: William Billows, Sebastian Körber
Mitarbeit: Katrin Mader, Dr. Mirjam Schneider, Kamila Gawronska,
Helena Kovarikova
Gestaltung: Eberhard Wolf
Adresse ifa: Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Druck: ConBrio Verlag Regensburg
Übersetzung: William Billows, Carmen Eller, Hilla Maria Heintz,
Marc Hermann, Angelika Welt

Die Beiträge geben die Meinungen der Autoren wieder.

Fotohinweise Bildstrecke: Frankie Quinn, Belfast (www.frankiequinn.com)
Autorenfotos: S. 77: Jens Schulze

ISBN: 978-3-921970-83-6



KULTURREPORT

EUNIC-Jahrbuch 2012/2013

Kultur ist Sprachrohr und Seismograph für gesellschaftliche Befindlichkeit. Wo politische Konflikte trennen, kann sie einen Raum schaffen für Begegnung, Dialog und Verständigung.

Die geopolitische Lage im 21. Jahrhundert erfordert eine Neubelebung der kulturellen Diplomatie.

Die Völkergemeinschaft ist mit gewaltsamen Konflikten konfrontiert, die in der Mitte von Gesellschaften entstehen.

Demokratie, Multilateralismus und jahrzehntelange Erfahrung mit friedlicher Koexistenz – Europa hat viel zu bieten und sollte weltweit mehr in Kulturbeziehungen investieren, um diese spezifischen Erfahrungen mit anderen zu teilen und so manche Krisensituation entschärfen helfen. Wie können wir die positive Rolle der Kultur nutzen?

Welche außenkulturpolitischen Initiativen braucht Europa in Krisenregionen? Und: Welches Engagement von EUNIC, dem europäischen Netzwerk nationaler Kulturinstitute, ist denkbar?